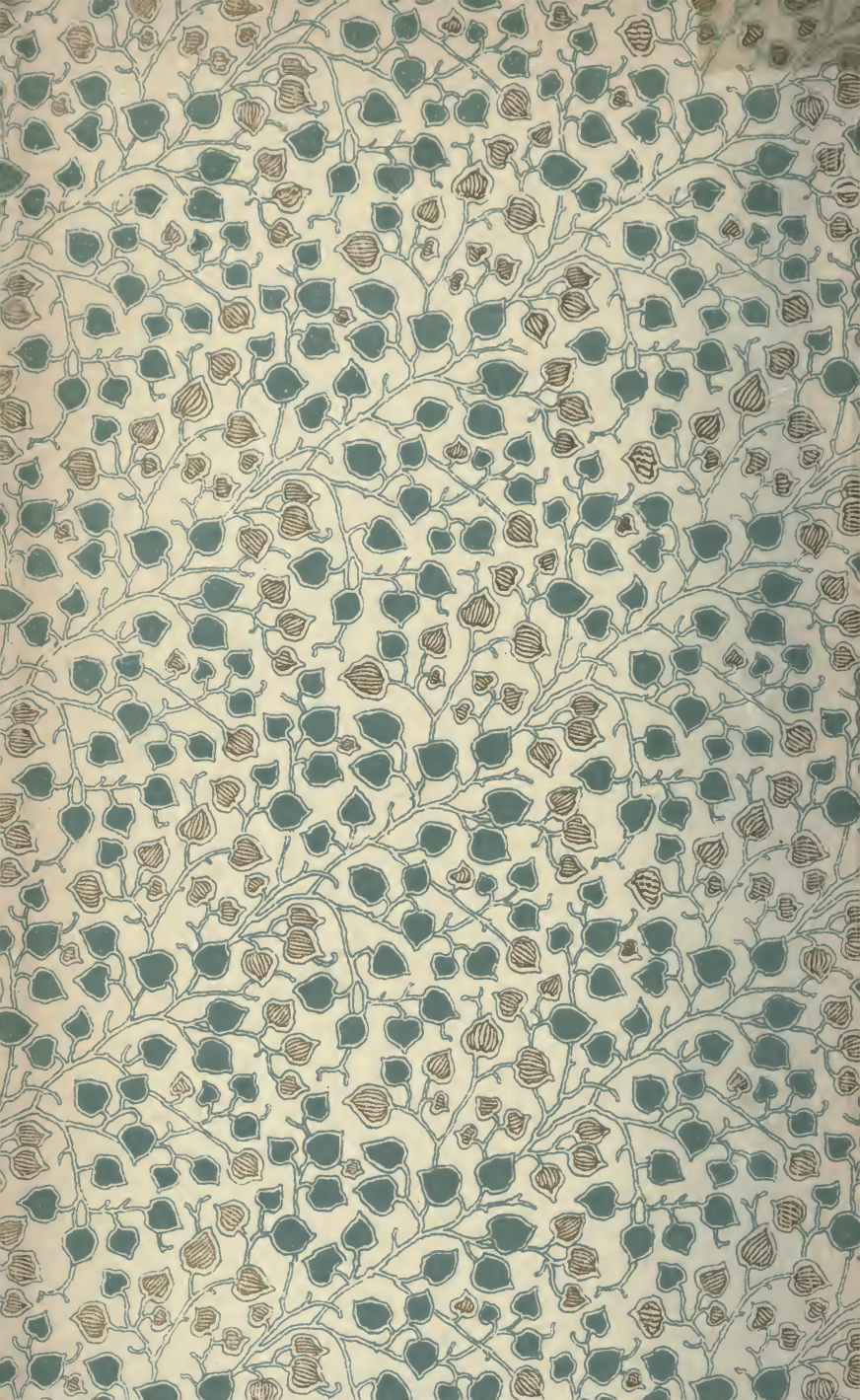
3 1761 05903255 7

Franz Binder

Luise Hensel

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY



Luiſe Henſel.

Louise M. Gould.

HL576

Luise Hensel.

Ein Lebensbild

nach gedruckten und ungedruckten Quellen

von

Dr Franz Binder.

Zweite, durchgesehene Auflage.

Mit einem Bildnis der Dichterin.

11776
- 25 7 11

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1904.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St Louis, Mo.

Alle Rechte vorbehalten.

C. A. Wagners Universitäts-Buchdruckerei in Freiburg i. B.

Vorwort zur ersten Auflage.

Herr Landgerichtsrat Alfred Hüffer in Paderborn, der langjährige Freund und erkorene Testamentsexekutor der seligen Luise Hensel, hat mich vor einigen Jahren mit der ehrenden Aufgabe betraut, den schriftlichen Nachlaß der Verewigten zu ordnen und zu sichten.

Es war anfänglich nur in Aussicht genommen, wenn der Befund sich günstig erwiese, der Schlüterschen Ausgabe von Briefen der Dichterin eine zweite ähnliche Sammlung an die Seite zu stellen. In der Kiste, in der sie ihre Papiere bewahrte, befand sich nämlich auch eine Anzahl eigener Briefe, welche Luise Hensel noch bei Lebzeiten zurückerhalten hatte: ihre früheste Korrespondenz mit einer Berliner Jugendfreundin, jene mit dem Bruder W. Hensel nebst einigen Blättern an die Mutter, sowie ein kleiner Rest ihres Briefwechsels mit Klemens Brentano, dazu noch etliche Briefkonzepte. Eine nähere Prüfung stellte indes heraus, daß das Vorfindliche für eine selbständige Sammlung durchaus unzureichend sei. In Übereinstimmung mit Herrn Hüffer entschloß ich mich daher, den gesamten Nachlaß, der außer der massenhaften Freundeskorrespondenz auch verschiedene zeitgeschichtlich interessante Dokumente von ihrer Hand enthielt, zu einer biographischen Darstellung zu verwerten. So entstand aus der Arbeit des Sichtens das vorliegende Buch, in dem ich versuchte, den Gang dieses innerlich so bewegten, äußerlich scheinbar zerstückelten, bei allem Wechsel aber so reichhaltigen und harmonischen Lebens in einem übersichtlichen Bilde vorzuführen.

Mein Augenmerk blieb auch hierbei darauf gerichtet, das Wesentliche der brieflichen Zeugnisse möglichst ungeschmälert in die Darstellung einzuflechten. Denn bei einer so innerlich lebenden Natur wie Luise Hensel schien es geboten, sie so viel als tunlich selbst zu Worte kommen oder wenigstens in den vertraulichen Kundgebungen der ihr am nächsten Stehenden sich spiegeln zu lassen. Das Buch ist dadurch im Umfang freilich etwas stärker ausgefallen, als es in der Absicht lag; eines aber hat dabei, wie ich hoffen darf, gewonnen: die Unbefangenheit und Treue der Schilderung, nach der ich gewissenhaft gestrebt.

Nicht wenig unterstützt sah ich mich in meinem Vorhaben durch das Entgegenkommen mehrerer Freunde der Dichterin, welche durch Übersendung von Briefen derselben und sonstige Mitteilungen die begonnene Arbeit freudwillig förderten. Trotz des umfangreich vorhandenen Materials fehlte es nämlich doch nicht an klaffenden Lücken, welche aus andern Quellen zu ergänzen waren, sollte das Bild nicht allzu unvollständig bleiben. Von ganz besonderem Wert erwiesen sich in dieser Hinsicht die Briefe an Apollonia Diepenbrock. Die Adressatin hatte dieselben einem liebenswürdigen und charaktervollen Neffen, dem Kaufmann Klemens Diepenbrock in Münster, überlassen, der mir die Originale, gegen 50 an der Zahl, bereitwilligst zur Abschriftnahme zustellte, und zwar mit ausdrücklicher Zustimmung seiner Tante, die, früher jeder Veröffentlichung abhold, noch kurz vor ihrem Tode auf meine Anfrage erwiderte: „es sei doch so viel Schönes darin, daß es schade wäre, wenn es nicht benutzt würde.“ Herr Klemens Diepenbrock ist seiner ehrwürdigen Tante am 27. Februar dieses Jahres unerwartet früh ins Jenseits nachgefolgt und so kann ich beiden nur ein christlich dankbares Gedächtnis widmen. Außerdem haben mich zu aufrichtigem Dank verpflichtet: Freiin Anna v. Proff-Irnich in Honnef, Frau

Regierungsrat E. Goesen, geb. Hüffer, in Nonnenwerth, Frau Elise Schülgen in Köln, Frau Generalin v. Radowitz, Frau Hedwig v. Olfers in Berlin, Herr Domkapitular Jacob in Regensburg, Herr Vikar Wegener in Haltern, Herr Dr Winand Virnich in Bonn, Herr Domvikar Dr Bellesheim in Köln, endlich Herr Landgerichtsrat Hüffer selbst, der mir mit Rat und Hilfe fördernd zur Seite stand.

Zu weiterer Ergänzung wurden selbstverständlich auch die gedruckten Quellen herbeigezogen und benützt; es sind dies vornehmlich zwei inhaltreiche Werke:

Briefe der Dichterin Luise Hensel (an Prof. Dr C. Schlüter). Paderborn 1878, F. Schöningh; und

Der innere Lebensgang der Dichterin Luise Hensel nach den Originalaufzeichnungen in ihren Tagebüchern vorgelegt von Ferd. Bartscher, Domkapitular und Regens des Priesterseminars in Paderborn. Ebendaselbst 1882. (Kurzweg zitiert als „Tagebuch".)

Dazu kommt dann noch die in ihrer Spitze so verletzende Schrift: Luise Hensel und ihre Lieder von J. H. Reinkens, Bonn 1877. Fräulein Hensel hatte dem Breslauer Professor, dem sie bis zum Jahre 1870 gesonnen war ihren literarischen Nachlaß zu vermachen, eine autobiographische Skizze übergeben und anderes mündlich erzählt, was dieser in ihrer Gegenwart aufschrieb. Auch ihre Tagebücher hatte sie ihm auf längere Zeit zur Einsicht anvertraut. Wie Herr Reinkens dieses hochherzige Vertrauen gelohnt, hat Herr Regens Bartscher in der Einleitung zum „Tagebuch" nach Gebühr beleuchtet. Für die Jugendgeschichte Luisens enthalten aber jene autobiographischen Blätter verschiedene Details, die sonst nirgendwo erhalten sind. Soweit solche für die Lebensgeschichte der Dichterin von Bedeutung erschienen, kamen sie in der vorliegenden Darstellung zur Verwendung.

Von den nach ihrem Tode veröffentlichten Nachrufen erwähne ich die schöne Skizze von Dr J. Galland im Deutschen Hausschatz, 4. Jahrgang (1878), und die warm geschriebenen „Gedenkblätter" von A. Joachim in Alte und Neue Welt 1878. — Schließlich sei bemerkt, daß die Lieder der Dichterin nach der vierten Auflage zitiert sind.

Luise Hensel hat sich durch ihre Lieder im Herzen des deutschen Volkes längst ein dauerndes Andenken gegründet. Möge auch dieser Umriß ihres vielseitigen und edlen Wirkens in den Kreisen ihrer Verehrer freundliche Aufnahme finden.

München, 8. Dezember 1884.

Fr. Binder.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Seit der ersten Ausgabe dieses Buches ist in den neueren Erscheinungen der Literatur manches zu Tage gefördert worden, was die Lebenskreise der Dichterin Luise Hensel berührt und einzelne Phasen ihres Wirkens streift und beleuchtet. Was hiervon zur Ergänzung oder Verbesserung vorliegender Biographie dienen konnte, wurde bei der Durchsicht zu Rate gezogen und in geeigneter Weise verwertet. Um indes den Umfang des Buches durch die neuen Zusätze nicht allzusehr zu vergrößern, wurden zu einigem Ausgleich an verschiedenen Stellen kleinere oder größere Kürzungen vorgenommen. Die Nachlese ist, wie ich hoffen darf, der Vervollständigung des Charakterbildes zu gute gekommen.

München, im Sommer 1904.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

1. **Linum.** Elternhaus und Familienleben. Die Tage der Kindheit. Tod des Vaters. (1798—1810) 1

2. **Berlin.** In der Realschule. Innere Krisen. Konfirmation. (1810—1813) 21

3. **Die Zeit der Befreiungskriege.** Wilhelm Hensel als Freiwilliger. Die dichterisch-patriotische Teilnahme der Schwester. (1813—1815) 28

4. **Gesellschaftlicher Verkehr.** E. Hitzig und sein Kreis. Die Familie v. Stägemann. Graf Gneisenau. Ein Sommer in Schöneberg. (1815—1817) 35

5. **Neue Forschungen und Studien.** Weltflucht. Eine Schrift von Jakob Böhme. Prediger Hermes. Studium der Bekenntnisschriften. (1815—1816) 48

6. **Erster Verkehr mit Klemens Brentano.** Ein Abend bei Stägemann. Des Dichters Werbungen. Weihnachtsabend. Des „Pilgers" Rückkehr. (1816—1817) . . 56

7. **Das Vermächtnis der Schwester.** Karoline Rochs. Brentanos Patenschaft. Die Sängerfahrt. (1817—1818) . 71

8. **Die Wendung beginnt.** Im Wertherschen Hause. Propst Taube und der kathol. Katechismus. Erneuerte Prüfung. (1817—1818) 79

9. **Der Eintritt in die Kirche.** Das Tagebuch. A. K. Emmerich. Brentanos Abreise. L. v. Gerlach. Letzte Stürme. (1818) 88

Seite

10. **Münster und Düsseldorf.** Das Anerbieten des Fürsten Salm. Abschied von Berlin. Leben in Münster. Bei der Emmerich. Übersiedlung nach Düsseldorf. P. Wüsten. Die Braut des Königssohns. Düsseldorfer Freunde. Abschied von der Familie Salm. (1819—1821) . . 110

11. **Auf der Reise.** In Dülmen und Holtwick. Apollonia Diepenbrock. In Sachsen. Dorothea Tieck. Bei der Mutter in Schlesien. (1821) 145

12. **In Sondermühlen.** Gräfin Stolberg und ihre Töchter. Ein Besuch in Dülmen. Ida Trost. (1821—1823) 160

13. **Wiedenbrück.** Abschied von Sondermühlen. Ihre Tätigkeit in Wiedenbrück. Kaplan Hensing. (1823—1825) 170

14. **Am Grabe der Emmerich.** Mit Brentano und Apollonia Diepenbrock. Nächtliche Öffnung des Grabes. (1824) 176

15. **Der Zug zum Kloster.** Die Frage der Ordenswahl. Overbergs Rat. Sie will Barmherzige Schwester werden. Aussicht im Klemensspital in Münster. Der Schwager durchkreuzt den Plan. Marie Neumann. (1824—1825) 186

16. **Koblenz.** H. J. Dietz. Das Bürgerhospital. Luisens Reisebericht. Vereinigung mit Apollonia Diepenbrock und Pauline v. Felgenhauer. Karoline Settegast. Ankunft der Barmherzigen Schwestern. (1825—1826) . 196

17. **In Sondermühlen und Marienberg.** Th. Goßler. Wiesbaden. Malchen Stolberg. Der Bruder in Rom. Die Schwestern Doll und Marienberg. (1826—1827) . . 213

18. **Aachen und St Leonhard.** Die Anstalt. Nellessen. Gräfin Stolberg. Wilhelm Hensel. Diepenbrocks „Geistlicher Blumenstrauß". Luise im Kreis ihrer Zöglinge. (1827—1832) 226

19. **Das letzte Jahr in Aachen.** Erholungskur auf dem Lande. Rücktritt vom Lehramt. Frau v. Fisenne. Dr Alertz. (1832—1833) 249

Seite

20. **Wieder in Berlin.** Im Hause des Bruders. Die Familie Mendelssohn. Der Freundeskreis. Tod der Mutter. Brentano. (1833—1836) 257

21. **Eine Samariterfahrt nach Dresden.** Frau v. Clausewitz. Graf Brühl. Dorothea Tieck. Ein Frauenverein in Berlin. (1836. 1837) 291

22. **Am Rhein und an der Isar.** Über Minden an den Rhein. Stift Neuburg. In Schloß Haag und München. Scheveningen. Wiesbaden und Frankfurt. (1838 bis 1839) 302

23. **Ein Winter in Berlin.** Dietz. Brentanos Schwestern. Tod der Dorothea Tieck. (1840—1841) 320

24. **Köln.** Das Armenkränzchen. Tod Brentanos. Im Hause Bartmann. Die Heiltumsfahrt nach Trier. Das Jahr 1848. Elisabethenverein. (1841—1850) . . . 329

25. **Auf der Insel Nonnenwerth.** Ein aufgehobenes Kloster. Die Familie v. Cordier. Die Organisation der neuen Anstalt. Luisens Rücktritt. (1850) 353

26. **Reise nach Marienbad und Glatz.** Reisegefährtin. Badbekanntschaften. Bei Kardinal Schwarzenberg. Bei Kardinal Diepenbrock. Berta Fontanes. (1851) . . 361

27. **Die Einsiedelei in Wiedenbrück.** Lebensweise. Ihre Hauswirtin und sonstiger Umgang. Charakterzüge. (1852) 378

28. **In Regensburg und Aschaffenburg.** M. v. Diepenbrocks Tod. Von Köln nach Regensburg. Apollonia Diepenbrock. Die Briefe Klemens Brentanos. (1854 bis 1855) 389

29. **In Breslau und am Rhein.** Fürstbischof Förster. M. Pohl und die ewige Anbetung. Blankenberghe. Rheinfahrten. (1856—1857) 405

30. **Wanderungen nach Berlin und Regensburg.** Frau Marie Schmidt. Savigny. Bei A. Diepenbrock. Zeitbetrachtungen. (1856—1860) 418

Seite

31. **Der Tod des Bruders.** W. Hensels letzte Tage. Stiftung der Schwester. Sorge für seinen Nachlaß. Reisen. (1861—1863.) 431

32. **Die Herausgabe der Lieder.** Dr Julius. Schlüter. Charakter und Wirkung der Poesien. (1869) . . . 447

33. **Am Lebensabend.** In Aachen und in Bonn. Die Kriegsjahre. Das Konzil. Ihr Emmaus. (1866—1870) . . 467

34. **Von Wiedenbrück nach Ahlen und Paderborn.** Gertrud Schwenger. Im Krankenhaus zu Ahlen. Pauline v. Mallinckrodt. (1871—1873) 480

35. **Die drei letzten Jahre.** Lebensweise in Paderborn. Unfall. Am Grabe Mallinckrodts. (1874—1876) . 491

36. **Müde bin ich, geh' zur Ruh.** (1876) 505

1. Linum.

(1798—1810.)

Elternhaus und Familienleben. Die Tage der Kindheit. Tod des Vaters.

Im wasser- und torfreichen Havelland, in dem nördlichen Streifen der Niederung, der das Rhinluch heißt, liegt ein kleines, von endlosen Brüchen und Mooren umgebenes Dorf, Linum, das ergiebigste Torfdorf der Mark Brandenburg. Das Rhinluch, einer jener erlenbestandenen platten Sumpfstrecken, welche das Havelland durchziehen und die durch Trockenlegung teilweise in fruchtbares Marschland umgeschaffen wurden, hat seinen Namen von einem kleinen schilfigen Nebenflüßchen der Havel, dem Rhin, welcher Fehrbellin bespült und unterhalb Rhinow mündet. Seitdem das Luch aufgehört hat, ein bloßer Sumpf zu sein, ist es ein großes Gras- und Torfland geworden, dessen Mittelpunkt Fehrbellin ist, historisch denkwürdig durch die Schlacht vom 18. Juni 1675, in welcher der Große Kurfürst den entscheidenden Sieg über die Schweden errungen. Der Hauptsitz der Torfgräbereien aber ist das von Fehrbellin eine gute Wegstunde entfernte Linum, „das Newcastle" der preußischen Residenz, wie es ein Schriftsteller der Gegenwart, der begeisterte Schilderer der Mark Brandenburg[1], genannt hat.

Hier wirkte an der Wende des 18. Jahrhunderts als lutherischer Prediger der Gemeinde Johann Jakob Ludwig

[1] Th. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg I, Berlin 1862, 172—173

Henſel, der Sohn eines Bäckers aus dem Sächſiſchen, der ſich, nachdem er im Siebenjährigen Krieg eine Feldbäckerei unterhalten, in Zoſſen niedergelaſſen hatte. Ludwig Henſel war längere Zeit Paſtor an der Marienkirche in Trebbin (ſüdlich von Berlin, im Kreiſe Teltow) geweſen und hatte dann die beſſere Stelle in Linum erhalten, wo er im Jahre 1797 mit ſeiner Familie aufzog. Seine Ehefrau, Johanna Albertine Luiſe, geb. Troſt, ſtammte aus Berlin und gehörte als Tochter des preußiſchen Kriegsrats Friedrich Troſt einer alten, mit Glücksgütern wenig geſegneten, aber durch Kraft und Schönheit der meiſten Sprößlinge ausgezeichneten, vormals adligen Familie an. Als eine ſtattliche, bis in das hohe Alter geiſtig und körperlich rüſtige Reckengeſtalt lebte beſonders ihr Großvater Chriſtian Theodor Troſt, der als Pagenhofmeiſter in Potsdam ſein erbaulich chriſtliches Leben beſchloß, in der Erinnerung der Enkelin fort. Die Gattin des Paſtors ſelbſt, geboren am 26. Auguſt 1764, war damals bei der Überſiedlung eine in der Vollkraft des Lebens ſtehende Frau von 33 Jahren.

Ungefähr ein Jahr nach ihrem Einzug im Pfarrhauſe zu Linum, am 30. März 1798, wurde ihnen eine Tochter geboren, welche in der Taufe den Namen Luiſe erhielt. Der 30. März fiel auf den Freitag vor Palmſonntag, und Luiſe fand ſpäter eine gewiſſe Vorbedeutung darin, daß ſie am Tage der ſieben Schmerzen Mariä auf die Welt gekommen. Bei der Tauffeier war faſt die ganze Umgegend durch Teilnehmer vertreten; eine Neunzahl von Zeugen — die Zahl der Muſen — wohnte dem heiligen Akte bei. Im Kirchenbuch von Linum lautet die Einzeichnung von der Hand des Vaters:

„Am 30. März 1798 ward dem Prediger dieſer Gemeinde, Herrn Johann Jakob Ludwig Henſel, von ſeiner Ehefrau, Johanne Albertine Louiſa, geb. Troſt, eine Tochter

geboren, welche am 23. April Louisa getauft wurde. Taufzeugen waren: 1. Frau Berginspektor Braun, geb. Bieler. 2. Demoiſell Auguſte Siehe. 3. Herr Oberamtmann Johann Ludewig Fromme. 4. Herr Kandidat Teſch. 5. Frau Prediger Bolten aus Carweſee. 6. Herr Prediger Siebmann aus Dechtow. 7. Herr Inſpektor Mylius aus Fehrbellin. 8. Herr Oberamtmann Sach aus Königshorſt. 9. Herr Kriegsrat Troſt aus Berlin; derſelbe vertrat zugleich die Taufzeugenſtelle des Herrn Oberſtleutnant von Troſt."

Luiſe war das fünfte Kind der glücklichen Predigerfamilie. Vier Kinder, drei Knaben und ein Mädchen, hatten ſie von Trebbin mit herübergebracht, zuſamt den Bäumchen, die der Vater jedem Kinde zur Geburt geſetzt hatte und die nun im Raſen des Pfarrgartens zu Linum wieder ſorglich eingepflanzt wurden. Den vier aufblühenden Kinderbäumchen wurde jetzt ein fünftes beigeſellt, ein Apfelbäumchen, das mit der Neugebornen in die Höhe wachſen ſollte.

Nach allen Mitteilungen, die wir von Luiſe haben, war der Vater ein redlicher, frommgläubiger, in jeder Hinſicht höchſt achtungswerter Mann, in ſeinem geiſtlichen Berufe pflichttreu und voll ernſter Gewiſſenhaftigkeit, im geſelligen Leben mild, human und gaſtfrei. „Als Prediger und Schulmann", verſichert die Tochter, „galt er in weiteren Kreiſen und bei den Behörden als ſehr ausgezeichnet." An ſeiner Gattin hatte Henſel ſich eine Lebensgefährtin gewonnen, wie er ſie wünſchen mochte, denn er hatte lang um ſie geworben: eine tätige brave Hausfrau, die, in der Hauptſtadt aufgewachſen, in das ländliche Stillleben einer Dorfpfarrei mit verſtändiger Fügſamkeit ſich hineinfand. Sie erſcheint als eine ſanfte, weichherzige, poetiſch geſtimmte Natur, etwas angehaucht von dem Geiſt der Empfindſamkeit, der ihre Jugendepoche beherrſchte, aber voll Güte und Menſchenfreundlichkeit, gegen ihre Kinder von Liebe und mütterlicher Zärtlichkeit überſtrömend.

Der neue Ankömmling wurde von allen mit Freuden begrüßt, denn ein Töchterchen hatten die Eltern sich gewünscht, und Karoline, die ältere Tochter, ein Schwesterchen als Gespielin täglich vom Himmel erbeten.

„Du hörtest, Gott, mein leises Flehen,
Um eine Tochter bat ich dich",

heißt es in einem Gedicht der Mutter voll frommen Dankergusses. Es ist von dieser auch ein Brief vorhanden, kurz vor der Geburt Luisens niedergeschrieben und für den Fall bestimmt, daß sie die Ankunft des erwarteten Kindes nicht lange überleben sollte. Dies Dokument bezeichnet ihr liebevoll frommes Wesen; sie wollte nicht aus der Welt gehen, ohne dem Kinde wenigstens ein Zeichen ihrer Mutterliebe zu hinterlassen, ihm ihren mütterlichen Segen auf den Lebensweg mitzugeben. „Gern", heißt es darin zum Schluß der Mahnungen, „erkauf' ich Dein Leben mit dem meinigen, geliebtes Kind! wenn ich nur dadurch das Leben eines guten Erdenbürgers und einst eines seligen Bewohners des Himmels erkaufe." Es war ihr vergönnt, des ersehnten Kindes sich lange Jahre zu erfreuen, und gerade dieser Tochter war es zuletzt beschieden, der Mutter am Lebensabend die Augen zu schließen.

Luise wurde in der Tat der „süße Liebling ihres Herzens", und bis in späte Tage erweckte der wiederkehrende Jahrestag ihrer Geburt in der Mutter stets die liebevollsten Erinnerungen. „Noch fühl' ich", schrieb sie einmal zum Geburtsfest der bereits erwachsenen Tochter, „das Entzücken, was ich damals empfand, als Du zum erstenmal in meinen Armen lagst und ich Dir Händchen und Gesichtchen küßte und drückte; noch seh' ich Karolinens heilige Freude, als sie die in kindlicher Unschuld täglich von Gott erbetene Schwester nun sah; sie zitterte, weinte, jubelte und wollte Dich gar nicht mehr loslassen. Ach, sie ahndete wohl nicht,

daß diese so ersehnte Schwester einst noch ihres Kindes Pflegerin sein würde." . . . Und in einem folgenden Jahre beim gleichen Anlaß: „O wie war mir, als meine zitternden Hände Dich gen Himmel hoben und mein Mund nicht sprechen, mein Herz nur danken und Dich segnen konnte; und als ich, Dich im Arme, meinen Kirchgang hielt, als mit den rührendsten Tönen Dein Vater Dich und mich segnete — o wie hob sich meine Seele da voll Andacht und Dank, ich sah weder Kirche noch Altar, meine Seele war im Himmel."

Damals, bei diesem Opfergang sang die Mutter:

„O laß das süße Kind gedeihen,
O laß es fromm und tugendhaft
Sich hier schon seines Lebens freuen,
Gib ihm zum Guten Lust und Kraft . . .

O laß das holde Kind mir leben
Und segne seines Lebens Lauf;
Mir aber wollst du Weisheit geben,
Daß ich's zum Guten ziehe auf." . . .

Die Lieder der frommen Mutter klangen über der Wiege Luisens, deren erwachender Geist unter der mütterlichen Pflege früh und in gleicher Kraft mit dem leiblichen Wachstum sich entfaltete.

Schon durch das Märchenreich ihrer Kindheit geht ein ganz eigenartiger Zug. Es lag in dem Kinde eine merkwürdige Mischung von überschäumender Wildheit und mädchenhaft zarter Schüchternheit. Wenn die ältere Schwester hoffte, an Luise eine stillere und sanftere Gespielin, als sie an den lärmenden Brüdern hatte, zu erhalten, so wurde diese Hoffnung nur zum Teil erfüllt. Beherzt und kühn, voll unbändiger Lebenslust, spielte Luise am liebsten mit Knaben, mit denen sie es in jeder Art von Wagnis aufnahm, wie sie denn in allem, was Kraft und Übung heischte, in Springen, Laufen, Klettern sich gleich gewandt und den meisten Alters-

genossen überlegen zeigte. Die Mutter selber schüttelte manchmal den Kopf, wenn sie über Feld und Moor so stürmisch dahinschwirrte, und nannte sie die „Wilde", wie Luise in einem ihrer Jugendgedichte sagt. Sie erzählt, daß sie als kleines Mädchen gern dem Irrlicht auf der Heide nachgelaufen, „mit kindischem Verlangen, nur einmal mit der kleinen Hand den lichten Schein zu fangen":

„Das wandelbare Licht zu fahn,
Durchstreift' ich die Gefilde.
Die Mutter sah mich scheltend an
Und nannte mich die Wilde." (Ungedruckt.)

Über die Maßen liebte sie die Kriegsspiele ihrer größeren Brüder, bei denen sie die buntfarbige Fahne vortrug, oder das wilde Kriegshorn, die „Tralöte", zu blasen hatte. Tralöte nannten die Linumer Kinder ein aus Weidenbast gebundenes Horn, das einen tiefen rauhen Ton gab. In einem ungedruckten Gelegenheitsgedichte hat Brentano, der wohl aus dem Munde der Mutter nachmals von diesen Kriegsspielen Luisens erzählen hörte, auch „die Tralöte von Linum" in seiner Art gefeiert. Am innigsten hing Luise an dem um vier Jahre älteren Bruder Wilhelm (geb. 6. Juli 1794), mit dem sie „von Kindheit an ein Herz und eine Seele" gewesen[1].

Wenn sie aber, in unbewußtem Kraftgefühl, die wildlärmenden Freuden der Knaben teilte, so blieb sie durch ein natürliches Zartgefühl gegen die Unarten derselben gefeit. In der Seele dieses fröhlichen Kindes, das aus hellen Unschuldsaugen so selig in die Welt hineinlächelte, schlummerte ein eigentümlicher, tiefer Ernst. Alles Unschickliche, selbst nur die Vorstellung davon, verletzte ihre reine Kinderseele, und sie duldete in ihrer Gegenwart nichts, was ihr

[1] Briefe der Dichterin L. Hensel, herausgegeben von Professor Dr Schlüter, Paderborn 1878, 146; vgl. 78.

unrecht schien. Angegriffene Unschuld zu verteidigen, war ihr eine Lust, unwiderstehlicher Herzensdrang. So nahm sie einmal ein armes kleines Mädchen gegen den Mutwillen der Schulknaben in Schutz, welche ihren Spott an der ärmlichen, stark geflickten Kleidung des Kindes ausließen; als Luise das bedrängte Kind darüber in Tränen ausbrechen sah, ergriff sie zornglühend einen Büschel Brennesseln und schlug mit dieser Waffe in der Hand die ausgelassenen Schlingel in die Flucht. — Noch eindringlicher hatte ihren heiligen Zorn ein roher Junge zu verspüren, der in ihrer Gegenwart unziemliche böse Redensarten sich erlaubte. Es genügte ihrer Entrüstung nicht, ihm solches zu verweisen; sie verfolgte den Davoneilenden bis auf den Kirchhof, band ihn dort an und züchtigte ihn, so daß er noch lange dessen gedachte und der tapferen, kaum achtjährigen Heldin niemals ohne Scheu begegnete[1].

Eine stille Sympathie zog sie zu allem Schwachen und Hilflosen hin, und dieses Mitgefühl übertrug sie auch auf die vernunftlosen Geschöpfe. Ihre Lieblinge zumal waren die gefiederten Sänger, und manches arme Vögelchen, das aus dem Nest gefallen, hatte ihrer mitleidigen Kinderhand Rettung und Freiheit zu verdanken; — eine Neigung, der sie bis ins Alter treu blieb. „Ich habe von Kindheit an", bemerkt sie einmal, als sie auf einer Reise in Prag ein Grasmückchen gerettet, „öfters verunglückte Vögel aufgepflegt, wenn sie aber fähig waren, draußen zu leben, ihnen immer die Freiheit wieder gegeben."[2] Kamen die zärtlich gehegten Tiere aber nicht davon, so wurde ihnen in einem Winkel des Gartens zu Linum ein feierliches Grab bereitet. Einem niedlichen, ganz weißen Gänschen, das von ihr aufgezogen worden, aber

[1] Mitteilungen von L. Hensel bei Reinkens, L. Hensel und ihre Lieder, Bonn 1877, 12—13.

[2] Briefe, herausgegeben von Schlüter, 48.

durch einen Zufall zu Grunde ging, setzte die achtjährige Luise ein hölzernes Denkmal mit der Inschrift, die sie auf dem Dorfkirchhof gelesen und sich gemerkt hatte: „Du blühtest, um zu welken, und welktest, um zu blühen.“ [1]

Einem Nachbarkinde, der Tochter einfacher Landleute, war sie mit besonderer Liebe zugetan. Sie tat ihm alles zu Gefallen und bequemte sich um seinetwillen oft zu stilleren Spielen, als sie sonst gewohnt. Die Mutter hatte ihr dieses von seinen Eltern in scharfer Zucht gehaltene Kind als Muster eines braven Mädchens vorgestellt. Seitdem empfand Luise das höchste Verlangen, der kleinen Freundin an Sanftmut und Gehorsam gleichzukommen, und wenn sie durch einen geringen Fehler ihre Eltern oder Geschwister betrübt zu haben glaubte, dann zog sie sich in einen einsamen Winkel zurück und vergoß Tränen bitterster Reue. Sie liebte überhaupt die Einsamkeit, und dasselbe Kind, das so leidenschaftlich mit den Brüdern spielte, fand man nicht selten an irgend einem verborgenen Plätzchen sitzend, von unerklärbarer Schwermut überfallen, in frommes Nachsinnen oder auch in stilles Weinen versunken.

Solche Kundgebungen, Zeichen eines tief innerlichen Lebens, kamen zuweilen in einer überraschenden, für die Umgebung befremdlichen Weise zum Ausdruck. Eines Tages erschien die Frau Superintendentin, eine wohlbeleibte angesehene Dame, mit einer nachbarlichen Pastorsfrau zu Besuch. Die sechsjährige Luise saß in einer Ecke des Empfangszimmers, allein für sich spielend, und ließ sich in ihrer geräuschlosen Beschäftigung auch durch den Besuch der ansehnlichen Gäste nicht stören, die indessen von der Mutter mit Kaffee bewirtet wurden. Beim Abschied liebkoste die Superintendentin das schöne, still in sich gekehrte Kind und sagte: „Dies kleine Mädchen ist so ernst, das wird gewiß auch noch einmal eine Predigersfrau.“

[1] Galland im „Deutschen Hausschatz“ 1878, 423.

— „Nein, nein!“ rief das Kind mit plötzlich ausbrechender Heftigkeit, „Geistliche brauchen gar keine Frau zu haben!“ Als sie aber die unerwartete Wirkung dieses Wortes wahrnahm, die Betroffenheit der Damen und den verweisenden Blick der bestürzten Mutter, die sie aus dem Zimmer gehen hieß, da eilte sie hinaus in den Garten und begann bitterlich zu weinen. Sie meinte, sich schwer versündigt zu haben, und konnte sich den ganzen Tag über nicht mehr beruhigen, bis der Vater heimkam. Mit klopfendem Herzen lauschte sie, wie dieser die Erzählung der Mutter hinnahm, der indessen ruhig lächelnd auf sie niedersah und endlich halblaut sagte: „Wie kommt das Kind auf die katholischen Ideen?“ Das Wort wirkte tröstlich, obgleich sie es nur halb verstand. Seitdem meinte sie, katholisch heiße wunderlich, und war mit dieser Deutung zufrieden.

Das Familienleben, das der Prediger von Linum führte, war übrigens ein musterhaftes und hinterließ in dem Gedächtnis Luisens nur wohltuende Erinnerungen. „Meine Eltern“, heißt es in einer ihrer Aufzeichnungen, „liebten einander sehr. Doch habe ich gottlob nie eine Tändelei oder sonst etwas Kindisches zwischen ihnen erlebt, ebensowenig einen Streit.“ [1] In beiden lebte ein poetischer Sinn, der das Tagesleben zu verschönern, den Familienfesten eine höhere Weihe zu geben trachtete. Wie hätte das ohne Einfluß auf ein empfängliches Kinderherz bleiben können! „Ich dachte heute“, schreibt Luise nach Jahren einmal an ihre Mutter, „so recht daran, wie der selige Vater einst Deinen Geburtstag in der Laube so schön feierte; mir war bei dem Anblick der Kränze so feierlich zu Mute, daß ich diesen Eindruck für das ganze Leben empfangen habe.“ [2] Und ebenso wurde es an Luisens eigenem

[1] Handschriftliche Notizen.

[2] Brief aus Wiedenbrück vom 26. August 1824.

Geburtsfeste gehalten; die Mutter konnte sich noch im Alter oft in dem Nachglanze solcher Gedenktage. „O wie waren wir doch", schreibt sie einmal, „immer so froh an Deinem Geburtstage, wie freudig warst Du als Kind an diesem Tage stets! Noch steht Dein liebliches Gesichtchen vor mir, noch seh' ich Dich hüpfen und jauchzen und springen, noch hör' ich den Jubel des Hauses an Deinem wirklichen Geburtstag." [1]

Die ersten Jahre des neuen Jahrhunderts brachten dem Prediger Hensel weiteren Familienzuwachs, und Luise sah neben den vier älteren Geschwistern noch zwei jüngere um sich heranwachsen, zwei Schwestern: nämlich Marie, geb. 23. Aug. 1800, die indes nur ein Alter von vier Jahren erreichte, und Wilhelmine, die jüngste, geb. am 11. September 1802, der gleich Luisen ein hohes Alter beschieden war. Zur Taufe dieses jüngsten Kindes suchte sich der Pastor ein hohe Patin aus, die Königin Luise von Preußen nämlich, welche, der Bitte willfährig, die Annahme der Patenstelle durch ein huldvolles Handschreiben aus Potsdam zusagte. Im Kirchenbuch von Linum hat der glückliche Vater dieses durch folgenden Eintrag verewigt:

„Ich wagte es, unserer allgeliebten Landesmutter, der regierenden Königin, Louisa Augusta Wilhelmina Amalia Majestät, die Patenstelle bei meiner Tochter submissest anzutragen, und der Eingabe dafür ein Gedicht meiner Frau zur hundertjährigen Krönungsfeier, welche uns besonders wichtig seyn mußte, da Preußens erster König, Friedrich der Erste, nach Anzeige der Kirche und Pfarrmatrikel dieses Dorf jährlich zu seiner Zerstreuung besucht, im hiesigen Pfarrhause logiert, und manche wohltätige Spuren für Kirche und Schule und Gemeinde hier zurückgelassen hat, beyzulegen, worauf ich mit folgender Antwort begnadigt ward:

---

[1] Brief der Frau Hensel an Luise, aus Scheibe, 30. März 1825.

„Die mir mittels Schreibens vom 13. d. M. an-
„getragene Patenstelle bei Ihrer neugebornen Tochter
„nehme ich willig und mit Vergnügen an; auch säume
„ich nicht, Ihnen für die Mitteilung des mir zugleich
„übermachten Gedichtes, welches den Talenten der Ver-
„fasserin alle Ehre macht, hiermit meinen Dank mit der
„Versicherung zu bezeugen: daß die darin geäußerten
„Gefühle reiner Vaterlandsliebe meiner Aufmerksamkeit
„nicht entgangen sind und ich daher nicht unterlassen
„kann, Ihnen mein Wohlgefallen darüber zu erkennen
„zu geben als Ihre

Potsdam, den 19. Oktober 1802.

affektionierte Königin
Louisa."

„An den Prediger Hensel
„zu Linum bei Fehrbellin."

„Das oben bemerkte Gedicht, welches schon nach dem Willen meiner Frau zurückbehalten und der Vergessenheit übergeben werden sollte, mir aber selbst für die Chronik dieses Dorfes des Aufbewahrens wert schien, befindet sich abschriftlich im Anhange dieses Kirchenbuchs, welcher verschiedene merkwürdige Data für die hiesige Ortsgeschichte von meiner Hand enthält[1].

Johann Jakob Ludewig Hensel,
Prediger."

---

[1] „Persönliche Taufzeugen waren: 1. Fräulein Ottilie von Ziethen auf Dechtow; 2. der Herr Prediger Weisser (aus Königshorst), welcher vordem als Prorektor beim Friedrichwerderschen Gymnasium stand und dort auf vier Jahre hin mein Lehrer gewesen war; 3. der Herr Prediger Dracke zu Hackenberg, welcher die Stelle der auswärtigen Gevattern, namentlich meines ältesten Schwagers, des verabschiedeten Obristleutnants von Trost, meines Schwagers, des Leutnants von Gontard beim von Thielschen Regimente in Warschau, und unseres Vetters, des K. W. Gause,

Die Verehrung für das Königshaus wurde in den Kindern schon früh geweckt und durch solche persönlichen Beziehungen ebenso wie durch die örtlichen Erinnerungen lebendig erhalten. Da die älteste Tochter, Karoline, nicht lange nach der Geburt der jüngsten (um 1803) auf einige Jahre zu den Großeltern nach Berlin gebracht wurde, so konnte es nicht fehlen, daß die Hauptstadt und der Königspalast in den Augen Luisens ein wunderbares Ansehen gewann. Ihre lebhafte Phantasie malte sich ein Bild von märchenhaftem Glanz, das freilich vor der nüchternen Wirklichkeit nicht standhielt. In einem Brief an Schlüter (vom 24. Februar 1854) erzählt sie in launiger Weise, welche Enttäuschung sie beim ersten Besuche der Residenz erlebte, als das Bild ihrer Kinderträume vor dem Augenschein zerschmolz und ihr Märchenkönig und Feenpalast in der Wirklichkeit so ganz anders aussahen, so anders und so wenig überirdisch, daß sie sich wieder zu den ländlichen Spielen ihrer Brüder zurücksehnte.

Wie die Pflanze nach dem Sonnenlichte aufstrebt, so erschloß sich die Seele des Kindes der Religion, der herzbeseligenden Gottesliebe. Nichts Lieberes konnte ihr die Mutter tun, als wenn sie ihr von himmlischen Dingen, vom Lobe des Schöpfers, vom Heiland, der ein Kind geworden, vom guten Hirten und Kinderfreund erzählte. Mit inniger Freude lernte sie die Gebete und frommen Sprüchlein aus dem mütterlichen Munde, kleine geistliche Lieder, die sie nicht oft genug hören und wiederholen konnte, und die sie auch ihr ganzes Leben nicht vergaß. So trat ihr die Religion „nicht als ein Lehrsystem, sondern als der regste Lebensverkehr Gottes mit der unsterblichen Seele entgegen“ [1].

Premierleutnants bei der Artillerie und Ritters vom Preußischen Verdienstorden, vertrat.“

[1] Bartscher, Der innere Lebensgang der Dichterin Luise Hensel, Paderborn 1882, 2.

Die religiösen Gesänge in der Kirche übten auf das kindliche Gemüt eine wunderbare Macht. Luise hat es in einem hübschen Gedichte selbst erzählt, wie das gute „Mütterlein", ihren unablässigen Bitten nachgebend, sie zum ersten Male zur Kirche mitgenommen, wie da im Gotteshause, beim Klange der Orgel und dem Gesange der Gemeinde, „das kleine Herz so groß, so weit" geworden, und wie sie nun, von der heiligen Gewalt ergriffen, ihren Lobgesang auch mit hineinjubeln muß — in dem einen Ruf: „Gott — Amen!" Ein kindlicher Hymnus in zwei Worten:

„Gott! Amen! hebt sie freudig an zu singen,
Gott! Amen! tönt ihr Stimmlein hell und klar.
Und als schon längst verstummte die Gemeine
Und ernst der Vater auf der Kanzel stand:
Gott! Amen! singt noch immerfort die Kleine,
In Tränen zitternd, mit gefalt'ner Hand.
‚Schweig, Kind! Dein Sang wird sonst den Vater stören',
Spricht leis die Mutter, zeigt zur Kanzel hin.
‚Die Leute wollen nun die Predigt hören.'
Da schweigt das Kind mit tief bewegtem Sinn.
Und manche Weise hat's seitdem gesungen,
Von Schmerz durchbebt, von Freude hell durchglüht;
Doch keine hat je lieblicher geklungen,
Als jenes erste Gott gegebne Lied." . . .

Auch in der Einsamkeit, wenn sie sich selbst überlassen war, klangen ihr die Lieder der Mutter und der älteren Geschwister nach, zumal jene alten volksliedartigen vom „lieben heiligen Christ", dem sie so gern ihr „Herzlein schenken" wollte:

„Allerliebstes Jesulein,
Laß mich deinen Diener sein."

In ihrer lebhaften Phantasie sah sie die Gestalten der heiligen Geschichte, die ihr die Mutter in Bildern und Erzählungen gezeigt, lebendig vor sich, im leuchtenden Mittel-

punkt derselben den Heiland, den liebevollen Helfer aller Bedrängten; sie sah, wie sie alle nach ihm hineilten, die der Hilfe bedurften; sie sah sich selbst in ihren Reihen, und von süßer Glut und Andacht erfüllt, bat sie den Herrn nur um eine einzige Gabe, um die Gabe des Gebets — um in heiliger Zwiesprache ihm allzeit nahe zu sein. In einem Liede von 1851, das in einer schlaflosen Nacht entstanden, hat sie die Erinnerung einer solchen beseligten Stunde festgehalten:

„In früher Kindheit Tagen
Von treuer Hand gepflegt,
Hat Gnade mich getragen,
Wie Mutterliebe trägt.

Die Mutter tat in Bildern
Mir, süßer Jesus! dich
Und deine Liebe schildern
Und lehrte glauben mich.

Sie wies mir, die da kamen
Zu dir mit ihrem Leid,
Die Siechen, Blinden, Lahmen,
Die deine Huld befreit.

Einst sah ich in Gedanken
Im stillen Dämmerschein
Daher die Scharen wanken
Und dicht sich um dich reihn.

Da dacht' ich: Wenn er käme
Und fragte, was ich wollt',
Was ich mir dann wohl nähme,
Und was ich bitten sollt'.

O, rief ich, keine Gaben,
Nur Beten, Beten gib!
Dann werd' ich alles haben,
Dich selbst und deine Lieb'. . . .

Die kleinen Hände schlossen
Sich ringend zum Gebet,
Und schwere Tränen flossen,
Wie Weizen dicht gesät.

O, gib mir Beten! Beten!
Nichts andres brauch' ich ja:
Wenn ich zu dir kann reden,
Dann bist du stets mir nah'." . . .[1]

Das Verlangen des Kindes nach der Nähe des Heilandes blieb prototypisch für das Ringen und Sehnen ihres ganzen Lebens.

Aber der Gedanke an die Nähe Gottes erweckte zugleich ein so lebhaftes Gefühl von der Allmacht und Heiligkeit Gottes, daß im Nachdenken darüber oft Furcht und heiliger Schrecken das kindliche Herz erfaßte. Dieses Gefühl beherrschte Luise zuweilen ganz überwältigend, und sie konnte sich dann so darein versenken, daß die kleinste kindliche Verfehlung sie mit der größten Zerknirschung und einer unnennbaren tiefen Selbstverachtung erfüllte. In ihrem Tagebuch aus dem Jahre 1820 gedenkt Luise dieser Empfindungen: wie sie, „ein Kind, die Urteile des gewaltigen Gottes fürchtend, kaum wagte, ihn schüchtern und fast verstohlen zu lieben".

In demselben Tagebuch gedenkt sie aber auch mit dankbarer Rührung der beglückenden Stunden ihres Kindesalters, wie sie so voll Andacht und Innigkeit betend „Jesum empfand"; wie sie „mit stiller Freude die ersten Frühlingsgräser und Veilchen und junge Tiere gesehen und so deutlich dabei empfunden, daß Gott sie schuf". Sie sah „aus jeder Blüte die ewige Liebe blühn". Dann traten ihr die schönen Sprüchlein und Gesänge auf die Lippen, die sie von der Mutter gelernt und die sie selten ohne Tränen vor sich hinsagte[2].

„Eben stand die Erinnerung", schreibt Luise später einmal an die Mutter, „so lebendig vor meiner Seele, wie Du mir als kleines Kind Gebetchen vorsagtest, die ich auch alle

[1] Briefe 35. Lieder[4], 408—410.
[2] Tagebuch 215, 20. Lieder 142.

noch weiß, und wie mir das so angenehm war, so vor Deinen Knien mit gefaltenen Händchen zu stehen und Dir die frommen Worte nachzusprechen. Habe dafür Dank, gutes Mütterchen! wie für alles Gute, das Du mir erwiesen in meinem Leben." [1]

Unter solcher Anregung mochte auch wohl der Genius in der eigenen Brust erwachen, der schon früh die poetischen Flügel reckte; haben sich doch kleine Versproben erhalten, die ihrem achten oder neunten Jahre angehören, wie das in den Briefen an Schlüter (S. 198) von ihr mitgeteilte naive Naturliedchen, zu dem sie der Anblick der Blütenpracht eines großen Baumes im elterlichen Garten begeisterte. Luise hatte eine unendliche Freude an den Blumen, die sie im Garten selber pflegte und begoß; und eines ihrer frühesten Gedichtchen zeigt sie uns als kleine Gärtnerin:

„Ich muß ein wenig graben
im kleinen Garten mein;
dabei will ich, ihr Blumen,
mich eurer Anmut freun.

Ihr müßt mir noch erzählen,
wie tat es euch ergehn;
wir haben uns ja heute
den Tag lang nicht gesehn.

Ich ging durch finstre Wälder,
wo schlanke Rehe gehn;
ich kam auf grüne Felder,
wo lichte Blumen stehn.

Ich bring euch fremde Schwestern,
wie ihr sie nie gesehn,
die sollen mit euch blühen
in meinem Garten schön."

[1] Brief Luise Henfels an ihre Mutter vom 26. August 1824.

Die frühesten Verse kritzelte sie „in abenteuerlichster Orthographie mit einer Stecknadel auf Kürbisse usw.“ [1]

Das poetische Talent war von der Mutter ererbt. Die Mutter war eine sinnige Frau, die alle Vorkommnisse in poetischer Form zu feiern liebte. Es muß ihr leicht und flink von der Hand gegangen sein; denn ihre Briefe und Notizblätter sind voll von solchen rasch hingeworfenen Versuchen und Ergüssen, inhaltlich wenig bedeutend, aber alle zeigen ein warmes, frommgestimmtes, etwas weiches Gemüt. Und die Kinder zwitscherten bald in der Weise des mütterlichen Vorbildes. Denn alle hatten — in verschiedenen Graden — diese poetische Anlage und Neigung als Mitgabe erhalten; neben Luise, der meistbegabten, vornehmlich ihr Bruder Wilhelm und die jüngste Schwester Minna. Am Geburtstag der Mutter und ähnlichem Anlaß entbrannte, als mit den Jahren die Kräfte wuchsen, in der Regel ein wahrer poetischer Wettstreit unter den zärtlich aufmerksamen Kindern, ein kleiner Sängerkrieg um die Mutterliebe.

Das Glück dieses einträchtigen Zusammenlebens verbreitete einen rosigen Schimmer über die friedliche Kindheit Luisens. Sie war wohl behütet, und das Auge der liebreichen Mutter ruhte oft mit stillem Wohlgefallen auf dem leiblichen und geistigen Erblühen des guten Mädchens. „O wie stehen sie“, ruft sie nach Jahren einmal aus, „noch so hell vor mir, die Tage Deiner Kindheit, Deiner rosigen Jugend; wie ergötzt' ich mich oft an Deiner Lieblichkeit, an Deiner Unschuld, Deiner Liebe zu mir und Deinen Geschwistern; wie bin ich noch jetzt so selig in der süßen Erinnerung jener Tage, obwohl Tränen meine Augen füllen, daß sie dahin sind.“ [2]

---

[1] Handschriftliche Notiz.

[2] Brief der Frau Henfel vom März 1822.

Sie gingen nur zu bald dahin, diese Tage geräuschlos friedlichen Landlebens. Denn auch in der Predigerfamilie fehlte es, wie in jedem Erdendasein, nicht an tiefen Schatten.

Der Vater Hensel kränkelte viel und mußte sich persönlich manche Entsagung auferlegen. Dazu kam die Bedrängnis der napoleonischen Kriegszeit, die mit der Auflösung des Deutschen Reiches (1806) auch über den Norden Deutschlands hereinbrach. Die Folgen der Schlacht von Jena — der jähe Sturz des alten preußischen Staates und die französische Okkupation — wirkten weithin erschütternd. Der furchtbare Druck, der seit dieser Okkupation über einem großen Teile des preußischen Gebietes lastete, machte sich auch in dem der Hauptstadt so nahe gelegenen Linum fühlbar, und es begannen sorgenvolle Tage für den Familienvater. Auch die Kinder blieben nicht unberührt von der Wirkung dieser Ereignisse und erschlossen sich schon deshalb leichter dem Verständnis derselben, weil die älteste Schwester, Karoline Hensel, bei den Großeltern Trost in Berlin sich befand und dort Augenzeuge der gewaltigen Veränderungen war[1].

Diese allgemeine Not wurde im Jahre 1808 noch durch eine besondere vermehrt, durch einen Prozeß nämlich, in welchen Hensel in seiner Eigenschaft als Pastor durch das Oberbergamt verwickelt wurde. Es handelte sich um die zum Pfarreigentum von Linum gehörigen Wiesen, von welchen das Oberbergamt gerade die besten für die Zwecke der Behörde in Anspruch nahm und auf dem Wege der Expropriation auch erlangte. Der Prozeß, den der redliche Pastor aus Gewissenspflicht begonnen, ging nicht nur verloren, sondern setzte ihn auch noch in beschwerliche Unkosten.

[1] Karoline sah den Einzug Napoleons in Berlin am 27. Oktober 1806, während der königliche Hof nach dem fernen Osten, nach Königsberg und Memel flüchtete, und schreibt unter dem Eindruck des Gesehenen an die bangen Ihrigen in Linum.

Als nun um die gleiche Zeit noch der Pächter seiner Felder — Heitzmann war sein Name — das Unglück hatte, durch einen Brand der Scheunen den Ertrag der eingeheimsten Ernte zu verlieren, und infolgedessen das Pachtgeld nicht bezahlen konnte, da gab es für den wackern Prediger, der seinen Hausstand ehrenvoll aufrecht zu halten sich bemühte, manche sorgenschwere Stunde. Die zehnjährige Luise war aber einmal unbemerkt Zeuge, wie des Vaters Gottvertrauen auch in diesen Prüfungstagen sich bewährte. Eines Abends, da die Kinder schon im Bette lagen, saß die Mutter noch am Tische, Kleider ausbessernd, und weinte vor sich hin, als ihr Gatte eintrat. „Warum weinst du?" fragte er teilnehmend. — „Ach", antwortete die betrübte Mutter, „sieh nur, wie unsere Kinder diesen Winter in geflickten Kleidern gehen und doch werden frieren müssen!" — „O", erwiderte der Pastor tröstend, „sieh doch die Kinder selbst an: sie blühen wie die Rosen und sind gesund und brav; wenn eines von ihnen entartete — was Gott verhüte! — und schlecht würde, dann wäre es Zeit für uns zum Weinen." — Luise, die noch nicht eingeschlafen war, hatte still daliegend das Gespräch der Eltern mit angehört und war tief bewegt[1].

Der Tod hatte übrigens in dem Hause des Predigers schon manche Lücke gerissen: ein vierjähriges Schwesterchen Luisens war 1804 gestorben; Luise hatte die kleine Marie wie ein Engel lächelnd verscheiden sehen. Von den Brüdern aber lebten nur noch zwei: Wilhelm und der dem Alter nach zwischen ihm und Luise mitteninne stehende Ludwig. Groß war daher das Herzeleid der Familie, als der letztere, ein aufgeweckter Knabe von 13 Jahren, im September 1808 ebenfalls von einer Fieberkrankheit dahingerafft wurde. Luise

[1] Nach Aufzeichnungen bei Reinkens, L. Hensel und ihre Lieder, Bonn 1877, 26—27.

stand an dem Sterbelager des geliebten Bruders, der die Erde und die Seinigen so ungerne verließ und die Hoffnung auf Wiedergenesung nicht aufgeben wollte. Noch in den letzten Stunden hatte er sein heißes Verlangen danach ausgesprochen, dann aber mit Ergebung hinzugefügt: „Doch, wenn Gott es anders will, ist es auch gut. Ihr kommt mir ja doch bald nach — der Vater zuerst." Pastor Hensel befand sich im anstoßenden Zimmer, hörte aber die Worte und erwiderte rasch eintretend: „Ja, Ludwig, du hast recht, ich komme zuerst." [1]

Und so kam es auch — wohl früher, als die Familie ahnte, und jedenfalls zu früh für das häusliche Glück und Fortkommen derselben: schon im nächsten Jahre folgte der Vater dem heimgegangenen geliebten Söhnchen nach. Pastor Hensel starb zu Linum am 8. September 1809.

Luise stand erst in ihrem zwölften Jahre, als die ländliche Idylle von Linum nun ihrem Ende zuging. Natur und Erlebnisse hatten dem so eigentümlich angelegten Kinde bereits eine bestimmte innerliche Richtung gegeben. Die Einförmigkeit eines weder von Wald noch Berg begrenzten, unabsehbaren Heidelandes entbehrt nicht eines gewissen melancholischen Zaubers; sie wirkt, wie alle Weite, mächtig auf die Phantasie und lenkt den Sinn nach innen. Der rasche Wechsel der Ereignisse aber, die Eindrücke der in kurzer Folge erlebten Todesfälle, deren Augenzeuge das junge Mädchen gewesen, hatten sich ihrer empfänglichen Seele unverlöschlich eingeprägt und viel dazu beigetragen, die ernste Grundierung ihres Wesens und die religiöse Richtung zu vertiefen. Aus der Macht derselben Eindrücke ist es wohl auch mit zu erklären, daß der Gedanke der Vergänglichkeit in früher Jugend schon das Gemüt der Jungfrau erfassen

[1] Nach Aufzeichnungen bei Reinkens, 44—45.

und bald in einer für dieses Alter so ungewöhnlichen Weise beherrschen konnte. Die Sehnsucht nach dem Unvergänglichen, nach dem, der über Tod und Vergänglichkeit hinweghilft, begann die Schwingen ihrer Seele schon in der frohen Zeit der Kindheit zu heben. Paul Gerhards Kirchenlied: „Ich bin ein Gast auf Erden", prägte sich ihr vor allen ein und ward ihr Lieblingslied.

2. Berlin.

(1810—1813.)

In der Realschule. Innere Krisen. Konfirmation.

Nach Ablauf des Witwenjahres verließ Frau Hensel mit ihren vier Kindern das ihnen lieb gewordene Dorf und siedelte nach Berlin, ihrer Vaterstadt, über, wo sie die Jugendzeit verlebt, wo sich aber seitdem alles so erstaunlich geändert hatte. Wohl war der königliche Hof im Winter zuvor aus Memel und Königsberg wieder nach der von den Franzosen geräumten Hauptstadt zurückgekehrt. Aber Stadt und Land trauerte um die heimgegangene Landesmutter, die allgemein geliebte und wie ein Schutzgeist verehrte Königin Luise, die wenige Monate zuvor (19. Juli 1810) und nur ein halbes Jahr nach ihrer Rückkunft durch einen unerwarteten Tod in der Blüte der Jahre hinweggenommen worden. Der Hingang der königlichen Dulderin, die dem Volke in ihrem Gottvertrauen und hochherzigen Opfersinn ein leuchtendes Vorbild gewesen, wurde wie ein allgemeines Unglück empfunden und verschärfte noch das Gefühl der Erniedrigung, den Stachel der demütigenden Fremdherrschaft, unter der das Volk seufzte. Der Trauer des Landes hat damals Klemens Brentano in einer seiner vollendetsten Dichtungen, der rührend schönen Trauer-Kantate auf den Tod der Königin Luise, welche von Reichardt komponiert worden ist, poetischen Ausdruck verliehen.

„Wehe! wie gehet ein Ruf
Durch die Gefilde des Landes!
Wie schallet schreckend einer Posaune Schall
An die Tore der Stadt!
Ach, des Leides Maß — voll war es nicht!
In eiserner Zeit
Sind die Schwerter unzählig,
Und überschwenglich
Ist der Becher der Not!" . . .[1]

Die allgemeine Not, die Teuerung, die Lasten und Folgen des Krieges drückten auf alle Verhältnisse, und noch war kein Absehen eines Endes. Im Haushalt der Witwe Hensel machte sich gerade jetzt die Drangsal noch in einer ganz besonders empfindlichen Form fühlbar, da Napoleon die Pensionskasse in Berlin hatte wegnehmen lassen. Die Folge war, daß der kleine Witwengehalt von 300 Talern, auf welche Frau Hensel angewiesen war, in den ersten Jahren nicht ausbezahlt werden konnte.

An der Ecke der Markgrafen- und der Lindenstraße bezog Frau Hensel eine kleine, von Lindenbäumen beschattete Wohnung und lebte nun in stiller Zurückgezogenheit, mit mancherlei Entbehrung kämpfend, der Erziehung ihrer jüngsten Kinder. Karoline, die älteste Tochter, war bereits zur Jungfrau erblüht und konnte der Mutter zur Seite stehen. Wilhelm, jetzt 16 Jahre alt, meldete sich als Zögling bei der Kunstakademie und zeigte sich, da seine Gedanken von der Knabenzeit an der Malerei zugewendet waren, bereits so weit vorgebildet, daß ihn der Akademiedirektor Frisch sofort in eine höhere Klasse einrücken lassen konnte. So bedurften nur mehr die beiden jüngeren Töchter, von denen Wilhelmine (Minna) erst acht Jahre zählte, der mütterlichen Obsorge.

[1] Die Kantate ist nach der Originalschrift vollständig abgedruckt bei Diel-Kreiten, Klemens Brentano, Freiburg 1877, im Anhang zum I. Bd. 427—441.

Luise, welche den Elementarunterricht bereits in Linum durchgemacht hatte, besuchte von 1811 bis 1812 in Berlin noch die Realschule in der Kochstraße, jetzt Elisabethschule genannt — damals „die beste Töchterschule" der Residenzstadt, wie sie sich ausdrückt. „Ich lernte gern", fügte sie in bescheidener aber vielsagender Kürze über ihren Bildungsdrang hinzu. Die Zensuren, welche ihr in der zweiten wie in der ersten Klasse dieser Anstalt ausgestellt wurden, enthalten uneingeschränktes Lob über Aufmerksamkeit, Fleiß und Betragen in und außer den Lehrstunden; sie „machte allen Lehrern Freude", findet sich in dem einen Zeugnis beigemerkt; das letzte Zeugnis, an Ostern 1812 ausgestellt, bezeichnet sie als „eine ausgezeichnet gute Schülerin". Auch in Handarbeiten war sie geschickt, und sie brachte es in Kürze zu solcher Fertigkeit, daß sie schon jetzt durch den Erlös ihrer Stickerei- und anderer Arbeiten den knappen Haushalt der Mutter unterstützen konnte.

Diese Schule wurde aber gefährlich für ihren Seelenfrieden durch den Religionsunterricht, den sie hier genoß — ein Unterricht, der durch die kritische Methode und die deistische Färbung freilich auffallend abwich von der warmherzigen Weise ihres bibelgläubigen Vaters, bei dem sie noch den „altlutherischen Katechismus gelernt" hatte[1]. Sie wurde schwankend im Glauben und sah sich infolgedessen in ein Meer von Zweifeln gestürzt, aus denen sie lange keine Rettung fand.

Sie flüchtete zu weltlicher Weisheit. Ein ungemeiner Wissensdrang — oder nach ihrem eigenen Ausdruck „eine fast knabenhafte Neigung zu den Wissenschaften" — hatte sich ihrer bemächtigt. Sie warf sich auf verschiedene Gegenstände, besonders Physik, am meisten aber auf die Astronomie, der ihre Neigung schon frühzeitig sich zugewendet. Die feierlich stille Pracht des gestirnten Himmels hatte es ihr angetan; der

[1] Briefe, herausg. von Schlüter, 162.

große Komet des Jahres 1811, der in den Monaten August und September und bis in den Oktober hinein am Himmel stand und dem Volke als Verkünder gewaltiger Veränderungen, ungeheurer Ereignisse erschienen war[1], hatte das natürliche Interesse noch gesteigert. In die Geheimnisse dieser erhabenen Wunderwelt einzudringen, war Luise jetzt in nächtlichen Studien, über den Büchern wie auf der (nahe ihrer Wohnung gelegenen) Sternwarte, emsig beflissen. „Die Astronomie", schreibt sie bei Gelegenheit eines Rückblicks, „war in meiner sehr frühen Jugend meine Leidenschaft. Ich habe beim alten Bode zwei Nächte glückselig auf der Sternwarte zugebracht mit einer Gespielin und deren Vater; in späteren Jahren dann mit meinem Bruder bei Encke eine Nacht, um den Mond zu sehen. Aber wie wenig sehen wir trotz der besten Gläser von dem unermeßlichen All!" [2]

Gerade die Unermeßlichkeit wurde ihr damals zur Versuchung. Indem sie den von Menschen bewohnten kleinen Planeten mit der Fülle und Größe der im endlosen Himmelsraum zerstreuten Lichtkörper verglich, erschien ihr der Mensch selber so klein und armselig, daß sie der deistischen Meinung verfiel, die Menschen seien zu unbedeutend, als daß Gott in seiner unermeßlichen Erhabenheit um sie und ihre Einzelschicksale sich kümmere. Die Betrachtung der Sternenwelt brachte somit nicht das gewünschte Licht in die Nacht ihrer Zweifel,

---

[1] Scharenweise standen damals die Menschen abends auf den Straßen, eine Himmelserscheinung betrachtend, die sie mit Bangigkeit erfüllte. Es war eine Überspannung aller Verhältnisse, und man dachte mit Sorgen an die Zukunft. Beitzke, Geschichte der deutschen Freiheitskriege I[4], Bremen 1882, 51.

[2] Bei Schlüter 180. — Joh. Ehlert Bode, geb. 19. Januar 1747 in Hamburg, gest. 23. November 1826 als Direktor der Berliner Sternwarte. Sein Nachfolger auf derselben Sternwarte war Joh. Franz Encke, geb. 1791, gest. 1865.

sie vermehrte vielmehr die religiöse Unruhe, in der ihre junge Seele hin und her geworfen wurde. Immerhin aber bleibt es ein bezeichnender Zug, eine Art lieblicher Symbolik für das Wesen derjenigen, welche ihr Leben lang in allem Irdischen das Himmlische und Ewige suchte, daß sie selbst in dieser untröstlichen Zeit in der „Himmelskunde" Trost und Befriedigung suchte. — Ungläubig war sie auch damals nicht, sondern nur von ungelösten Widersprüchen namenlos beirrt und gequält, und oft, wenn das glaubensbedürftige Herz im Streite mit den Einwürfen des Verstandes sich abgemüdet, rief sie aus der Tiefe der Seele aufseufzend: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!" [1]

Diese Unruhe mußte für das junge Mädchen um so bedrängnisvoller sein, weil sie dieselbe aus zarter Scheu niemand, selbst nicht einmal ihrer Mutter mitteilte, sondern den Kampf in ihrem Innern mit sich allein durchfocht, bis endlich durch den Sturm der dämonischen Finsternis, wie sie selber sagt, ein befreiender Strahl der göttlichen Gnade brach. „Die Astronomie und der etwas deistische Religionsunterricht" — heißt es in ihrer Aufzeichnung [2] — „wurden meinem Glauben zur Klippe, und ich quälte mich mit furchtbaren Zweifeln, die ich niemand vertraute, da ich fürchtete, auch andern dadurch schaden zu können. Ein Wunder der Gnade riß mich nach etwa anderthalb Jahren plötzlich daraus und gab mir die Überzeugung [wieder], daß Christus Gott und Mensch war und ist, und eine Kirche gegründet haben müsse für alle Zeit."

Diese Kämpfe machte Luise in einem merkwürdig frühen Alter durch: zwischen dem zwölften und vierzehnten Jahre,

[1] Nach einer Aufzeichnung bei Reinkens 54. Vgl. Schlüter, Briefe 231. Auch Luisens Tagebuch, herausgegeben von Bartscher, 283.

[2] Handschriftliche Notiz.

laut ihrer eigenen Zeitbestimmung in einem Briefe an Schlüter[1]. — Um diese Zeit war es wohl auch, daß Gellerts Lieder ihren Glauben beleben halfen. Wenigstens versichert sie, daß sie Gellert viel zu danken habe[2].

Die kleine Grüblerin stand also wieder auf dem positiv gläubigen Boden des Christentums. Nun fing aber eine andere Frage sie ernstlich zu beschäftigen an: die Frage, welche von den verschiedenen Konfessionen die von Christus gestiftete Kirche sei. „Diese für alle Zeit gegründete Kirche", fährt sie in der vorerwähnten Aufzeichnung fort, „mußte ich nun suchen, denn ich hatte längst schon bemerkt, daß alle Prediger, deren ich viele gehört hatte, viele näher kannte, in den allerwichtigsten Dingen verschieden dachten und lehrten."

Als Luise an Ostern 1812 die Realschule verlassen hatte, genoß sie noch ein Jahr lang den Konfirmandenunterricht. Aber auch der Superintendent Küster, der ihr diesen Unterricht erteilte, ein alter, ihr väterlich wohlwollender lutherischer Geistlicher, vermochte nicht, sie über alle aufsteigenden Bedenken, Einwürfe und Zweifel hinwegzuheben und ihrem glaubensdurstigen Geiste das zu geben, was er in der Konfession suchte: die volle Zuversicht, die Gewißheit von der einzig in diesem Bekenntnis begründeten Wahrheit. Unter andern erregte ihr besonders die Auslegung des Glaubensartikels „Gemeinschaft der Heiligen" ernstes Bedenken; auch

[1] Briefe 231: „Von meinem zwölften bis vierzehnten Jahre habe ich furchtbar gelitten, indem der Teufel mich mit den perfidesten Zweifeln angriff, während ich nichts dergleichen gelesen hatte. Ich fühlte mich unbeschreiblich unglücklich, bis ich mit Gottes Hilfe zu dem Vorsatze kam: ‚Ich will glauben, daß das Christentum eine Wahrheit ist, und auf keinen Einwurf meines verkehrten hoffärtigen Verstandes mehr hören. Der Glaube ist Sache des Willens ꝛc.' — und Gottes Barmherzigkeit hat mir dann weiter und zur ruhigen, klaren Erkenntnis geholfen. Gott sei Dank."

[2] In einem Briefe an Brentano vom 8. Oktober 1818.

die Erklärung, welche sie für den Artikel „Abgestiegen zur Hölle" verlangte, genügte ihr nicht. Mit einem ungewöhnlichen Ernst blickte sie deshalb dem herannahenden feierlichen Akte ihrer „Einsegnung", der Konfirmation, entgegen.

Am 30. März 1813 vollendete Luise ihr fünfzehntes Lebensjahr, am folgenden Tage, 31. März, sollte sie konfirmiert werden. Die Mutter, welche diesen Tag mit wehmütiger Freude begrüßte, hatte ihr ein Blatt mit dem Segensspruch des Vaters auf den Tisch gelegt, der ihr ein mütterliches Geleitswort zu dem feierlichen Gange sein sollte. „Sei mir gesegnet", heißt es darin, „an diesem schönen, festlichen Tage, meine gute teure Tochter! Mit unaussprechlicher Rührung drücke ich heute Dich an mein Herz. Ach! Du bist die erste unter Deinen Geschwistern, die als Waise, von fremder Hand gesegnet, zum Altare tritt. Wenn aber auch die segnende Hand des Vaters nicht auf Deiner Stirne ruht, so wird der Geist des Vollendeten dennoch Dich segnend umschweben und sich seiner starken Luise freuen. — Die Worte Deines guten Vaters bei der Weihe junger Christen waren: ‚Der Christ ist unter den glücklichen Menschen der Glücklichste; aber er muß auch unter den Tugendhaften der Tugendhafteste sein.' So stärke Dich denn Gott, mein teures heißgeliebtes Kind, daß Du es werdest! Er stärke, segne und behüte Dich!"

Die gute Mutter ahnte nichts von den inneren Kämpfen der Tochter. Diese aber faßte, um ihrem Gewissen angesichts des entscheidenden Aktes Beruhigung zu schaffen, im letzten Moment einen raschen Entschluß. Als der Wagen vor der Türe hielt, um sie zur Kirche zu bringen, da warf sie sich im Schlafzimmer vor ihrem Bette auf die Knie und machte — so lauten ihre eigenen Worte — „mit Gott den Pakt: daß ich durch diese Handlung mich nur zum Christentum im allgemeinen bekennen und meinen Taufbund erneuern, keineswegs aber mich an eine Konfession binden wolle, von

der ich nicht überzeugt war, ob sie die von Christus gestiftete Kirche sei".

„Es war dies", fügt Luise in einer andern Aufschreibung bei, „vielleicht ebenso keck wie kindisch; doch Gott hat mir wohl darob nicht gezürnt, denn ich meinte es aufrichtig." Demütig schloß sie ja auch ihren „Pakt" mit der Bitte: „der Herr möge ihr seine wahre Kirche erkennen lassen". — Das Versprechen, das sie in der Kirche dem Superintendenten knieend und mit Handschlag gab, lautete übrigens ganz allgemein und unverfänglich. Die Worte waren: „Ich erneuere meinen Taufbund mit aufrichtigem Herzen und ergebe mich dir, Gott Vater, Gott Sohn und Gott Heiliger Geist, dir im Glauben und Gehorsam treu zu bleiben bis an mein Ende." — „Und diesen Akt", bemerkt Luise Hensel in einem ungedruckten Briefe an einen Protestanten am 27. Dezember 1869, „kann ich noch heute aussprechen, ohne gegen meine Kirche zu fehlen."

Damals aber schien ihr jener im stillen Kämmerlein geschlossene „Pakt" ein Gebot der ihr ganzes Wesen erfüllenden Wahrhaftigkeit, und er diente auch augenblicklich zu ihrer Beruhigung. Friedliche Stille war bei ihr eingekehrt — wenigstens eine Zeitlang.

Die großen politischen Ereignisse, welche eine halbe Welt bewegten, kamen dazu, um ihr geistiges Interesse auf andere Ziele abzulenken.

3. Die Zeit der Befreiungskriege.

(1813—1815.)

Wilhelm Hensel als Freiwilliger. Die dichterisch-patriotische Teilnahme der Schwester.

Gerade um diese Zeit, zwei Wochen vor Luisens Konfirmation, hatte Preußen an Napoleon den Krieg erklärt. Der ersehnte Augenblick schien endlich gekommen, das Joch der

siebenjährigen Fremdherrschaft abzuschütteln. Die Stunde der Abrechnung hatte geschlagen, nachdem die Hand des Allmächtigen auf den Eisfeldern Rußlands sichtbar eingegriffen gegen den Wahnwitz des unersättlichen Eroberers, und den Umschwung der Dinge vorbereitet hatte, der aus dem Brande von Moskau wie ein mahnendes Feuerzeichen herüberleuchtete — „das blutige Morgenrot einer neuen Zeit", wie J. v. Eichendorff sagt. Eine ungeheure Ahnung flog durch die Geister und alle mutigen Herzen pochten vor Ungeduld, des Signales harrend.

Am 17. März 1813 erließ der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen den Aufruf an sein Volk, und die große Erhebung zur Befreiung Deutschlands begann. Von allen Seiten, aus allen Ständen strömten die Freiwilligen und Landwehren dem Heere zu, und keine Altersklasse wollte ausgeschlossen sein.

Unter den ersten Freiwilligen, welche zu den Fahnen eilten, befand sich auch Luisens Bruder Wilhelm.

Wilhelm Hensel stand jetzt im 19. Lebensjahre. Er befand sich noch als Zögling an der Kunstakademie und arbeitete mit eisernem Fleiß an der Ausbildung seines vielseitigen Talentes, das nicht bloß ihm, sondern auch den Seinigen Brot schaffen sollte. Denn seit dem Tode des Vaters betrachtete der brave Sohn sich als Haupt der Familie. Um dieser beizustehen, hatte er bereits angefangen, Illustrationen für Taschenbücher und Almanache zu zeichnen und selbst zu radieren. Er war die Stütze der Mutter und der Stolz der Schwester. Aber so groß war die patriotische Begeisterung, so mächtig der Gedanke der allgemeinen Erhebung, daß die Familie die eigene Sorge hintansetzte und den Sohn und Bruder, wenn auch mit Bangen, so doch mit willigem Opfer in den Krieg ziehen sah.

Ja Luise Hensel wäre am liebsten selber an der Seite des geliebten Bruders mit ausmarschiert. Stürmisch ergriffen

von dem vaterländischen Enthusiasmus, bedauerte sie, in diesen erregten Tagen kein Mann zu sein, um für die Befreiung der deutschen Lande mit einstehen zu können.

„Mein Arm ist kräftig wie mein Mut,
Gern weiht' ich ihn
Dem Kampfe für das Vaterland!"

sang sie damals. „Nur die Rücksicht, daß sie der Mutter notwendig war, hielt das schon erwachsene Mädchen ab, als Freiwilliger gegen die Franzosen mit ihrem Bruder auszuziehen", so lauten ihre eigenen Worte[1]; und es kostete „große Selbstüberwindung", daß sie darauf verzichten mußte, dem Beispiele anderer kühner Jungfrauen, einer Eleonore Prohaska, einer Charlotte Krüger, Johanna Stegen und Anna Lühring zu folgen, von denen die erstere den Heldentod starb, andere das Eiserne Kreuz verdienten.

Aber doch in etwas mußte sie ihrer Gesinnung wenigstens Ausdruck geben. Wie damals der Arme gleich dem Wohlhabenden sein Scherflein beitragen wollte zu den freiwilligen Gaben, welche auf den Altar des Vaterlandes gelegt wurden zur Ausrüstung der Freiwilligen, so ließ auch Luise es sich nicht nehmen, ihr geringes Besitztum an Schmuck für die heilige Sache zu opfern.

„Ich habe eine Zeit gelebt,
Da war mir schmerzlich wohl,
Da war's, als ob in Glut und Flut
Mir hoch das Herze schwoll.

Was ich da inniglich umfing,
Was ich da tief empfand,
Das war ja einzig nur für dich,
Mein deutsches Vaterland!

[1] Biographische Notiz von ihrer Hand.

Von meinem Leib all edlen Schmuck
Nahm ich mit froher Hast,
Hätt', ach so gerne! mehr geschenkt
Und fand nicht Ruh und Rast.

Viel Tränen hab' ich da geweint,
Ach Gott! wohl Tag und Nacht.
Ich riß das Herz aus meiner Brust
Und warf es in die Schlacht.

Da wußt' ich nicht, wie mir geschah,
Das Scheiden fühlt' ich kaum —
In solcher Stunde hat die Brust
Für eignen Schmerz nicht Raum" . . .[1]

Wilhelm Hensel war in das eben damals errichtete Garde-Kosakenregiment eingetreten. Ein kleines Gouachebild, im Besitz der Familie, stellt ihn, blondlockig unter einem schwarzen Barett, in dieser phantastischen Uniform dar[2]. Er machte in dem genannten Truppenteil die Schlachten bei Lützen und Bautzen und die Völkerschlacht bei Leipzig mit.

Das Vaterland und der geliebte Bruder waren jetzt der Stern und Mittelpunkt, um welchen Luisens Gedanken, Hoffnungen und Wünsche kreisten. Auch ihre Lieder galten fast einzig diesem einen Gegenstande. Leuchtenden Auges blickt sie den jugendmutigen, „im Waffenglanz und Kriegerschmuck" ausmarschierenden Scharen nach, und darunter sieht sie „mit hohem Stolz im Blick zum blutigen Kampf den edeln teuern Bruder ziehn", während sie jeden zurückbleibenden „Fant und Süßling" verachtend und „jeden Schmeichler zürnend" anblickt. Ganz klopstockisch singt sie: „Ich bin ein deutsches Mädchen"[3]. Wie begleitet sie den kriegerischen Bruder im Geiste mit Gebeten und Liedern!

---

[1] Aus einem ungedruckten Gedicht ihrer frühesten Zeit.

[2] Th. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg III, Berlin 1873, 383 ff.

[3] Gedichte 423.

. . . „Ich denke dein, wie junge Bräute pflegen,
Wenn man den Liebling grausam ihnen nahm,
Mit Tränen, Fleh'n und heißem Schwesterſegen,
Im treuen Busen banger Sehnsucht Gram.
Ich denke dein mit heiligem Entzücken,
Mit hohem Stolz, daß ich dir Schwester bin,
Mit Sehnsucht, dich an meine Brust zu drücken,
Ich denke dein mit liebevollem Sinn" . . .[1]

Wie lauſcht ſie hochklopfenden Herzens den erſten Berichten aus dem Felde, teilnehmend für alles erglüht, als ob ſie's ſelbſt erlebte:

„Und hört' ich einer nahen Schlacht[2]
In ſtillen Nächten zu,
Da flammt' es wild durch meinen Sinn,
Da gab nur Beten Ruh.

Erzählte dann ein Pilger mir
Von all dem Streit und Drang,
Und wie ſo freudig und ſo hell
Das Schwert der Unſern klang,

Und dann auf blut'gem Raſen lag
Manch Kämpfer fromm und rein,
Dann ſank ich mit ins dunkle Grab,
Zog mit zum Himmel ein" . . .[3]

Als der Sänger von „Leyer und Schwert", der Dichterjüngling Theodor Körner, im Reitergefecht bei Gadebuſch (26. Auguſt 1813) gefallen, da weihte ſie ihm, im Wettgeſang mit ihrer Freundin Hedwig Stägemann, ein Lied der Erinnerung: „Dem lieben kühnen Helden, der ſo früh ver-

[1] Aus einem ungedruckten Gedicht: „An meinen fernen einzigen Bruder. Raymond 1813."

[2] Großbeeren, die Walſtatt des ſiegreichen Tages vom 23. Auguſt 1813, liegt nur zwei Meilen von Berlin.

[3] Aus einem ungedruckten Gedicht.

klärt". — Und wie diesem einen, so weihte sie all den Braven und Edeln, die ihr Leben „fromm und kühn" dem Vaterlande aufgeopfert, ihre Tränen und Gebete, ihr „Danken und Wehklagen" und sang aus tiefbewegtem Herzen:

„Ihr seid uns nicht gestorben,
Ihr seid uns ewig nah,
Die Kron' habt ihr erworben;
Heil euch und Gloria!"

Das Briefchen, welches Wilhelm Hensel unmittelbar nach der glorreichen Völkerschlacht von Leipzig in eiliger Hast an die Seinigen entsendet — von Weißenfels aus datiert, wo er, mit seiner Eskadron zur Verfolgung des fliehenden Feindes ausgeschickt, die erste Rast hielt —, wurde in der Familie als Heiligtum aufbewahrt.

Als vollends die erste siegreiche Kriegerschar in Berlin ihren Einzug hielt, da war die Freude unermeßlich; Jubel erfüllte Stadt und Land, und die Jungfrauen schmückten sich wie zu einem Feste; auch Luise, die ihre Stimmung in einem Liede schildert:

Beim Einzug der Krieger.

Was lockst du, gute Mutter, mir
So sorglich heut' das Haar?
Was soll denn all die reiche Zier,
Die Steine hell und klar?
„Laß, Kind, daß ich dich schmücke,
Heut' kehrt der Stadt zurücke
Die beste Kriegerschar."

O Mutter, gib mein schönstes Kleid,
Gib Perl' und zartes Gold!
Lang hab' ich mich des Tags gefreut,
Ich bin den Kriegern hold.
„Wohl sind sie ausgeritten,
Wohl haben sie gestritten
Um Ehre, nicht um Sold."

O Mutter, sieh dein Töchterlein,
Wie ihm die Wangen glühn!
O schmücke mich mit Blumen fein,
Die hell im Garten blühn.
Ich will mich lieblich zeigen,
Will freundlich mich verneigen,
Wenn sie vorüberziehn.

„Du mußt fein züchtig sie empfahn,
Mein süßes Töchterlein!“ —
Ach, liebe Mutter, horch! sie nahn —
Ja, ich will sittig sein!
Ich will sie ja nur sehen,
Dann still vom Fenster gehen,
Still in mein Kämmerlein!

Die freudige Stimmung dieser hocherregten, an großen Taten und heldenherrlichen Männern reichen Tage ließ in ihrer Erinnerung noch lange einen verklärenden Schimmer zurück, und als im Jahre 1870, nach mehr als einem halben Jahrhundert, der Ruhm der deutschen Waffentaten wiederum die Welt durchscholl, da war es der Siebzigjährigen wie ein Widerklang und Widerschein aus ihrer Jugendzeit.

Wilhelm Hensel machte beide große Feldzüge, 1813 und 1815, mit, war beidemal unter denen, welche in Paris einzogen, und kehrte ehrenvoll mit dem Offizierspatent, als Leutnant des ersten Pommerschen Landwehr-Kavallerieregiments, in die Heimat zurück.

„Er kommt! ihm stürzen diese Freudentränen,
Er kommt! ihm schlagen unsere Herzen laut“,

jubelte die Mutter mit den Töchtern am Vorabende seiner Ankunft.

Er hatte den Aufenthalt in Frankreich auch für seine Kunst nach Möglichkeit ausgebeutet, indem er die reichen Bildersäle des Louvre und andere Kunstsammlungen des Landes aufsuchte und die großen Eindrücke, die er dort

empfangen, durch Selbststudium festzuhalten und weiter auszubilden beflissen war. Der Fleiß lohnte sich. Denn schon wenige Jahre nach seiner Rückkehr mehrten sich die künstlerischen Aufträge, welche den jungen Maler mit den Hofkreisen in Berührung brachten und zu einem Liebling der geselligen und literarischen Zirkel machten, in denen der Geist der patriotischen Erhebung nach dem Kriege noch fortwirkte.

4. Gesellschaftlicher Verkehr.

(1815—1817.)

E. Hitzig und sein Kreis. Die Familie v. Stägemann. Graf Gneisenau. Ein Sommer in Schöneberg.

In solche gesellige, vom frischen Pulsschlag der Zeit belebte, poetisch angeregte Kreise trat mit dem Bruder nun auch Luise Hensel ein.

Besonders befreundet war sie mit der Familie Hitzig. Das Haus des Kriminalrats Eduard Hitzig war ein Vereinigungspunkt literarischer Persönlichkeiten. Hier fanden sich Romantiker wie Fouqué, der Dichter des Zauberrings und der Undine, E. Th. A. Hoffmann, der wunderlich geniale Verfasser der Phantasiestücke in Callots Manier, der Dramatiker Houwald und sein Freund Contessa, Helmina v. Chézy mit ihren beiden Söhnen, der Deutsch-Franzose Adalbert v. Chamisso und andere gesellig zusammen. Nach dem ersten Pariser Frieden weilte auch der junge Maler Philipp Veit, der als freiwilliger Jäger den Befreiungskrieg mitgemacht, ein halbes Jahr in Berlin, mit künstlerischen Aufträgen, namentlich dem Porträt der schönen Prinzessin Wilhelm beschäftigt, und ging während dieser Zeit ebenfalls viel mit Hitzig um[1]. Es herrschte ein reger, lebendiger

[1] Vgl. Dorothea v. Schlegel, Briefwechsel II, Mainz 1881, 285.

Austausch in diesem Kreise, aus welchem Luise Hensel reiche Geistesnahrung empfing.

Hitzig selbst, ein Berliner Kind (geb. 26. März 1780, gest. 26. Nov. 1849), hat auf dem dichterischen Felde nur wenig produziert; seine namhafteren Leistungen fallen in das Gebiet des Kriminalwesens. Aber er war eine poetisch angelegte Natur mit geistesfreiem Blick und feinfühligem Verständnis, dazu geschaffen, anzuregen, zu leiten, zu vermitteln. Seiner Erfahrung und seinem Scharfblick beugten sich auch kräftigere Talente. Kleinen Empfindlichkeiten unzugänglich, besaß er die Gabe, die verschiedenartigsten und widerstrebendsten Charaktere anzuziehen, ihre Exzentrizitäten zu schonen und zu ertragen. Der behende Witz, der ihm zu Gebote stand, wurde durch natürliches Wohlwollen gemildert; es entsprühten ihm Funken, welche „leuchteten und wärmten", aber nicht verletzten. „Man wird", so bezeugt Wilhelm v. Chézy[1], „selten einen Menschen finden, in welchem sich die gediegenste Gutmütigkeit ohne Schwäche dergestalt mit allen Vorzügen des Scharfsinnes vereinigte." Hitzig war der Ratgeber und Vertraute bei den Schöpfungen seiner Freunde, der Tröster und Helfer junger Talente. Diese einflußreiche Stellung, die er namentlich in den ersten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts einnahm, dazu die biographischen Denkmale, die er seinen Freunden Zacharias Werner, E. Th. A. Hoffmann und Adalbert v. Chamisso nach ihrem Tode gesetzt, sichern ihm einen Platz in der Geschichte der deutschen Literatur.

Luise Hensel verehrte in Hitzig einen wahrhaft väterlichen Gönner, in dessen Hause sie sich wohl und heimisch fühlte; seine Töchter aber schlossen sich liebevoll an die nur wenig ältere Genossin an. Die Erziehung dieser Töchter, denen

[1] Erinnerungen aus meinem Leben I, Schaffhausen 1863, 119.

die Mutter eben erst (1814) durch den Tod entrissen worden, hatte mit der Leitung des Hauswesens eine Freundin der Verstorbenen, Fräulein Lotte Piaste, übernommen. Es war eine ernste, besonnene, rechtschaffene Dame, nach W. v. Chézy „die beste Seele von der Welt", zu der auch Luise Hensel mit Verehrung emporsah; und die Nichten derselben, lieblich aufblühende Mädchen, welche mit Hitzigs Töchtern erzogen wurden, gehörten zu Luisens vertrautesten Freundinnen, besonders Emilie Piaste, welche in der fromm-religiösen Richtung mit ihr verwandte Wege ging, während die jüngere, Antonie Piaste, wenige Jahre nachher die Gattin des Dichters Adalbert v. Chamisso wurde. Für diesen kleinen Kreis, speziell für die Kinder Hitzigs, schrieb E. Th. A. Hoffmann um diese Zeit (1815—1816) die Märchen „Nußknacker und Mäusekönig", in denen dieselben, wie Hitzig berichtet, „zu ihrer höchsten Freude unter ihren eigenen Namen erschienen" [1].

Ein anderer gewählter Kreis sammelte sich jeden Donnerstag abend um den Staatsrat F. A. v. Stägemann [2], in dessen Hause die Geschwister Hensel gleichfalls heimisch waren. Mit Stägemanns Tochter Hedwig hatte Luise Hensel innige Mädchenfreundschaft geschlossen. Auch hier waren es vorzugsweise Interessen der Kunst und der Literatur, welche eine Anzahl geistreicher Männer an den Gesellschaftsabenden vereinigten. Der Hausherr zählte selbst als Dichter; er hatte sich namentlich an der Bewegung der letzten Jahre durch schwungvolle „Kriegsgesänge" beteiligt, welche, 1814 und 1815 erschienen, ihm den Ruf eines preußischen Tyrtäus erwarben,

[1] Aus Hoffmanns Leben II, Berlin 1823, 109.

[2] Friedrich August v. Stägemann, geb. 7. November 1763 zu Vierraden in der Ukermark, gest. als preußischer Geh. Staatsrat in Berlin 18. Dezember 1840. Seine Frau, Elisabeth geb. Fischer aus Königsberg, war eine geistvolle Dame von ebenfalls poetischen Anlagen.

bei aller tüchtigen Gesinnung übrigens einer volkstümlichen Wirkung entbehrten, weil sie mehr durch kunstreiche Form und gelehrte Ausschmückung als durch natürliche Originalität sich auszeichnen.

Zu den nächsten Freunden der Familie gehörten die jugendfrischen Brüder Gerlach, die gleich Wilhelm Hensel im Befreiungskriege mitgefochten, Ferdinand v. Bülow und dessen jugendliche Gattin Amalie, geb. v. Altenstein, Wilhelm Müller, der ebenfalls den Krieg als Freiwilliger mitgemacht, Amalie v. Helwig, bald auch Graf Gneisenau, überhaupt nach Luise Hensels eigenem Wort „die ersten Geister und besten Gestalten Berlins". Bei dem jüngeren Teil des Kränzchens war eine Zeitlang ein Liederspiel oder lyrischer Wettkampf beliebt. Man stellte sich gegenseitig poetische Aufgaben; Gegenstand und Versmaß waren bestimmt, und bei der nächsten Zusammenkunft wurde das Eingelieferte vorgetragen und beurteilt. Als produktive Mitglieder dieses Kränzchens waren in hervorragendem Wetteifer tätig: die Brüder Gerlach, zumal Ludwig (der Jurist), F. v. Bülow, die Tochter und der Sohn des Hauses, Hedwig und August v. Stägemann sowie Luise und ihr Bruder Wilhelm Hensel, der gerade in diesen Jahren mit Vorliebe das geflügelte Musenpferd bestieg. „Meistens bestand die Aufgabe in dichterischer Behandlung wirklich eingetroffener wunderbarer Ereignisse der Neuzeit." [1] Manch schönes Gedicht ist auf diesem Wege entstanden, welches auf dem deutschen Parnaß das Bürgerrecht gewonnen, zumal als auch Klemens Brentano in diesen Zirkel trat und durch seine sprühenden Inspirationen die jungen Geister elektrisierte. Auch Wilhelm Müller, der „reisende Waldhornist", spendete hier die Erstlinge seiner lyrischen Muse.

---

[1] Diel-Kreiten, Leben Brentanos II 85, der hierbei Mitteilungen L. v. Gerlachs benutzte.

An solchen Donnerstagabenden entstanden u. a. die „Müllerlieder", zu denen jedem seine Rolle erteilt war, und wobei Luise Hensel die des jungen Gärtners genommen hatte [1]. Ihre „Gärtnerlieder", deren sie in den Briefen an Schlüter gedenkt, haben demnach mit den durch die Kompositionen Schuberts berühmt gewordenen Müllerliedern des wanderlustigen Dessauers Wilhelm Müller nach Zeit und Anlaß gleichen Ursprung. Die kleinen im Volkston gehaltenen, aber flüchtig hingeworfenen Gedichte, in denen bald der Gärtner, bald die Blumen das Wort nehmen, wurden indes nicht für würdig befunden, in die Ausgabe ihrer Lieder aufgenommen zu werden. Sie sind vorwiegend elegischen Charakters; am ansprechendsten das „Waldvöglein", das bei einiger Nachbesserung in der Form auch wohl zur Aufnahme sich eignen dürfte.

Einen besonders tiefen Eindruck auf das patriotische Gemüt Luisens und ihrer Freundin Hedwig machte die ritterliche Erscheinung des Generals Grafen v. Gneisenau, der, als er vom Rhein her nach Berlin gekommen, die Gesellschaft des Stägemannschen Hauses ziemlich regelmäßig aufsuchte. Der gefeierte Generalstabschef des „Marschalls Vorwärts" gehörte zu den Gestalten, auf welche damals aller Augen, wo er sich zeigte, gerichtet waren, während er durch sein liebenswürdiges Wesen, eine Mischung von edler Würde und natür-

---

[1] Mitteilung von Frau v. Olfers (geb. Stägemann), welche dabei bemerkt: man müsse bedenken, daß „die ganze Müllerromanze mehr einem gesellschaftlichen Schreibespiel in seiner Flüchtigkeit gleich kam als einer poetischen Aufgabe, obgleich Wilhelm Müller und sein Komponist ihm größere Bedeutung gaben". L. Berger hat zwei Lieder von Luise Hensel sehr schön komponiert, ebenso von Hedwig Stägemann das Lied: „Ich hab' das Grün so gern." Er vereinigte sie in einem Heft: „Gesänge aus einem gesellschaftlichen Liederspiele Die schöne Müllerin".

licher Bescheidenheit, alle Herzen gewann. Er unterhielt sich gerne mit den beiden jugendlichen Freundinnen, die ihn, wie er sagte, an seine Tochter Hedwig erinnerten, und beteiligte sich in seiner munteren Leutseligkeit zuweilen selbst an ihren Spielen. Unvergeßlich blieb Luisen ein Abend, an welchem der berühmte General ihnen beiden seine Jugendgeschichte erzählte. Wie es gekommen, daß der General sich zu einer solchen vertraulichen Mitteilung herbeiließ, darüber berichtet Luise Hensel selbst in einer Aufzeichnung, welche sie, freilich lange Jahre nachher, für Gneisenaus Biographen, den Professor Georg Pertz in Berlin, auf dessen Ansuchen niedergeschrieben hat. In dieser (handschriftlich vorliegenden) Erinnerung, welche uns einen Blick in jenes gesellige Leben eröffnet, erzählt Fräulein Hensel:

„Es war in den ersten Monaten des Jahres 1816, wie ich meine[1], wo ich Gneisenau im Hause des Staatsrats v. Stägemann zum erstenmal und dann näher in den Abendzirkeln des von den ausgezeichnetsten Männern besuchten edeln Hauses sah. Ich liebte Hedwig sehr und hatte es wohl auch nur diesem Umstande zu danken, daß die liebenswürdige, durch Geist und Gemüt gleich hochstehende Hausfrau mich ermutigte, jeden Donnerstag einen Abend dort zuzubringen. Sehr häufig sah ich dann auch den von uns allen so verehrten Helden dort, und es freute mich nicht wenig, daß er vor all den jungen Mädchen Hedwig und mich durch väterliche Freundlichkeit 'auszeichnete. Er äußerte wiederholt,

[1] Fräulein Hensel irrt sich wohl um ein Jahr. Graf Gneisenau lebte als kommandierender General der Rheinprovinz bis Sommer 1816 in Koblenz, verbrachte die Monate August und September in Karlsbad und Teplitz, den Winter auf seinem neuerworbenen Gute Erdmannsdorf in Schlesien, und kam erst im Frühling 1817, vom König in den Staatsrat berufen, nach Berlin. Vgl. Pertz-Delbrück, Leben Gneisenaus V, Berlin 1880, 129 146 164 199.

daß er uns beide so gerne sehe, da wir ihm seine älteste[1] Tochter vor Augen stellten. ‚Die eine heißt wie sie und die andere sieht aus wie sie‘, sagte er einmal und brachte nächsten Donnerstag eine Kupferplatte, die er in seine Uniform auf der Brust eingeknöpft hatte, mit, um zu beweisen, daß ich seiner Tochter Hedwig gliche. Auf der Platte waren die Köpfe seiner sämtlichen Kinder und in der Mitte derselben seine Gemahlin abgebildet, alle nur Gesicht, recht nett in Öl gemalt . . .

„Das junge Volk (wie wir vom Hausherrn wohl genannt wurden) ging nach dem Tee häufig in ein größeres Nebenzimmer, wo wir uns durch Lektüre, Spiel auf unsere Weise unterhielten, und unser Held fand mitunter Vergnügen daran, an unsern Spielen teilzunehmen. Bei solchem Anlaß ließ er sich einmal auf eine Wette mit mir ein, die ich gewann; seinerseits war ausgesprochen worden, daß ich im Falle des Gewinnes fordern könne, was ich wollte. Er bat nun, ich möchte ihm gleich meine Forderung sagen, und als ich äußerte: ‚Wenn ich nun den höchsten Ihrer Orden verlangte?‘ nestelte er schon daran und sagte: ‚So werde ich dem Könige sagen, daß ich ihn einer jungen Dame zum Opfer gebracht habe.‘ Ich erwiderte aber, daß ich noch mehr, viel mehr von ihm verlangen werde, und als er darüber erstaunt und fast verlegen war, sagte ich ihm: ‚Herr Graf‘ — er hatte sich bei Hedwig und mir die Exzellenz verbeten und gesagt: Für Sie heiße ich nur Gneisenau oder, wenn Sie wollen, Graf — ‚Herr Graf, wir alle haben Ihnen so viel zu danken und kein Mensch weiß eigentlich, woher Sie gekommen sind; ich fordere ein Stück Ihrer Jugendgeschichte; mit weniger lasse ich mich nicht abfinden.‘ Da ward der liebe prächtige Mann ganz weich, gab mir lächelnd die Hand und sagte: ‚Liebes Kind, ich kann Ihnen nicht

[1] Vielmehr jüngere Tochter. Die älteste hieß Agnes, welche sich mit dem Major W. v. Scharnhorst vermählte. Hedwig v. Gneisenau wurde die Gemahlin des Grafen Friedrich v. Brühl.

sagen, wie es mich freut und rührt, daß Sie das von mir fordern; aber hier geht das nicht; es sind zu viele hier. (Letzteres sagte er fast leise, indem er sich zu mir herabbeugte.) Aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen meine Knabengeschichte erzählen will, wenn wir uns irgendwo treffen, wo es ohne Störung möglich ist.'

„Hedwig stand neben mir (wie ich meine, gab sie mir einen Wink) und ich sagte: ‚Hedwig darf dann auch die Geschichte hören, nicht wahr?' Und er erwiderte: ‚Ja wohl, ihr beide.' — Dies war an einem Donnerstag abend, und am Samstag abend war ich mit Hedwig bei der Generalin v. Helwig (Amalie v. Imhoff), welche Samstags Zirkel zu halten pflegte, die oft sehr interessant waren und die wir zuweilen besuchten[1]. Ob Gneisenau gehört hatte, daß Hedwig und ich uns verabredeten, den nächsten Samstag dort zusammen zu treffen, weiß ich nicht; genug, wir waren noch nicht lange dort und hörten einer Vorlesung der Generalin aus einem ihrer damals neuesten Werke zu, da trat Gneisenau ein. Die Generalin warf sogleich ihr Manuskript beiseite und lief ihm freudig entgegen, ihn versichernd, daß sie sich unendlich freue, ihn einmal wieder bei sich zu sehen; aber er sagte: ‚Liebe Generalin, Sie müssen es mir nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen eingestehe, daß ich für heute hauptsächlich komme, um mein Ehrenwort zu lösen, das ich einer jungen Dame verpfändet habe, die ich hier vermute; ist die kleine Hensel hier?'

---

[1] Amalie v. Imhoff, geb. 16. August 1776 zu Weimar, seit 1803 mit dem schwedischen Oberst (später General) v. Helwig verheiratet, ist als Dichterin bekannt durch das unter Goethes Einfluß entstandene Epos „Die Schwestern von Lesbos" (1801), idyllische Dichtungen wie „Die Tageszeiten" (1812), Legenden und Romanzen wie „Die Sage vom Wolfsbrunnen" (1812, 1821), ferner als Übersetzerin von Tegnérs Frithjofssage (1826). Sie starb in Berlin am 17. Dezember 1831.

„Tief erfreut, beschämt und überrascht stand ich mit Hedwig auf und trat zu der Gruppe. ‚Ach, da sind Sie ja! Nun, liebe Generalin, lassen Sie mich mit diesen beiden jungen Damen hier in das kleine Nebenzimmer gehen, damit ich erst mein Wort löse; denn ich habe ihnen versprochen, ihnen etwas zu erzählen, nachher komme ich zu der Gesellschaft zurück.‘ — Die Türe zum Gesellschaftszimmer blieb offen, doch konnte man die Erzählung dort nicht hören, da wir unsern Sitz tief im Zimmer nahmen und Gneisenau auch, den Rücken zur Gesellschaft gewendet, mit gedämpfter Stimme sprach. So oft die Generalin hereinkam (einmal, meine ich, kam aus seinem an der andern Seite liegenden Zimmer auch der liebe alte, höchst originelle General Helwig herein), oder so oft ein Diener uns Tee ꝛc. brachte, hielt Gneisenau in seiner sonst sehr fließenden Erzählung ein und sprach von etwas anderem. Hedwig und ich schlossen daraus, daß auch wir sein Geheimnis treu bewahren müßten, und wir haben auch über die ganze Sache geschwiegen bis nach dem Tode des edeln Helden . . .“

Fräulein Hensel berichtet nun, was sie aus der Jugendgeschichte Neidhardts v. Gneisenau in der Erinnerung behalten: seine Herkunft und seine Geburt im Sächsischen (Schilda), seine kümmerliche Knabenzeit nach dem frühen Verlust der (aus Würzburg gebürtigen) Mutter, während der Vater in Kriegsdiensten abenteuernd umherzog und mittlerweile den Knaben fremder Pflege in einem thüringischen Dorfe oder Landstädtchen überließ, wo er unter drückenden Verhältnissen vernachlässigt und hart behandelt wurde, wo er zur Sommerszeit des Amtmanns Puten oder Truthühner hüten mußte und wohl stets ein Stück Schwarzbrot, aber nicht immer Sohlen auf den Schuhen hatte — bis er endlich von seinem Großvater (dem Oberstleutnant Andreas Müller in Würzburg) entdeckt und in einer stattlichen Kutsche nach der fränkischen

Bischofsstadt am Main abgeholt wurde und nun mit einer geordneten Erziehung das Glück einer sorgenfreien Jugend kennen lernte[1].

Die Erzählung hatte eine gute Weile gedauert. Die beiden Mädchen hatten derselben mit tiefer Bewegung zugehört und waren nun doppelt gerührt von dem Vertrauen, das ihnen der General damit erwiesen, dessen heldenherrliche Gegenwart einen so seltsamen Kontrast bildete zu den Erlebnissen seiner gedrückten Knabenzeit. Fräulein Hensel bemerkt am Ende ihres Berichtes:

„Bald nach dem Schluß seiner Erzählung ging Gneisenau in den Salon zurück und unterhielt sich mit den Anwesenden, deren an dem Abend nicht viele waren; es schien mir aber, als ob er innerlich bewegt und ernster war als sonst. Hedwig und ich hatten einander, noch ehe wir das Kabinett verließen, das Wort gegeben, daß wir das Familiengeheimnis des edeln Mannes ehren wollten. Soweit ich mich erinnere, hatte er kein Versprechen von uns darüber verlangt, sondern wohl diese Gesinnung vorausgesetzt. Ich muß es aber allen Anwesenden Dank wissen, daß keiner derselben auch später eine neugierige Frage über diese ziemlich lange währende Mitteilung an mich gerichtet hat."

---

[1] In der Pertzschen Biographie des Feldmarschalls Gneisenau findet man das Detail dieses Berichtes wenigstens teilweise benützt, soweit nämlich die einzelnen Angaben mit den sonstigen mündlichen und schriftlichen Überlieferungen sich vereinbaren ließen. Da Fräulein Hensel ihre Erzählung erst am 3. März 1864 niedergeschrieben hat, so ist es nicht zu verwundern, wenn nach so langer Zeit, 47 Jahre nach der geschehenen Erzählung, in ihrem Gedächtnisse manches sich verwischte, und infolgedessen Unrichtigkeiten in Daten und Namen und ähnliche Ungenauigkeiten sich eingeschlichen haben. Das Wesentlichste des Inhalts aber ist in die ersten Blätter des genannten großen Werkes übergegangen.

So zurückhaltend Fräulein Hensel in dem vorstehenden Bericht sich über ihre eigene Person ausspricht, dem Auge des näher Zuschauenden wird es nicht entgehen, daß sie selbst in diesen Kreisen nicht die letzte Stelle einnahm, daß sie vielmehr eine stille Anziehungskraft ausübte, deren sie sich vielleicht selbst nicht bewußt war. In ihrer Bescheidenheit schreibt sie es lediglich der Freundschaft mit Hedwig Stägemann, ihrer Altersgenossin, zu, daß sie von der geistvollen mütterlichen Hausfrau, der von ihrem Gatten in klassischen Sonetten gefeierten „Elisabeth", zu den Abendzirkeln geladen wurde, zu deren regelmäßigen Gästen sie gehörte. In Wahrheit aber war es der Charakter ihrer ganzen Persönlichkeit, ihr Geist und Gemüt, ihre reiche Begabung, was sie zu einem beliebten, überall gern gesehenen Mitglied der Gesellschaft machte. Helmina v. Chézy sagt: „Luise Hensel gehörte zu den Zierden des anmutigen Kreises, den das Stägemannsche Haus in sich vereinte." [1] Dazu der Zauber ihrer jugendlich frischen äußeren Erscheinung. Sie war zur lieblichen Jungfrau erblüht, eine feine schlanke Gestalt voll Anmut und Liebreiz — nach dem kompetenten Zeugnis der Frau v. Olfers „eines der schönsten und interessantesten Mädchen, die sie gekannt, mit einem Teint wie Lilien und Rosen" —, das Antlitz mit den sanften, tiefblickenden blauen Augen edel und voll Ausdruck, der schöne Spiegel einer schöneren Seele. Tatsächlich erwahrte sich an ihr das Wort von Bernhardin de St Pierre: „Die Frömmigkeit entwickelte jeden Tag die Schönheit ihrer Seele in der unbeschreiblichen Anmut ihrer Züge."

Zu ihren gesellschaftlichen Talenten gehörte neben der dichterischen Begabung auch ihr Zeichnungstalent. Wie Luise dem Bruder in so vielem glich, so teilte sie mit ihm auch die Liebe zur bildenden Kunst. Eine Zeitlang nährte sie ganz ernstlich

[1] Unvergessenes II, Leipzig 1859, 164.

den Wunsch, sich ebenfalls zur Malerin auszubilden. Allein bei den beengten und gedrückten Verhältnissen, unter welchen die Mutter lebte, mußte ihr die Ausführung dieses Wunsches versagt bleiben[1]. Eine kleine Errungenschaft indessen blieb ihr von dieser frühen bildnerischen Neigung. Sie hatte sich eine große Fertigkeit im Ausschneiden graziöser Bildchen in Silhouettenmanier angeeignet, und auf diese anspruchslose Kunstübung, welche indes manche gesellige Stunde erheiterte, beschränkte sich zuletzt ihre Liebhaberei. Ihr sinnreiches Wesen konnte sich auch auf diesem bescheidenen Gebiete erfinderisch gestaltend ergehen, und die Beschäftigung wurde für sie und andere fortdauernd die Quelle kleiner Freuden. Denn dieses ihr Talent ward in der Folge unzähligemal in Anspruch genommen, und die zierlichen Bilderausschnitte wurden bald ebenso beliebt als viel begehrt.

Ein mehrmonatliches Intermezzo, durch einen Zufall herbeigeführt, bildete im Jahre 1816 ein sommerlicher Landaufenthalt der Familie Hensel in der Umgebung Berlins. Luise Hensel war in Gefahr gestanden, das unversehene Opfer einer Kohlenvergiftung zu werden. Um sich von den Nachwehen dieses Unfalls zu erholen, zog sie mit Mutter und Schwester nach Schöneberg hinaus, damals noch ein völlig im Grünen gelegenes Dorf. Hier verbrachten sie den Sommer und Herbst 1816. Es war ein ländliches Stillleben, nur unterbrochen durch die Besuche der Freunde, welche der kunstbeflissene Bruder zuzeiten aus der Stadt mitbrachte. Diesen Freunden gesellte sich auch die Dichterin Helmina v. Chézy bei, die mit ihren beiden Söhnen Wilhelm und Max oft ganze Tage in Schöneberg unter dem gastlichen Dache der armen Pfarrerswitwe verbrachte und dort arbeitete[2]. Wilhelm v. Chézy,

[1] Nach einer Notiz von ihrer Hand.

[2] „Mir war zu Mut", sagte Frau v. Chézy in ihren Denkwürdigkeiten, „als könnte ich nur dort schreiben. Das Zimmer

dazumal ein zehnjähriger Junge, später als Schriftsteller bekannt geworden, hat in seinen Erinnerungen von diesem sommerlichen Aufenthalt eine idyllische Schilderung entworfen, der wir hier einige Striche entlehnen. Sie geben ein anschaulicheres Bild als die seiner Mutter.

Frau Hensel wohnte „in einem Bauernhaus zwischen Bäumen, Büschen und grünen Wiesen. Von den beiden Töchtern, welche die Mutter noch bei sich hatte, war die ältere, Luise, bereits erwachsen; sie galt für eine vollendete Schönheit, und dennoch für liebenswürdiger als schön". Die älteste, Karoline, hatte sich inzwischen verheiratet und lebte mit ihrem Gatten in Stettin. „Die Witwe Hensel hatte in ihrer ländlichen Zurückgezogenheit immer zahlreichen Besuch. Die jungen Freunde des Malers hielten keinen Ausflug für lohnender als den nach Schöneberg. Allerdings ist jene Gegend in der meistens sandigen Umgebung Berlins eine Oasis; so weit das Auge reicht, sieht es nur Grün auf der Erde, hier Bäume, dort breite Wiesenteppiche, von Rinnsalen durchfurcht, deren Ränder blaue Säume von Vergißmeinnicht einfassen. Dennoch wird die Behauptung nicht allzu gewagt scheinen, daß Luisens Vergißmeinnicht-Augen für sich allein mehr Anziehungskraft ausübten als die ungezählten Hunderttausende von blauen Blumen am Bachesrand. Es ging häufig recht lustig dort zu. Die jungen Leute unternahmen Wanderungen zu den Fischerhütten, wo sie Krebse aufkauften, welche dann die alte Frau Hensel kochte. Diese Krebsschmäuse erfreuten sich einer gewissen Berühmtheit in dem kleinen Kreise. Es sollte mich wundern, wenn sie nicht von irgend einem besungen worden wären. Dieses Völklein sang und zwitscherte bei jeder Ge-

lag hoch und freundlich; die Wipfel der Bäume säuselten, reine Lüfte wehten mit Düften vom botanischen Garten her. Luise und Minna kamen oft an meinen Schreibtisch und freuten sich meiner Arbeit . . ." Helmina v. Chézy, Unvergessenes II 163.

legenheit. Wenn einer nicht wußte, was er sagen sollte, so machte er einen Vers daraus. Am späten Sommerabend wurden die heimkehrenden Gäste von Luise und ihrer Schwester (Minna) oft weite Strecken begleitet, namentlich an Abenden, wo es Feuerwerk (in Berlin) gab. Die Gesellschaft blieb dann vor einer Wiese stehen, hinter welcher ein Erlenwald sich erhob, aus dessen Mitte die Raketen emporzusteigen schienen. Der ‚Raketenvogel' wurde regelmäßig mit lautem Jubel begrüßt." [1]

Die Familie Hensel verblieb bis zum Spätherbst in dieser grünen Oase. Doch pflegte Luise auch von Schöneberg aus an den Donnerstagen die Abendgesellschaften des Stägemannschen Hauses zu besuchen. Und um diese Zeit geschah es, daß sie dort den Dichter Klemens Brentano kennen lernte — eine Begegnung, die für ihr ferneres Leben so wichtig wurde. Ehe wir aber darauf eingehen, ist es nötig, einen Blick auf die Fortentwicklung ihres Seelenlebens zu werfen.

5. Neue Forschungen und Studien.

(1815—1816.)

Weltflucht. Eine Schrift von Jakob Böhme. Prediger Hermes. Studium der Bekenntnisschriften.

Der Sturm der mächtigen Volksbewegung, welche alle Kräfte und Gedanken für die eine vaterländische Aufgabe der Befreiung absorbierte, war verrauscht. Mit dem Frieden trat die natürliche Ausgleichung ein. Die Spannung machte der ruhigen Betrachtung Platz, die gebundenen Elemente kehrten in ihre naturgegebene Richtung zurück.

Auch Fräulein Hensel wandte den Sinn jetzt wieder den eigenen bislang in den Hintergrund gedrängten Interessen, den über alles Irdische hinaus liegenden Fragen zu. Denn

[1] Wilhelm v. Chézy, Erinnerungen aus meinem Leben I 108—110.

der Quellpunkt ihres geistigen Seins war und blieb die Religion. Die allgemeine Stimmung im Lande, eine Nachwirkung der patriotisch erregten Tage, kam jetzt ihrer eigenen gewissermaßen entgegen. Der Befreiungskampf und das lange Unglück, das ihm vorangegangen, hatten den religiösen Sinn im Volke überhaupt wieder erweckt, das christliche Bewußtsein belebt; selbst in den besseren Kreisen regte sich ein positiv gläubiges Element, und so fand sie sich von einer verwandten Strömung berührt, wenn sie den Forderungen ihres eigenen Herzens wieder freies Spiel gab.

Auch der Reiz des gesellschaftlichen Lebens war nicht im stande gewesen, sie ganz zu fesseln, ihr Gemüt dauernd von der ursprünglichen Richtung abzudrängen, die der Magnetnadel gleich beständig nach dem Pole wies. So unbefangen sie den Genuß weltlicher Freuden hinnahm, in Spiel und Scherz sich gehen ließ: in der Einsamkeit überkam sie immer wieder ein Gefühl von dem inneren Ungenüge, der Leere und Flüchtigkeit der Zerstreuungen. Selbst mitten im Geräusch und Gewoge der Gesellschaft überflog sie zuweilen wie der Schatten einer vorüberziehenden Wolke ein Ernst, der sie wie träumerisch oder zerstreut erscheinen ließ. In einem nur wenig später entstandenen Gedichte spricht sie von den „goldenen Ketten" der Welt, die damals ihr „so fest sich um das Herz geschlungen" und diesem doch keinen Frieden gebracht.

„Bald dreht' ich mich in bunten Tänzen
Und träumte nur von Tand und Scherz;
Ich tat an schnöden Festen glänzen
Und war geschmückt mit eitlen Kränzen,
Und hatte doch kein ruhig Herz."

In die Zeit unmittelbar nach dem Befreiungskriege, oder vielleicht schon in die Zeit zwischen dem ersten und zweiten Pariser Frieden (1814—1815), fällt die kurze Periode, während welcher Luise getanzt hat. Es geschah zunächst ihrer

älteren Schwester zulieb, die sich damals verheiratete. Sie gewann aber selber Passion dafür und sie tanzte viel und gern. Das Tanzen als solches war es, was ihr Freude machte, die Wonne der künstlerischen, von harmonischen Tonwellen umrauschten Bewegung, und etwa ein Jahr lang gab sie sich dem Vergnügen mit aller frohen Jugendlust hin. Sie war als Tänzerin gesucht und bewundert; aber gerade die Schmeicheleien der jungen Tänzer verleideten ihr das Tanzen; das Schönreden und Schmachten war nicht nach ihrem Geschmack. Dazu kam auch hier wieder der Gedanke an die Vergänglichkeit alles Irdischen, der oft mitten im Glück sie erfaßte und sich in ihre frohen Empfindungen mischte. Und so sang die Siebzehnjährige:

„Du liebst mich, weil durch braunes Haar
Sich schlingt der grüne Lebenskranz,
Weil frisch und voll der Wangen Paar
Und leicht der Fuß sich hebt zum Tanz.

O armer Jüngling! wisse, bald
Ist all das hin, was du geliebt,
Geknickt die blühende Gestalt,
Die jetzt den Zauber auf dich übt.

Denn eine Blume bin ich nur,
Und kurz ist alles Erdenblühn;
Drum suche ew'ger Schönheit Spur,
Ihr weihe deines Herzens Glühn" . . . [1]

Immer wieder kehrte der Blick forschend zurück nach dem höheren Ziele; nicht in den Niederungen des Erdenlebens lag das Land, das sie „mit der Seele suchte". Excelsior!

„Mich zieht ein stetes Sehnen
Nach jenen reinern Tönen,
Nach jenem hellern Licht;
Die schmerzenvollen Tränen
Versiegen ewig nicht." [2]

[1] Lieder[4] 23. Vgl. auch Tagebuch 301—302. [2] Lieder 4.

Nach Erkenntnis dürstend, begann sie aufs neue tiefere Belehrung über die Fragen der Offenbarung zu suchen. Was immer geeignet schien, Aufschluß zu geben, das ergriff sie und zog es in den Kreis ihrer Lektüre. Sie las oft halbe Nächte lang. Nur die Stunden der Nacht konnte sie der Lektüre widmen; denn die Tageszeit war von dem häuslichen Dienst und der Kunst ihrer Handarbeit, mittels deren sie den Haushalt bestreiten half, in der Regel vollauf in Anspruch genommen.

Eines Tages brachte ihr ein Schuster einen alten, mit mysteriösen Zeichen versehenen Band Schriften seines berühmten Zunftgenossen, des Görlitzer Philosophen Jakob Böhme (1575 bis 1624). Mit erwartungsvoller Wißbegier nahm Fräulein Hensel das geheimnisvolle Buch zur Hand und versenkte sich in die dunkeln Tiefen der mystisch-theologischen Abhandlungen, die sie vielfach anzogen und mit jedem Tage lebhafter erregten; sie war anfänglich von dem schwärmerischen Aufschwung der Gedanken und der originellen Kraft der Sprache mit fortgerissen. Nur der hochmütig zuversichtliche Ton, womit der philosophische Schuster an einzelnen Stellen die ihm angeblich gewordenen Offenbarungen vortrug, machte sie stutzig, und als sie auf die Behauptung stieß: „er habe mitten in der Hölle sämtliche Päpste ohne Ausnahme brennen sehen", da ward ihr Vertrauen bedenklich erschüttert; die offenbare Ungerechtigkeit beleidigte ihr Wahrheitsgefühl. „So gelangte sie zu einem Kapitel, welches in Form einer Brieftasche besonders gebunden war und die Zeichen mehrerer Siegel trug. Auf der Außenseite waren die Worte zu lesen: ‚Wer nicht glaubt, daß der Inhalt dieses Kapitels so wahr sei wie das, was die Evangelisten berichtet haben, der wage es nicht, diese Siegel zu lösen.' Es war schon tief in der Nacht und alles still, als Luise diese Worte las. Plötzlich warf sie voll Unwillen das mit silbernen Krämpen versehene, schwer gebundene Buch

auf den Boden. Die Mutter, welche im Nebenzimmer schlief, fuhr erschrocken aus dem Schlafe auf und rief ängstlich: ‚Luise, was ist geschehen?‘ Eilig blies diese das Licht aus und antwortete ruhig: ‚Nichts, Mutter, es ist nur ein Buch auf den Boden gefallen.‘ Aber am andern Morgen trug sie erzürnt dem ärgerlichen Schuster, der schon gehofft hatte, eine seltene Konvertitin zu gewinnen, das erst ihr so geheimnisvolle, nun aber verächtliche Buch zurück mit dem Bemerken: ‚wo ein solcher Hochmut sei, daß einer sich den Aposteln gleichstelle und denselben Glauben, welchen diese für die allgemeine Offenbarung gefunden haben, für eine besondere verlange, da könne die Wahrheit nicht sein.‘ Hiermit wandte sie sich von dieser Richtung gänzlich ab.“ [1]

So gefestigt wieder war ihr christlicher Glaube, die Überzeugung von dem göttlichen Ursprung der Heiligen Schrift, daß jede Lehre, welche dieses Fundament antastete, von jetzt an wirkungslos an ihr abprallte. Das Gefühl der Befriedigung über den bestandenen Kampf belebte ihren Glauben, und der Trost des evangelischen Wortes umfing tiefer und tiefer ihr Herz; es war ihr in vollem Sinn wieder eine beseligende Botschaft geworden, und die Tatsachen der heiligen Geschichte lebten auf vor ihrem Geist. Bereits dem Jahre 1815 gehört das in seiner innigen Einfalt unvergleichlich schöne Lied an [2]:

„Immer muß ich wieder lesen
In dem alten heil'gen Buch,
Wie der Herr so sanft gewesen,
Ohne Sünd' und ohne Trug.

---

[1] Nach L. Hensels Mitteilungen bei Reinkens 59.

[2] Nach der ersten Niederschrift der Dichterin abgeschrieben. Die kleinen Änderungen und Verbesserungen, welche das Lied in der Gedichtsammlung erhalten, finden sich bereits in Brentanos Briefen I 239—240, und dementsprechend auch in Diepenbrocks „Geistlichem Blumenstrauß“.

Wie er hieß die Kindlein kommen,
Wie er hold auf sie geblickt,
Und sie in den Arm genommen
Und an seine Brust gedrückt.

Wie er Hilfe und Erbarmen
Allen Kranken gern bewies,
Und die Schwachen und die Armen
Seine lieben Brüder hieß.

Wie er keinem Sünder wehrte,
Der mit Liebe zu ihm kam,
Wie er freundlich ihn belehrte,
Ihm die Schuld vom Herzen nahm.

Immer muß ich wieder lesen,
Les' und weine mich nicht satt:
Wie der Herr so treu gewesen,
Wie er uns geliebet hat.

Hat die Herde mild geleitet,
Die sein Vater ihm verliehn,
Hat die Arme ausgebreitet,
Alle an sein Herz zu ziehn.

Laß mich knien zu deinen Füßen,
Herr! die Liebe bricht mein Herz,
Laß in Tränen mich zerfließen,
Untergehn in meinem Schmerz!"

Noch eine Anzahl anderer ihrer lieblichsten Lieder, wie: „Stark in ihm" (S. 45 der Sammlung), „Bedenk' ich deine große Treue" (S. 36), „Was verlangst du, warum bangst du" (S. 43) — wahre Cimelien geistlicher Poesie, sind um diese Zeit, 1815—1816, entstanden.

Mit frischer Hoffnung nahm Luise Hensel nun aber auch die alte große Frage wieder auf, die sie um die Zeit ihrer Konfirmation so lebhaft beschäftigt hatte: die Frage nach der wahren, von Christus gestifteten Kirche. Sie las hierüber, was sie erreichen konnte, Bekenntnisschriften, Andachts- und Er-

bauungsbücher; sie las und verglich. Das Ergebnis fiel noch immer nicht zufriedenstellend aus. Hierüber lauten ihre Worte:

„Die Bibel in der Übersetzung Luthers (eine andere kannte ich nicht) und das Apostolische Glaubensbekenntnis waren der Maßstab, an welchem ich die wahre Kirche erkennen wollte. Weder die lutherische Lehre, noch die calvinische, noch die der Herrnhuter und der Böhmischen Brüder, deren Bekenntnisschriften ich so gut wie möglich studierte, hielten diese Messung aus. Überall trat mir Halbheit oder Seichtigkeit, Widerspruch mit der eigenen Lehre und Verwirrung entgegen. Ich wollte die Wahrheit, die ganze, tiefe, klare Wahrheit, die Christus mußte der Welt gegeben haben für alle Welt bis zum letzten Tage.“[1]

Auch die Belehrung, die sie in den Predigten angesehener Theologen und Kanzelredner erwartete, bot nicht, was sie suchte, und doch war einer darunter — der altgläubige Pastor Hermes —, den sie persönlich hoch verehrte und dem sie viel Erbauung verdankte, wie sie treulich bekennt. Als ihr mehrere Jahrzehnte später einmal von angesehener Seite die Einrede gemacht wurde, daß Berlin um jene Zeit keine ausgezeichneten und glaubenstreuen Prediger gehabt habe, antwortete sie mit eifervoller Bestimmtheit: „Das ist irrig. Ich hörte jeden Sonntag die überaus schönen, frommen und echt biblischen, tief christlichen Predigten des lieben alten trefflichen Hermes in der kleinen Spittelk[irche] St Gertraut, war auch persönlich befreundet mit ihm und verdanke ihm manche schöne, tiefe und doch so kindlich einfache Erklärung dunkler Bibelstellen, über deren Sinn ich ihn befragte. Ich glaube, daß der liebe alte, wahrhaft demütige und darum von Gott erleuchtete Mann durch keinen Ihrer gegenwärtigen Prediger in irgend einer Weise aufgewogen und ersetzt ist.“[2]

---

[1] Handschriftliche biographische Notiz.

[2] An Frl. Selma v. Seydlitz (Wiedenbrück, 28. Juni 1865).

Es war die kleine aber eifrige Gemeinde, zu der auch die Brüder Gerlach, A. W. Götze, F. K. v. Savigny, F. v. Bülow sowie dessen mit Luise befreundete Gattin Amalie, sodann ihre vertrauten Jugendgespielen, wie Emilie Piaste und Julie v. Obstfelder[1], zählten. Hermes war der allgemein verehrte Patriarch dieser religiösen Familie[2].

„Von der katholischen Kirche aber", fährt Luise fort, „wußte er nichts, da es zur Zeit seiner Studien fast gar keinen Verkehr der Geister auf diesem Gebiete gab." Bei aller Erbauung, die sie durch ihn empfing, mußte sie doch über manche seiner Behauptungen den Kopf schütteln. So betrübte sie sich „über den Irrtum des alten Mannes", der auf der Kanzel behaupten konnte: „Christus sei der Beschließer der sichtbaren Wunder gewesen." „Hat er denn nie die Apostelgeschichte gelesen?" entgegnet sie, „wenn er's nicht glauben will, daß noch nachher, daß noch in unsern Zeiten Wunder geschehen konnten und, solange die Welt steht, geschehen werden? Denn so verläßt er seine Welt nicht, und wenn es nur eine Seele gäbe, die ihn liebt."[3]

Nichtsdestoweniger bewahrte sie diesem beliebten Kanzelredner eine große Verehrung, und als er 1819 starb, pflanzte sie ihm einen Rosenstrauch auf sein Grab.

Über das Wesen und das Glaubenssystem der alten Kirche hatte ihr bisher, d. h. bis zum Jahre 1816, fast jede Kenntnis gefehlt. Was ihr darüber zugekommen, hatte ihr nur irrige Vorstellungen von derselben erzeugt und dazu gedient, ihr Argwohn einzuflößen als vor einem Phantom und „hölli-

[1] Fräulein v. Obstfelder wurde Erzieherin der Prinzessin Marie von Preußen, welche nachmals, dem Kronprinzen Maximilian angetraut, Königin von Bayern geworden.

[2] Wilhelm Hensel hat um das Jahr 1817 sein Bildnis gezeichnet; es wurde von Büscher gestochen.

[3] Tagebuch der Dichterin Luise Hensel 57.

schen Blendwerk", nach dem Ausdruck der Pietisten. „Obwohl ich", sagt sie, „dem Gefühl nach zu ihr hingezogen ward und nichts Böses von ihr eigentlich glauben wollte, so ließ ich mich doch abschrecken, mich näher über sie zu unterrichten, aus Furcht nämlich, von der finstern Macht, welche etwa in ihr walten könnte, ergriffen zu werden." [1]

Aber das Verlangen ließ sich auf die Dauer nicht bewältigen. Denn sie fing bereits an, „die Wahrheit in der katholischen Kirche zu ahnen", wohin ihr „die Bibel selbst den Weg zu weisen" schien. Sie überwand daher die Scheu und nahm sich vor, nachdem sie so verschiedentliche Bekenntnisschriften geprüft, „nun auch die Lehre der ältesten aller christlichen Konfessionen kennen zu lernen" [2]. Sie sollte indes erfahren, daß dies in Berlin keine so leichte Aufgabe sei, denn ihre Frage nach symbolischen Büchern für diesen Zweck blieb unbeantwortet; vergebens bemühte sie sich in den Buchhandlungen Berlins, einen katholischen Katechismus zu bekommen. Es war keiner aufzufinden. An einem Verkehr mit unterrichteten Katholiken, denen sie sich hätte anvertrauen können, fehlte es ihr ebenfalls. Der erste Versuch war demnach mißlungen.

„Die rechte Tür fand ich noch nicht", sagt sie, „und es verging wieder einige Zeit. So kam der September 1816 heran, wo ich Brentano kennen lernte." [3]

6. Erster Verkehr mit Klemens Brentano.

(1816—1817.)

Ein Abend bei Stägemann. Des Dichters Werbungen. Weihnachtsabend. Des „Pilgers" Rückkehr.

Es war an einem Donnerstag abend, zu Anfang September 1816. Fräulein Hensel kam von Schöneberg, ihrem

[1] Luisens Worte bei Reinkens 70.

[2] Biographische Notizen in Luise Hensels Nachlaß.

[3] Handschriftlicher Nachlaß.

damaligen Landaufenthalt, nach der Stadt, um den Abend, wie gewohnt, in dem Stägemannschen Kreise zu verbringen, wo sie nun bereits wie zu Hause sich fühlte. Als sie eintrat, befanden sich erst drei Personen im Salon, der Sohn August Stägemann, die den Haushalt führende Gesellschaftsdame und ein älterer Freund der Familie, der im selben Hause wohnte[1].

Luise nahm auf einem Sofa Platz, und August Stägemann, der ihr Erscheinen stets mit sympathischer Gesinnung begrüßte und ihr eine ritterliche Verehrung widmete, teilte ihr mit: diesen Abend werde sie einen geistreichen Menschen kennen lernen, den Klemens Brentano, der der Gesellschaft etwas vorlesen wolle. Auf ihre Frage, wer dieser Klemens Brentano sei, antwortete man: „ein ausgezeichneter, sehr talentvoller Dichter". Man sprach dann von seinem geistreichen Wesen, seinen schlagenden Witzen, aber auch von seinen bizarren Eigenheiten, und es fiel das Wort, daß er „katholisch und darum so unheimlich sei". Luise blickte auf; die Aussicht, endlich die Bekanntschaft eines Katholiken zu machen, erregte ihre Aufmerksamkeit, wenn auch die Charakteristik des Mannes sie etwas befremdlich anmutete. Man nannte ihn boshaft, sarkastisch; aber alle kamen immer wieder darin überein, daß er ein höchst geistreicher Mensch sei. „Nun", fiel Luise Hensel ein, „wenn er weiter nichts ist, als geistreich, so kann er dabei noch ein sehr unglücklicher und erbärmlicher Mensch sein."

In diesem Augenblicke stand der Erwartete dicht neben ihr, die allein auf dem Sofa saß, und sagte düster: „Guten Abend!"

---

[1] Der Bericht über das erste Zusammentreffen mit Brentano, welcher in der biographischen Einleitung zu den gesammelten Briefen Brentanos steht (60—71), ist, bis auf wenige Abänderungen und kleinere Ergänzungen, von Luise Hensel *selbst* verfaßt, wie das noch vorhandene Konzept erweist. Wir folgen deshalb auch im wesentlichen diesem Wortlaut.

Die ganze übrige Gesellschaft war erschrocken, denn die Flügeltüren zum Vorzimmer waren geöffnet, Zimmer und Vorzimmer mit Teppichen belegt und die Lampen gedämpft, da die Hausfrau an Augenweh litt. Man fürchtete, er könne alles gehört haben und sich durch Witze rächen für das Lob, das einige auf Kosten seines Herzens seinem Geiste gezollt hatten. Nur diejenige, welche die letzten Worte gesprochen, war nicht verlegen, da sie ihre Äußerung als allgemeinen Erfahrungssatz vertreten konnte, wie dieselbe auch vermeint war. Unbefangen erwiderte sie den Gruß des Dichters und bot ihm einen Platz neben sich auf dem Sofa an. Brentano sah ihr einen Augenblick starr und düster ins Gesicht und sagte dann: „Mein Gott, wie gleichen Sie meiner verstorbenen Schwester Sophie!" Es war seine Lieblingsschwester gemeint, jene treue Genossin seiner Knabenträume, die einst auf der Dachkammer seines Märchenreichs Baduz Freud' und Leid mit ihm geteilt hatte, aber schon im Winter 1800, erst vierundzwanzigjährig, gestorben war. Ihr ist der poetische Nachruf gewidmet: „Wie war dein Leben so voller Glanz!" und in seinen Briefen (I 215) sagt er: „Sie war von Gott mit den seltensten Gaben des Geistes und des Herzens ausgestattet, eines der ausgezeichnetsten und geliebtesten Wesen ihres Geschlechts."

„Es ist mir lieb", erwiderte Fräulein Hensel, „daß ich Ihrer Schwester gleiche, und daß Sie uns etwas vorlesen wollen; bitte, fangen Sie an!"

Die Gesellschaft hatte sich inzwischen eingefunden, und Brentano las aus seiner „Viktoria" und aus der „Gründung Prags". Er las mit klangvollem Organ, ward außerordentlich lebhaft und riß alle Zuhörer mit sich fort. Seine Unterhaltungsgabe entzückte ebenso sehr wie sein Vortrag, und man entließ ihn nicht ohne die Zusage, öfter an den Donnerstagen zu kommen. Diese Zusage gab er gerne und fortan erschien er fast regelmäßig an den Abenden bei Stägemann,

und jedesmal beherrschte er die Unterhaltung der gewählten Gesellschaft.

Das war das erste Zusammentreffen zweier Menschen, die sich durch eine wunderbare Verkettung im Leben gegenseitig so viel werden sollten. Denn für Klemens Brentano war nun die Krise seines innersten Lebens angebrochen.

Der achtunddreißigjährige Dichter hatte eine stürmisch bewegte Vergangenheit hinter sich, die seinem reichbegnadeten Genius manchen schönen Erfolg, seinem Herzen aber noch viel mehr der Enttäuschungen zugeführt hatte. Ein anderer Tannhäuser, hatte er auf wechselvoller Wander- und Irrfahrt das Glück der Welt, aber auch ihre tiefsten Schmerzen verkostet. Der Geist sittlicher und religiöser Erneuerung, der von der patriotischen Erhebung ausgegangen, war indessen nicht ohne wohltätige Rückwirkung auf sein Gemütsleben geblieben. Seit er zum zweiten Male (Ende 1814) nach Berlin gekommen, hatte ein Seelenkampf in ihm begonnen, der seine geistige Umkehr vorbereitete. Noch schien er zwar weit entfernt von einer Aussöhnung mit der Kirche, deren Glaubensleben er entfremdet, mit der er durch die Verbindung mit der liebenswürdigen, unglücklichen, von ihrem Mann getrennten Dichterin Sophie Mereau (1803) zerfallen war. Gott hatte ihm sein schmerzliches Glück, das er an der Seite dieser Frau gefunden hatte, früh genommen (1806), und eine zweite übereilte und ebenso eilig wieder gelöste Heirat mit Auguste Busmann, einer Frankfurterin (1807), konnte seine Trauer um das verlorene nicht löschen. Aber er war doch zur Einkehr in sich selber gekommen, und so befand er sich jetzt in einem Zustand peinigender Zweifel und innerer Verwüstung, in dem ihm sein zerstückeltes, auf keinen bestimmten Beruf gestelltes Dasein in seiner ganzen Verkehrtheit wie „eine pfadlose Traumöde“ erschien. Ihm war wie einem „verlorenen Kinde, das keine Heimat hat“. In diesem fried-

losen Zustand fühlte er nur das eine klar, daß es anders werden müßte.

Da stand nun auf einmal, wie eine Erscheinung aus einer besseren Welt, das achtzehnjährige Mädchen vor ihm, das durch die Ähnlichkeit mit seiner verewigten Schwester die Erinnerung an ein verlorenes Paradies in ihm weckte, dessen eigenartiges Wesen ihn wie Geistesverwandtschaft berührte und doch so neu und fremd ihm gegenübertrat, das Bild der Unschuld und einer das liebliche Antlitz noch lieblicher durchleuchtenden Seelenschönheit.

„Da hört' ich ein Flügelpaar klingen,
Da hört' ich ein Schwanenlied singen,
Da fühlt' ich ein kühlendes Wehn,
Da sah ich mit tauschweren Schwingen
Den Engel der Wüste gehn."

Diesen Engel der Wüste glaubte er, der „in des Sandes glühenden Wogen" verschmachtende Wanderer, in Luise Hensel zu sehen.

Die gelassene Bestimmtheit ihres Auftretens hatte vom ersten Augenblick an eine große Wirkung auf ihn gemacht, und die schöne ruhige Unbefangenheit ihres Benehmens zog den Ruhelosen immer mächtiger an. Er suchte einen näheren Umgang und ließ sich durch ihren Bruder, den Maler, bei ihrer Mutter einführen.

Auch Luise war es zufrieden und wehrte es nicht, daß er sich ihr nähere; erwartete sie doch von ihm, dem Katholiken, Aufschluß über seine Kirche, Anleitung zum richtigen Verständnis ihrer Lehre. Aber die Enttäuschung folgte ihrerseits bald. Um ein Führer und Wegweiser zu sein, dazu fehlte dem irrenden Wüstenwanderer so gut wie alles. Schon bei der zweiten Begegnung in dem Stägemannschen Gesellschaftskreise bemerkte sie, daß er „weiter von der Kirche war" als sie. Was sie ihm an Fragen vorlegte, blieb ungeklärt. Nicht

einmal ein Katechismus fand sich in seiner sonst so reichhaltigen Bibliothek. Er hingegen war betroffen, verwirrt, die junge Predigerstochter in solcher Richtung zu sehen. Denn unvermerkt hatte bereits ein anderes Gefühl sich seiner bemächtigt, das ihn instinktmäßig trieb, dieser Richtung entgegenzuarbeiten; eine tiefe Leidenschaft hatte sein Herz ergriffen. Seltsam! Was die junge Protestantin zu dem Dichter hinzog, war, was ihm fremd geworden, sein Katholizismus. Und was den Dichter zu der lieblichen Jungfrau zog, war ein Gefühl, dem sie fremd zu bleiben entschlossen war. Es sollte sich wieder einmal zeigen, daß menschliche Pläne in der Hand der Vorsehung oft ungeahnten Zwecken dienen müssen.

So kam es denn ganz anders, als Luise gedacht. Die Rollen waren gewechselt: sie ward die Führerin, er der widerstrebend folgende Pilger. Widerstrebend! wie sie durch das Wort bezeugt: „Ich war schon katholischer als er, als ich ihn kennen lernte, sonst würde er nicht vergebens gesucht haben, mich von der Kirche fern zu halten.“ [1] Denn sie ahnte wenigstens die Wahrheit in ihr und sehnte sich danach. Als sie ihm aber von dieser Sehnsucht sprach, riet er ihr, zu ihrem Erstaunen, „eine einfache lutherische Magd zu bleiben“. Luise schrak zusammen über diese Äußerung, weil sie plötzlich den Hintergedanken erriet, der ihm das Wort eingab, und unwillig antwortete sie: „Gehen Sie mir mit Luther; den habe ich nie leiden können.“ [2]

Und doch war es der sanfte Ernst ihrer aufwärts gerichteten Seele, der ihn mit so unbegrenztem Vertrauen erfüllte, daß er sich gedrungen fühlte, der neuen Freundin die Unruhe und die Öde seines Innern mit aller Offenheit bloßzulegen.

[1] Bei Schlüter 189.

[2] Biographische Notiz von ihrer Hand. In ihren Briefen an Schlüter bemerkt sie erläuternd, daß sie Luther wegen seiner rohen Tischreden nicht leiden konnte.

Eines Tages — es war wieder an einem Gesellschaftsabend bei Stägemann — sprach er ihr von der Zerrissenheit seiner Seele und sagte: „Lesen Sie das siebte Kapitel des Römerbriefes, da steht mein Zustand.“ — „Sie meinen das achte“, erwiderte Fräulein Hensel. „Was hilft es, daß Sie einem jungen Mädchen das sagen? Sie sind so glücklich, die Beicht zu haben, Sie sind Katholik; sagen Sie Ihrem Beichtvater, was Sie drückt.“ Da brach Brentano in lautes Schluchzen aus und rief: „Nun soll mir das die lutherische Pfarrerstochter sagen!“ Man hatte die letzten Worte vernommen, und der Gastherr kam herzu und fragte Luise: „Was sagte Herr Klemens?“ — „Fragen Sie ihn selbst; wenn er es sagen will, ist es gut“, antwortete diese[1].

Das mochte wohl eine unerwartete, bis zur Bestürzung neue Zurechtweisung sein, die der seltsame, verwöhnte Dichter hier aus dem Munde eines jungen Mädchens empfing. Aber die schlichte Hoheit der Gesinnung, aus der diese Sprache floß, erhöhte nur den Zauber, den ihre Erscheinung auf ihn übte; die schöne Unbefangenheit vermehrte nur die Glut der Neigung, die ihn erfaßt. Er glaubte bald nicht mehr ohne sie leben zu können; er machte kein Hehl aus seinen Gefühlen und wagte endlich, um ihre Hand zu werben.

Ein ruhiges, aber bestimmtes Nein belehrte ihn, daß jeder Gedanke an eine Heirat vergeblich sei. „Vergeblich!“ — das Wort durchschnitt ihm die Seele, und unter der unmittelbaren Wirkung desselben schrieb er jenen stürmisch erregten Brief, in dem das schicksalsvolle Wort in wechselnder Steigerung wieder und wieder kehrt: „Vergeblich! muß ich schreien, das entsetzliche Wort! . . . Vergeblich! Es ist die Überschrift meines ganzen Lebens!“ usw.[2]

---

[1] Vgl. Diel-Kreiten II 66.

[2] Brentanos Briefe I 200—202.

Der Gedanke der Entsagung schien ihm noch immer unerträglich. Trotz des Schweigens, welches Luise Hensel diesem Briefe entgegensetzte, vermochte sein leidenschaftlicher Sinn die Hoffnung noch lange nicht fahren zu lassen. Kannte er doch das gütige Wesen, die liebevoll geduldige Teilnahme, die sie ihm und seinem Schicksal erwies; empfand er doch das warme Verständnis, das sie aus den Erfahrungen ihrer eigenen Seelenkämpfe seinem schmerzlichen religiösen Ringen entgegenbrachte. Darauf baute er. Und so begann er denn vor ihr den ganzen Reichtum seines wunderbaren Geistes zu entfalten, bot er — in Briefen und Liedern — die ganze sprachschöpferische Gewalt einer sich selbst berauschenden Begeisterung auf, um die mit allen lieblichen und zarten Namen Angerufene auf andern Sinn zu bringen. Was Phantasie und Geist über die Sprache vermögen, wenn Liebe stürmend das Herz bewegt, man weiß es. Aber selten ist Originelleres, Geistsprühenderes geschrieben worden als Brentanos Ergüsse — „Ströme seiner Seele" nennt er sie — in den Briefen an die „Ungenannte", die er mit einem wahren Sternenglanz von Namen umgibt. Selten ist der Wechsel der Seelenstimmungen, jene Skala vom „himmelhoch jauchzend" bis „zum Tode betrübt", in einer so ursprünglichen, gedankenvollen, in allen Farben der Lichtbrechung schimmernden und funkelnden Sprache aus dem überwallenden Herzen eines Poeten geschildert worden.

Aber auch nicht der Zauber der Unschuld, der Güte, der umfriedeten Seelengröße, wie er dem ungestümen Dichter gegenübergetreten in der Haltung des jungfräulichen Mädchens, in ihrem Schweigen wie in ihrem stillen Handeln. Gerade die unerschöpfliche Modulation seiner Töne und Bilder spiegelt uns das Bild der Angeredeten in ihrer vollen Liebenswürdigkeit, Taubeneinfalt und Reinheit wieder.

Für Luise Hensel war es eine Zeit der Prüfung. Sie bestand sie; mit sanfter Geduld, aber ernst und fest. Sie war,

wie er später selber bekennt: „mild und streng, ach! immer gütiger, als ich es verdiente“. Sie hatte Mitleid mit ihm und sah es wie eine Schickung Gottes an, daß der Trostsuchende ihr zugeführt worden; wie hätte sie ihn da von sich weisen sollen? Sein Vertrauen rührte sie, aber es wurde ihr oft schwer, ihn zu ertragen. Als sie einst in der Nikolaikirche, dessen gedenkend, für ihn betete, da fielen ihr die Worte ein: „Wie ein Bündel ward er mir gegeben in den Kirchenstuhl hinein.“ Nach dieser inneren Stimme glaubte sie handeln zu müssen[1]. Sie wollte ihm Schwester und Freundin sein, aber nichts anderes.

Wie eine Schwester hat sie denn auch stets gegen Brentano sich verhalten: offen und aufrichtig, liebevoll teilnehmend, strafend und sänftigend. Wenn gleich von Luisens Antworten nichts vorliegt, aus Brentanos Briefen vernimmt man sie; vernimmt man, wie sie den ruhelos Ungestümen geduldig anhört oder tröstet; wie sie ihn zur Selbstbesinnung, zur ruhigen Betrachtung der Dinge und der Personen mahnt; wie sie, seine bizarren Einfälle und poetischen Überschwenglichkeiten tadelnd, Lob und Bewunderung von sich abwehrt; wie sie ihm versichert, daß sie „nicht so fromm und gut sei“, als er glaube. Das letztere hat sie ihm wohl öfter gesagt, denn an dieses Wort knüpft Brentano in einem Briefe an, um einmal ruhig das Bild der Freundin zu betrachten und zu zeigen, wie er ihre Mahnungen sich zu Herzen genommen. Indem er, allem Spiel des Witzes und der Phantastik entsagend, sich bemüht, vom Standpunkt des bloßen Beobachters ihre Erscheinung sich zurechtzulegen, entwirft er eine Schilderung ihres äußeren und inneren Charakters von sprechender Anschaulichkeit, eine Porträtskizze, bei welcher die Freundschaft und die Wahrheitsliebe

[1] Diel-Kreiten II 68. Brentanos Briefe I 234, Tagebuch 84.

zusammen den Pinsel geführt. Sie steht hier wohl an ihrem Platze:

„Ich weiß eigentlich" — so schreibt er im Dezember — „gar nichts von ihr, als daß sie still ist und bescheiden, daß sie höchst einfach aussieht und doch zugleich erlebt, daß sie nicht kokett ist und nicht unteilnehmend an sich und andern, daß sie eine ruhige leise Stimme hat, die ich durch den größten Lärm durchhören wollte. Sie hört sehr gut an und mißversteht selten, und nur in gespaltener Rede, wo sich das Gesagte in zwei Hälften spiegelt; sie ist in ihrer Gedanken-, Rede-, Gesichts- und Leibesbewegung nie eigentlich zierlich oder reizend oder pikant, aber auch nie ungeschickt oder täppisch oder gänsig, sondern durchaus recht, sicher, edel, lieblich ernst, jungfräulich gesammelt und das innigste Vertrauen erregend; sie sieht aus wie meine liebste Freundin, wie sie selbst. Wäre nicht tieferes Leid am Menschen zu bedauern, als irgend eine zerrissene, zeitliche Sehnsucht, so könnte ein Hauch von Resignation, der über ihren nicht sowohl ruhigen als beruhigten Zügen schwebt, so könnte ein inneres weltliches Geschick in ihr mich innig rühren. Aber kaum hatte ich dieses Trauerkleid an ihr bemerkt, als ich fühlte, daß es ein Kleid sei, zum Tische des Herrn zu gehen, und aus meinem Mitleid ward eine fromme Rührung. Sie sieht mehr entsagend aus als arm, und wenn sie sehr reich wäre, würde sie hoffentlich nicht anders aussehen. Sollte sie wohl Kranke treu pflegen können? Gewiß! Und auch trösten und Almosen geben und helfen und raten. Sie ist verschwiegen und so schön offenherzig, als ich je eine Jungfrau gesehen. Wie wunderbar ruhig, ungeschmückt und klar und einfältig erzählt sie, und wie träumt sie! ... Ich habe sie von der linken Seite neulich, da sie den Traum so schön erzählte, recht herzlich angesehen, und da hat sie mir ungemein wohl gefallen. Diese ihre Gesichtsseite hat etwas ungemein Edles, Feines und Geistreiches, mit einer Stille, die an Friede

nach dem Kampfe erinnert. . . . Die rechte Gesichtsseite schien mir am ersten Abend, da ich sie sah, strenger und charaktervoller als die linke, welche voll Seele und Gemüt ist. Ihre Augen gefallen mir nicht ganz, und mehr, wenn sie niederblickt, als wenn sie anblickt, im letzten Falle verbergen sich die Augenlider beinahe zu sehr. Ihr Gesicht ist voll Ausdruck im Ganzen und nie zerstreut mimisch. Daß sie mir aus dem Spiele [der Gesellschaft bei Stägemann] durch Darreichung der Hand für ein herrliches Buch gedankt, hat mich unendlich gerührt; solange ich lebe, ist mir nicht so lieb gedankt worden. Daß sie beim Vorlesen und Darstellen ohne platte Fertigkeit und ohne krause Genialität, sondern wie die geschämige, züchtige Innerlichkeit spricht, hat mich tief ergriffen, denn es ist ihr Verdienst, und ich habe es gewürdigt. Sie kleidet sich mit großer Einfachheit und Zucht, und doch mit Fleiß und Bewußtsein. Ich bin ihr sehr gut und wünsche es ihr zu beweisen." [1]

Mehrere Monate dauerte der Kampf, den er mit sich und seiner Leidenschaft kämpfte. Und noch einmal bestürmte er die Freundin, deren duldende Teilnahme der Ungeduldige als Zuneigung sich deutete, mit einem Eheantrag. Diesmal aber begnügte sich diese nicht mit einem bloßen Nein. Sie erklärte ihm, daß es ihr „wohlüberlegter fester Entschluß" sei, „weder jetzt noch sonst, weder ihn noch irgend einen andern zur Ehe zu nehmen"; sie erneuerte die Versicherung, daß sie ihm „im ganzen Sinne des Wortes Schwester sein und so auch geistig alles mit ihm tragen und teilen wolle, da sein aufrichtiges Ringen nach Gott sie gerührt habe". Um aber seine Leidenschaft zu brechen, nahm sie ihm das Versprechen ab, sie acht Tage lang nicht mehr zu besuchen, noch sonstwie zu sprechen. Brentano ergab sich in das Verlangen und hielt Wort. Als

[1] Brentanos Briefe I 213—216.

er jedoch — so erzählt sein Biograph — am neunten Tage wieder erschien, war er wie umgewandelt, sein schönes schwarzes Lockenhaar war stark mit Grau untermischt, und ein herber Zug des Alters hatte sich über sein Antlitz gelegt. Aber er hatte sich bekämpft, trotz dem unbändigen Pochen seines Herzens, und dieser Kampf ward gesegnet[1]. Denn, wie er nicht lange danach der heiß Umworbenen einsichtsvoll gestand: „Selbst verneinend warst du mir ein heilendes, schaffendes Ja.“[2]

Die Freundin erkannte, wie gewaltig der Sturm gewesen, den der Dichter zu bemeistern hatte, und mitleidsvoll erneuerte sie ihre sanfte Mahnung, den Gang zu tun, der ihm Heilung und Friede bringe: sich mit seiner Kirche auszusöhnen. „Gehen Sie beichten“, erwiderte sie auf seine Klagen. Und siehe da, das Wort, das lange unfruchtbar geschienen, schlug in aller Stille Wurzel.

Die Zeit der Wintersonnenwende ward auch für Brentano eine Wende zum neuen Leben. Die Botschaft der Engel in der heiligen Nacht sollte diesmal nicht ganz ungehört an seinem geistigen Sinne verhallen; sie fand an ihm einen „Menschen guten Willens“.

Luise Hensel hatte dem Dichter erlaubt, den Weihnachtsabend in ihrem Hause zu verbringen, wo man sich gegenseitig bescherte. Brentano verstand es in ganz besonderem Grade, seinen kleinen Gaben einen sinnig poetischen Schmuck zu verleihen, der eine kindliche Natur entzückt. Er erreichte denn auch eine vollständige Überraschung, und Luisens reine unbefangene Kinderseligkeit an diesem Abend wirkte beglückend, ja verklärend auf sein eigenes Gemüt zurück. Er verließ das Haus voll der rührendsten Eindrücke, und nahm eine Gegengabe mit, die solche Stimmung noch erhöhte: sie bestand in

---

[1] Diel-Kreiten II 73.

[2] Brentanos Briefe I 221.

Luisens religiösen Liedern. Noch erfüllt von dem, was er in ihrer friedlichen Nähe, in ihrem „armen Stübchen" gesehen und erlebt, schrieb er der Freundin in der Christnacht: „Du unergründlich gutes Kind, wie hast Du mir all Deinen Schmuck gestern gezeigt! O selige Überraschung, du gütige Verlegenheit! . . . Ich habe nicht gewußt, daß solche Anmut, solche Milde, solche Güte, solche Freiheit, solche Zucht lebe, mit solchem Segen des Schöpfers (lasse uns Deine Gaben so nennen, Deinen Reichtum, ohne welchen Du nicht so selig arm sein könntest) . . . Du hast mir Geschenke gemacht, die mir das Liebste sind, was ich habe: Deine Lieder, die ich abschreiben will und Dir in Abschrift zustellen, ich weiß, Du gibst mir noch mehrere; denn ich will Dir mein innerstes Leben geben, daß Du helfest, es zu Jesu zu bringen. Ich glaube, daß Gott Dich mir gesandt" . . .[1]

Der „Pilger in der Wüste" hatte den „Engel der Wüste" erkannt, und er war jetzt gewillt, ihm zu folgen. Schon zu Anfang 1817 schreibt er: „Ja, meine Liebe, ich danke Dir alles! Das Leben ist mit mir ausgesöhnt durch Dich, und mit Gott mich auszusöhnen, will ich jetzt auch eilen, damit ich auch Deine Verzeihung ganz verdiene. Dann, mein geliebtes Herz, sollst Du viel und oft mit mir sein und sollst auf alle Weise mich stärken und ermahnen zum Guten. Wenn Du mir hilfst und für mich und mit mir betest, wird Gott sich meiner wohl erbarmen und mir die Kraft geben, in Entsagung neben Dir zu leben. Erschrick nicht, meine geliebte Seele, über dieses Wort, weil es Deinem Wunsche, ich möchte Dich nur achten und ehren, ich möchte Dich nicht so ganz lieben, wie ich es tue, nicht entspricht. Dies Wort darf Dir nichts Kränkendes haben, denn es ist hier nicht von Begierden, es ist nur vom Traum eines Blinden, er sähe,

[1] Brentanos Briefe I 218—220.

die Rede. Wer Dich kennt, wie ich Dich kenne, und Deiner begehrte, den kann ich mir gar nicht denken, so unverschämt oder dumm kommt er mir vor. Es ist dies kein übertriebenes Lob, und es gibt Zustände, wo alles Lob ein Ende oder höchstens den Wert des Jubels und Entzückens eines Kindes vor artigen Dingen hat; so ist es bei Dir" . . . „Ja, meine Liebe, ich will alles tun, was gut ist, um Dein Vertrauen zu gewinnen; nur lasse mich im Element, in dem ich lebendig geworden, sonst geht alle Kraft von mir. O, ich bin unendlich glücklich, wenn ich Dir dienen kann . . . Es ist dies nicht allein, weil Du sehr fromm, lieb, hold und voll edler Gottesgaben bist; nein, es ist vielmehr, weil Du Dich meiner erbarmt hast, weil Du mich heimatlosen, verstoßenen und von sich selbst verlassenen Menschen, der nicht hat, wo er sein Haupt ruhig hinlegen mag, freundlich zu Dir gezogen hast und zu Deinen Füßen ruhen läßt. Meine Liebe zu Dir ist keine weltliche Lust, Dich anzuschauen und zu hören und nach Dir zu streben; es ist eine unermeßliche Sehnsucht, Dir zu danken und von Dir zu lernen."[1]

Bald schritt er von den Worten zur Tat. Er bereitete sich in allem Ernste vor; er arbeitete, nachdem er dem Propst Taube seinen Seelenzustand anvertraut, eine umständliche Rückschau seines Lebens aus, und am 27. Februar 1817 legte er vor diesem ernsten aber milden Priester eine Generalbeicht ab, der ihn nach der Absolution unter Tränen der Rührung in seine Arme schloß. Tags darauf empfing er die heilige Kommunion und war nun wieder ein Kind der Kirche.

Von diesem Tage an begann für Klemens Brentano ein neues Leben. Es bedurfte freilich, wie sein Biograph bemerkt und im einzelnen ausführt, „noch mancher Läuterung und mancher Kämpfe, um zu jener Ruhe und zu jenem Glück zu

[1] Briefe I 222—225.

gelangen, welche die christliche Entsagung dem Herzen verleiht, aber die Hauptsache war doch geschehen, die Zeit und die Gnade mußten das übrige tun“ [1].

Wer den bewegten Lebensgang des Dichters kennt, weiß, daß verschiedene Ursachen zusammengewirkt haben, um ihn dem verlorenen Glauben der Jugendzeit, den mütterlichen Armen der Kirche allmählich wieder zuzuführen; eine der wichtigsten war aber gewiß seine Begegnung mit Luise Hensel. Ihr und ihren frommen Liedern, „dem schwergeprüften, bestandenen kindlichen Geist, der diese Lieder aus inniger Liebe zum Herrn gesungen“, schrieb Brentano selber die mächtigste Wirkung zu. Die religiösen Gesänge des unschuldsvollen Mädchens hatten die tiefste Saite in seiner Seele getroffen, sie wurden ihm, nach seiner Versicherung, das Liebste und Wohltätigste, was ihm von menschlichen Händen in seinem Leben zugekommen.

„Diese Lieder haben zuerst die Rinde über meinem Herzen gebrochen, durch sie bin ich in Tränen zerflossen, und so sind sie mir in ihrer Wahrheit und Einfalt das Heiligste geworden, was mir im Leben aus menschlichen Quellen zugeströmt. Indem ich sie Dir mitteile, teile ich Dir das Liebste, was ich habe, teile ich Dir, was mir noch immer das innerlich Erweckendste und Beweglichste ist, das mich stündlich mahnt und tröstet, mit. Ob es die Macht des unschuldigen, drängenden Gefühls ist, aus dem sie entsprungen, ob es der Moment ist, in dem sie mir begegneten, der sie mir so erbauend macht, weiß ich nicht; aber es hat mich nie ein menschlich Wort so gerührt, und wo ich gehe und stehe, liegt mir der Vers in meinen Ohren:

‚Immer muß ich wieder lesen
In dem alten heil'gen Buch,
Wie der Herr so mild gewesen,
Ohne List und ohne Trug.‘

[1] Diel-Kreiten II 78.

„Dich hat der barmherzige Heiland mit wundervolleren Stimmen gerufen; er hat für jedes Herz einen andern Schlüssel, ich übergebe Dir hier den, mit welchem er zu mir gekommen."

So schrieb Klemens Brentano am 3. Dezember 1817 an seinen Bruder Christian, indem er ihm eine Abschrift von etwa zwanzig Liedern der Freundin zuschickte [1].

Luise Hensel war auch fortan treulich beflissen, das gegenseitige Verhältnis mehr und mehr zu klären und zu veredeln, und so in gewissem Sinn für Klemens zu werden, was Beatrice für Dante, wenn diese am Ausgang des Purgatoriums (XXX, 121) sagt:

„Aufrecht hielt ihn mein Antlitz eine Weile,
Und ihm die jugendlichen Augen zeigend,
Führt' ich mit mir ihn in gerader Richtung."

7. Das Vermächtnis der Schwester.

(1817—1818.)

Karoline Rochs. Brentanos Patenschaft. Die Sängerfahrt.

Inzwischen war ein Ereignis eingetreten, das für ihr häusliches Leben von eingreifenden Folgen begleitet war.

Im November 1816 mußte die Mutter Hensel nach Stettin verreisen. In Stettin lebte Luisens Schwester Karoline mit ihrem Gatten Fr. Rochs, der dort seit dem Friedensschluß als Offizier bei der ersten Ingenieurbrigade in Garnison stand. Das junge Ehepaar hatte ein einziges Kind, etwas über ein Jahr alt. Am 9. Dezember meldete Mutter Hensel den Ihrigen in Berlin voll Freude die Geburt eines zweiten Knaben. Aber schon vierzehn Tage danach hatte sie dieser Kunde die Trauerbotschaft nachzusenden, daß Karoline, die

[1] Gesammelte Briefe I 238 ff. Vgl. dazu eine ähnliche Äußerung, welche Klemens ein Jahr später an die Gräfin Stolberg schrieb. Ebd. I 288.

Mutter des Neugeborenen, einem Fieber erlegen. Karoline Rochs starb am 23. Dezember 1816. Auf dem Totenbette hatte sie den Wunsch ausgesprochen, ihre Schwester Luise möchte die Pflege und Erziehung des Kindes übernehmen; sie wußte, daß das verwaiste Kind in keine liebevolleren Hände gelegt werden konnte. Der Wunsch der Sterbenden wurde erfüllt. Als Frau Hensel im folgenden Monat Stettin verließ, nahm sie beide Enkelkinder mit nach Berlin.

Während der Abwesenheit der Mutter war Luise erkrankt; der jähe Schreck und Schmerz um die so früh entrissene geliebte Schwester mochten das Übel verschlimmert haben, und so hatte sie das Jahr 1817 unter sehr trüben und kummervollen Aspekten begonnen, von Not und Sorgen umlagert, nur von der zarten vierzehnjährigen Schwester Minna verpflegt. In solcher Stimmung entstand „in den ersten Nächten des Jahres 1817" das ergreifende Gedicht, das sie bei Mondlicht im Bette auf das bunte Papier der Arzneiflasche kritzelte:

„Die Nacht ist schwarz und kalt und lang,
Der Tag noch — wie so fern . . .
Der Kummer mir zu Häupten steht,
Und bei mir liegt der Schmerz,
Die Sorge um mein Bette geht,
Die Angst fällt mir ans Herz,
Und draußen steht der Tod, die Not,
Der Jammer und der Harm" . . .

Die Ergebung in Gottes Willen, die am Schlusse des Gedichtes wieder zum Ausdruck gelangt („Sei still, mein Herz, und ruh in Gott, du liegst im Vaterarm"), behält auch in den bangen Stunden dieser durch Familienleid gesteigerten Krankheit die Oberhand. Denn in eben dieser Krankheit, am 3. Januar 1817, entfloß ihrem bedrängten Herzen das friedevolle Abendgebet: „Müde bin ich, geh zur Ruh", jenes kindlich rührende Lied, das, die Herzen der Kleinen und der Großen

erfassend, bald Gemeingut des deutschen Volkes — was sage ich! christlicher Völker auf beiden Hemisphären geworden.

Die Ankunft der Mutter mit den beiden Enkelkindern aus Stettin — in der zweiten Hälfte des Januar — hatte nun mancherlei Veränderung im Haus, vermehrte Unruhe und Sorge im Gefolge. Für die ersten Monate mußte Luise sogar mit dem neugeborenen Kinde und der Amme eine gesonderte Mietwohnung beziehen, weil die vorhandenen Zimmer nicht ausreichten, bis in den Räumlichkeiten der mütterlichen Behausung die nötige Einrichtung getroffen war zur Aufnahme des neuen unversehenen Familienzuwachses. Luise übernahm willig das Vermächtnis der entschlafenen Schwester und widmete sich der Pflege und Erziehung des Kindes mit der gewissenhaften Treue, die sie an jeden Auftrag setzte. Es war keine kleine Aufgabe und forderte doppelte Kraftanstrengung unter den dürftigen Verhältnissen, in welchen die Witwe Hensel mit den Ihrigen lebte. Indessen die Geschwister halfen redlich zusammen; Wilhelm Hensel stand der jungen Pflegemutter brüderlich zur Seite, und das Liebeswerk wurde, wenn auch nicht ohne mancherlei Bedrängnis, standhaft durchgeführt. Die beiden Schlummerlieder, an der Wiege des „Waisleins" gesungen[1], sind redende Zeugen dieser Tage und Nächte.

Auch Brentano betätigte seine Teilnahme; er war mit Luise bei dem Kinde ihrer verewigten Schwester zu Gevatter gestanden, und es befriedigte ihn jetzt, daß das gegenseitige Verhältnis, wie er in einem Briefe an die Gräfin Stolberg sich ausdrückt, „durch dieses hilflose Kind in ihren Gemütern einen religiösen Charakter" erhielt[2].

Nach wie vor kam der Dichter in das Henselsche Haus und trieb, einmal vertrauter geworden, wie überall, auch hier sein krauses, phantastisch sonderbares Wesen, das im täglichen

[1] Lieder 354 357. [2] Brentanos Briefe I 289.

Umgang nicht immer leicht zu ertragen war und die Geduld des Sanftmütigsten zuzeiten auf die Probe stellte. Wer ihn näher kannte, fand sich bald in dieses zwischen Gegensätzen hin und her springende geniale Wesen, das seine Umgebung in raschem Wechsel zum Entzücken hinzureißen und in verdrießlichen Ärger umzustimmen im stande war; und so lernte auch die Mutter Hensel, ebenso wie ihr künstlerischer Sohn, den seltsamen Gast mit Geduld hinzunehmen und zu behandeln. Dafür empfingen sie hinwieder oft die reichsten Anregungen von seinem funkensprühenden Genius. Er wurde, wie Luise ausdrücklich versichert, beiden „lieb, wenngleich oft schwer zu ertragen". „Auch muß ich", fügt sie hinzu, „gestehen, daß bei all dem Schweren, was mir persönlich von seiner Seite kam, ich doch an dieser Überfülle von Poesie oft große Freude hatte, auch mit seiner Richtung in dieser Hinsicht wie auch zur Kunst usw. viel Übereinstimmung und daher manchen geistigen Genuß hatte." [1] Selbst eine eigenartige Natur, besaß sie den offenen freien Sinn für das Eigentümliche und Originale und ließ ihn gewähren.

Dann saßen sie wohl beisammen in dem großen Zimmer, und Klemens las vor oder spielte auf seiner viersaitigen alten Guitarre, welche damals gewöhnlich bei der Familie Hensel hing und die nach seiner Aussage die erste in Deutschland gemachte war. Er sang ungemein hübsch, eigene und fremde Lieder; ein Lieblingsgesang war Goethes „König von Thule" und Arnims „Umsonst kein Tod"; auch einzelne von Luisens Liedern, von den seinigen: „Durch den Wald mit raschen Schritten" und „O Mutter, halte dein Kindlein warm", sang er nach selbsterfundenen Melodien außerordentlich schön.

Bekannt ist ferner, daß die Konzeption der Erzählung „vom braven Kasperl und dem schönen Annerl" im Hause

[1] Briefliche Mitteilung Luisens bei Diel-Kreiten II 109.

der Freundin entstand. Es war im Frühling 1817, als Klemens eines Abends zur Mutter Hensel kam mit dem Bedeuten: er wisse eine Familie in großer Not und müsse ihr helfen, habe aber im Augenblick keine so große Summe. „Erzählen Sie mir doch eine Geschichte, die ich niederschreiben kann", lautete seine Bitte. Nach einigem Besinnen erzählte die Hausfrau zwei Geschichten, die sich wirklich ereignet hatten. Brentano griff beide Motive auf und verschmolz sie auf der Grundlage eines alten Volksliedes zu einem künstlerischen Ganzen. Nach wenigen Tagen schon war die Novelle fertig, die in den von Gubitz herausgegebenen „Gaben der Milde" zum Besten hilfloser Krieger (Berlin 1817) erschien und dem mildtätigen Dichter ein erwünschtes schönes Honorar eintrug. Ebenso entnahm Brentano den Stoff zu der ergreifenden Ballade „Des toten Bräutigams Lied" einer Erzählung der Frau Hensel [1].

Unter dem geistigen Einfluß der Freundin entfaltete Brentano überhaupt eine erhöhte dichterische Tätigkeit. Viele seiner schönsten und rührendsten Lieder stammen aus dieser Zeit, und nicht wenige darunter haben eine unmittelbar persönliche Beziehung zu Luise Hensel und ihren Familienangehörigen [2], wie auch umgekehrt mehrere ihrer eigenen Lieder diesem Verkehr entsprangen.

Ebenfalls in diese Zeit fällt ein poetischer Plan, welchen Brentano gemeinsam mit Luise Hensel auszuführen begann, nämlich eine neue Ausgabe von Friedrich v. Spees „Trutznachtigall". Die nähere Bekanntschaft mit Luisens Liedern,

[1] Diel-Kreiten II 86 89. Vgl. Brentanos Gesammelte Werke VIII 64.

[2] In Brentanos Gesammelten Werken VIII 62—64, und noch genauer bei Diel-Kreiten II 82 findet man diese Lieder nach den Mitteilungen von Luise Hensel aufgeführt und, wo es möglich, nach der Zeit ihres Entstehens geordnet.

welche mit denen des geistlichen Vaters Spee so viel Verwandtes haben — der sanfte Ton himmlischen Heimwehs ist ja auch der Grundton seines Dichtens —, gaben wohl den treibenden Gedanken dazu. Bald nach dem Beginn der gemeinschaftlichen Arbeit erkrankte aber Luise, und die nach der Genesung übernommenen neuen Pflichten, welche der Tod ihrer Schwester herbeigeführt, nahmen sie so in Anspruch, daß Brentano das Werk allein zu Ende führte. Das Buch erschien zu Weihnachten 1817 und wurde mit einer „Zueignung" und einem „Weihelied zum Ziel und Ende" der Mitarbeiterin gewidmet [1].

Ohne Zweifel ist es wiederum der Einwirkung Brentanos zuzuschreiben [2], daß Luise Hensel sich bestimmen ließ, zu einem von Friedrich Förster, dem Waffengefährten Th. Körners, redigierten poetischen Almanach Beiträge aus dem so heimlich gehüteten Schatze ihrer Lieder beizusteuern. Der Almanach erschien als Neujahrsgabe für 1818 unter dem Titel: „Die Sängerfahrt" [3].

---

[1] Brentanos Gesammelte Werke VIII 62. Diel-Kreiten II 84. Rosenthal, Konvertitenbilder I², Schaffhausen 1871, 337.

[2] Schon 1816 war Klemens Brentano tätig, für das von seinem Freunde Fr. Förster geplante Taschenbuch Beiträge zu werben, so bei Tieck; vgl. Holtei, Briefe an L. Tieck I, Breslau 1864, 106. Förster war mit einer Jugendgespielin Luisens, Laura Gedike, verlobt.

[3] Der Titel lautet: Die Sängerfahrt. Für Freunde der Dichtkunst und Mahlerey, mit Beiträgen von Ludwig Tieck und W. v. Schütz, von Ziebingen an der Oder. Max v. Schenkendorf, von Köln am Rhein. Clemenz Brentano, von Frankfurt am Main. Karl Förster, von Dresden an der Elbe. Messerschmidt, von Altenburg im Pleißner Lande. A. Bercht, von Bremen an der Weser. Achim v. Arnim, aus dem Ländchen Behrwalde. A. Karow, aus Pommern. A. Waldheim, aus der Schweiz. L. Nagel, aus Meckelnburg. W. Müller, aus Dessau. W. Hensel, aus der Priegnitz. Segemund, genannt Gottwalt, aus

In der Gesellschaft von Tieck, Chamisso, Schenkendorf, Arnim, Brentano, W. Müller, ihrem Bruder und andern trat sie hier zum erstenmal als Dichterin auf, aber freilich verdeckt unter dem Namensschild „Ludwiga". Es schien ihr wohl anfänglich selbst ein kühnes Unterfangen. Denn in dem ersten der fünf Lieder, mit denen Ludwiga zu dieser Sängerfahrt sich eingestellt, glaubt sie das Beginnen, daß sie als „Mägdlein" zu den fahrenden Sängern in das grünumlaubte Schifflein sich gewagt, entschuldigen zu müssen. Sie tut dies in einem muntern poetischen Zwiegespräch und weist dabei auf die symbolische Patronin des im Titelkupfer dargestellten Sängerschiffes hin, „Maria, der Himmlischen Bild", und auf den Engel, der am Steuer sitzt[1].

Da dieses jugendliche Gedicht in die Sammlung ihrer Lieder nicht aufgenommen ist, so mag es hier einen Platz finden, der ihm schon vom biographischen Gesichtspunkt gebührt:

Will auch mit!

„Ach, Mutter! ein Laut ist erklungen,
Da hat sich das Herz mir geregt,
Ach, Mutter! ein Lied ist gesungen,
Das hat mir die Seele bewegt."

---

der Mark. Franz Horn, aus Braunschweig. Von C. Kolbe, Buchhorn, Meyer d. Ä., Meyer d. J. und Naumann, aus Berlin. Gesammelt von Friedrich Förster, aus dem Osterlande. Mit Kupfern aus dem Danziger Gemälde: das jüngste Gericht (16 Blätter). Berlin 1818, in der Maurerschen Buchhandlung.

[1] „Paradiesvögel fliegen vorauf, dem Schiff den Weg und uns das Land bezeichnend, wohin die Fahrt gerichtet ist; aber das Steuer führt einer, der ist nicht von dieser Welt; wohl euch, wenn ihr diesem vertraut, euer Spruch sei: Gott befohlen!" — so schließt Fr. Förster die einleitende Erläuterung zum Titelkupfer, das, von Kolbe gezeichnet, von Meyer gestochen, die „Sängerfahrt" schmückt.

Ach, Töchterlein, bleib mir beim Rocken,
Das waren die fahrenden Herrn.
Laß Sang und Klang dich nicht locken,
Das Schifflein zieht gar zu fern.

„Wenn fern das Schifflein ziehet,
Da zieht es gewiß in das Land,
Wo Singen und Klingen hinfliehet,
Wo Frühling wohnt, wenn er hier schwand."

Kann seyn. Heut hört' ich wohl sagen,
Ich ging bei dem Schifflein vorbei,
Es sollte die Herren tragen
Nach Leipzig zur Buchdruckerei.

„Ach, Mutter! ich will Euch gestehen,
So eine Buchdruckerei
Die hab' ich noch gar nicht gesehen,
Nun wär' ich gern auch 'mal dabei." —

Gott grüß euch, ihr Herren, schöne!
Habt ihr ein Plätzchen noch leer?
Wie klingt hier lieblich Getöne!
Das lockte vom Ufer mich her.

Der Mann, der das Schifflein will fahren,
Sagt: Komm, wenn dein Herz ist erweckt.
Er sagt auch, er will mich bewahren,
Daß keiner mich ärgert und neckt.

„Ach, Fährmann, was soll ich beginnen?
Ich bin ja so furchtsam und mild,
Im Schiff noch kein Mägdlein sitzt drinnen,
Und Mutter sagt, Männer sind wild."

Ei, säßen nicht Mägdlein darinne?
Maria, der Himmlischen Bild,
Frau Sitte und Musen und Minne;
Und Sänger sind artig und mild.

Da hab' ich das Fährgeld ihm geben,
Es war nur von Blümlein ein Strauß;
Da tat er ins Schifflein mich heben,
Ich will auch nicht wieder hinaus.

Da sitzt gar ein Engel am Steuer,
Nun schäm' ich und gräm' ich mich nicht.
Und guckt mir wer durch den Schleier,
Dem schneid' ich ein Gesicht[1].

8. Die Wendung beginnt.

(1817—1818.)

Im Wertherschen Hause. Propst Taube und der katholische Katechismus. Erneuerte Prüfung.

Eine Veränderung ihrer äußeren Lage brachte der Herbst 1817. Um diese Zeit wurde ihr eine Stellung in einem angesehenen Hause angeboten, welche Luise im Interesse ihrer Familie ohne Bedenken annahm. Sie ward Erzieherin im Hause des Barons v. Werther in Berlin. Heinrich August Alexander Wilhelm Freiherr v. Werther (geb. 7. August 1772 zu Königsberg), in seiner Jugend Offizier, dann Ministerresident in Konstantinopel, bekleidete seit 1814 den Posten eines preußischen Gesandten zu Madrid, von wo er vor kurzem mit seiner Familie zurückgekehrt war, die nun für die nächsten Jahre in Berlin verblieb. Er war mit Gräfin Josephine v. Sandizell vermählt, einer trefflichen Dame aus dem uralt bayrischen Geschlechte, das seinen Stammsitz in der Gegend von Schrobenhausen hat. Aus ihrer Ehe stammten zwei Kinder: ein Sohn, der nachmals die diplomatische Laufbahn des Vaters betrat[2], und eine Tochter Josephine, die, 1804 geboren, damals im vierzehnten Lebensjahre stand. Für diese Tochter war Fräulein Hensel als Erzieherin bestimmt. Sie

[1] Sängerfahrt 196—197 (wieder abgedruckt von Schlüter in den Briefen 53). Die vier andern Lieder von Ludwiga sind folgende: Totenfeier („Was läuten uns die Glocken"); Gebet („Bedenk' ich deine große Treue"); Trost („O Sorge, die mich niederdrückt"); Ergebung („Herr, ich will gerne leiden"). Diese vier sind in der Sängerfahrt der Abteilung „Geistliche Lieder" (264—267) eingereiht.

[2] Beim Tode des Vaters, 1859, war er Gesandter in Wien.

hatte ihr Unterricht im Deutschen und in einigen andern Fächern zu erteilen.

Es war Luisens erster Schritt in das praktisch tätige Leben aus dem engen Kreis der Familie hinaus; sie fand sich aber ohne Schwierigkeit in die neuen Verhältnisse, da sie das freundlichste Entgegenkommen erfuhr. Sie wurde im Wertherschen Hause, nach ihren eigenen Worten, „mit vieler Liebe und Güte behandelt", und Josephine selbst, „ein sehr liebes folgsames Kind", schloß sich vertraulich an sie an. Auch war sie der eigenen Familie nicht völlig entzogen; denn fast die Hälfte des Tages blieb ihr zur freien Verfügung. „Da meine Mutter mich nicht völlig entbehren konnte und ich meiner guten Josephine nur täglich ein paar Stunden zu geben hatte, so erlaubten mir die sehr gütigen und freundlichen Eltern derselben, die Nacht und den größten Teil des Vormittags bei meiner Mutter zu wohnen. Abends um 9 Uhr ging ich gewöhnlich zu Haus, wo ich mit den Kindern (der verstorbenen Schwester), mit Haushalt und Nähereien ꝛc., auch am Morgen noch in der Regel bis gegen 12 Uhr beschäftigt war." [1] So blieb Luise auch unter den veränderten Verhältnissen die Seele des mütterlichen Hauses.

Machte ihr die neue Aufgabe Freude, so gewann dieselbe durch einen besondern Umstand für sie bald noch eine anziehendere Bedeutung. Frau v. Werther war, wie alle Sandizell, Katholikin, und auch die Tochter wurde in der Religion der Mutter erzogen. Ein Verkehr mit Propst Taube, dem Seelsorger der katholischen Gemeinde, lag in der Natur der Dinge, und in ihrer Stellung fand nun auch Fräulein Hensel Gelegenheit, die Bekanntschaft des Propstes von St Hedwig zu

[1] Aufzeichnungen von Luise Hensel bei Reinkens 95. — In einem Briefe der Frau Hensel, vom 30. März 1822, findet sich die Bemerkung: „Auch weißt Du wohl noch, wie ich abends mich immer freute, wenn Du von Werthers kamst."

machen, von dessen Art und Charakter sie wohl schon durch Brentano einige Kenntnis hatte. Eines Tages faßte sie den Mut, den vertrauenswürdigen Geistlichen persönlich aufzusuchen, um über ihre eigenen religiösen Anliegen mit ihm zu sprechen und zu weiterer Forschung einen katholischen Katechismus von ihm sich zu erbitten. Der Propst schenkte ihr den Katechismus von Bruns „noch in der alten Ausgabe". Dieses Büchlein, in das sie sich eifrig vertiefte, wurde für sie von entscheidender Wichtigkeit. Hier fand sie endlich Antwort auf die Fragen, die sie bisher vergeblich an sich selbst, an Freunde, an protestantische Prediger gerichtet hatte, und was ihr besonders wert war, diese Antworten „mit Bibelstellen belegt" [1].

Luise Hensel gewahrte nun mit Staunen, wie nahe sie der Kirche bereits stand, wie sehr ihre Gesinnung im Grunde katholisch war, ja wie die Wurzel dieser Anschauungen bis in die Kindheit zurückreichte. Es geht ein erkennbarer Faden durch die Phasen ihrer geistigen Entwicklung, der sie von frühen Tagen an zu der ihr völlig fernstehenden, unbekannten Kirche stufenweise hinlenkte, daß man sagen möchte, eine heilige Sehnsucht nach derselben sei ihr gleichsam in die Seele gelegt gewesen. Luise sah es selbst nicht anders an und faßte den Gedanken später in die Worte: „Katholisch bin ich eigentlich wohl nicht geworden, sondern von Kindheit an gewesen, und ich glaube, daß alle Kinder es sind und nur nachher durch anders gesinnte Leitung in eine fremde Richtung gewiesen werden." [2] Gewiß ist, daß katholische Anschauungsweise in ihr webte und wirkte, ehe sie selbst davon ein Verständnis hatte. „Ich habe als Kind von etwa sechs Jahren zum erstenmal das Wort katholisch gehört, und zwar aus dem Munde meines Vaters, der lächelnd zur Mutter sagte: ‚Wie kommt

[1] Briefe an Schlüter 163.

[2] Handschriftliche Notiz. Vgl. auch Tagebuch 6.

das Kind auf die katholischen Ideen?' Ich meinte seitdem, katholisch heiße wunderlich, und war mit dieser Deutung zufrieden." [1] Aber die katholischen Ideen entwickelten sich trotzdem in dem Gemüte des Kindes und prägten sich mit den Jahren bestimmter aus. Niemand hatte es ihr beigebracht, niemand von außen einen Einfluß geübt; es war einzig der Zug der geheimnisvoll wirkenden Gnade.

Merkwürdig ist ihre Sehnsucht nach der Beicht. Sie war von der zartesten Gewissenhaftigkeit, und ihre kleine Kindersünden drückten sie oft schwer. Wenn sie nun, durch den Ungestüm ihres Naturells fortgerissen, sich eines Fehlers schuldig gemacht zu haben glaubte, so empfand sie nicht nur die lebhafteste Reue, sondern zugleich ein wenn auch noch unklares Verlangen, durch ein offenes Bekenntnis ihr beunruhigtes Herz zu beschwichtigen. Einmal half sich das von Reuegefühl bedrängte Kind wenigstens durch einen kühnen Akt selbstauferlegter Buße: sie nahm eine Rute und schlug sich damit aus Leibeskräften. Später, als sie bereits konfirmiert gewesen, ward das Verlangen nach der Beicht so mächtig, daß sie eines Tages den vom Konfirmationsunterricht her ihr bekannten protestantischen Geistlichen aufsuchte mit der dringenden Bitte, ihm ihre Sünden bekennen zu dürfen. Als dieser sie mit dem Bedeuten, ihre Sünden „nur Gott zu bekennen", abwies, konnte Luise dabei sich nicht beruhigen, sondern benutzte einen Spaziergang im freien Felde mit einer gleichgesinnten frommen Freundin, um wenigstens dieser ihren Gewissenszustand anzuvertrauen und durch ein demütiges Bekenntnis zu erleichtern. „Ich wußte noch nicht", bemerkt sie zu dem Versuche, „was die Beicht sei und welche Gnaden sie dem Sünder mitteile; aber ich wußte doch von Kindheit an nicht, wohin ich mich

[1] Es bezieht sich dies auf die uns bekannte Szene bei dem Besuch der Frau Superintendentin zu Linum. Vgl. oben S. 8 u. 9.

mit meinem befleckten, unruhigen Gewissen wenden sollte, und glaubte durch die Demütigung und Überwindung bei diesem Bekenntnisse einige Schuld abzubüßen oder vielleicht auch Trost zu empfangen." [1] — Darum war denn auch ihr erstes Wort an Klemens Brentano, als er ihr von seinem zerstörten Leben sprach: „Sie sind ja Katholik, Sie sind so glücklich, die Beicht zu haben." Die Gespräche, welche Luise dann mit dem Bekehrten, noch mehr aber mit Christian Brentano, dem bibelkundigen Bruder des Dichters, führte, als derselbe im folgenden Jahre nach Berlin kam, dienten nur dazu, ihr dunkles Gefühl und Verlangen über diesen Punkt zur Klarheit der Überzeugung zu erheben.

Ein anderer Zug war die Verehrung der seligsten Jungfrau, welcher Luise von Kindheit an ergeben war. Mit der Liebe zum Heiland erblühte in dem weichen Kindergemüt auch die Liebe zur jungfräulichen Gottesmutter; ein kindliches Vertrauen zog sie zum Mutterherzen der „Mutter alles Lebens", und das Bild der „einzig Reinen" erfüllte ihr reines Herz mit einer heiligen Wonne, welche, als sie zu dichten begann, in immer neuen Liedern nach Ausdruck rang. „Der süßesten Mutter" ist das liebliche Lied geweiht, welches im Jahre 1816 entstand:

„Du trägst auf Mutterarmen den großen Wunderheld,
Die Gnade, das Erbarmen, den Trost der ganzen Welt" ꝛc.
(Lieder 221.)

Himmelwärts schauend, hebt sie in einem andern gleichzeitigen Liede den Hilferuf zu der Seligen, der mit der Bitte schließt:

„O zieh mich näher, näher
Durch Freude und durch Harm,
Und heb mich höher, höher
Mit treuem Mutterarm.

[1] Aufzeichnung von Luise Hensel bei Reinkens 68; vgl. 15. Ähnlich in einem Brief an die Mutter vom 4. Juni 1820.

O nimm mich zum Geschenke,
So unwert ich auch bin,
Maria! und dann lenke
Dein Kind zum Vater hin." (Lieder 223.)

Aber auch andern Heiligen gilt ihre Verehrung; ihr freudiger Liebesgruß an „Perpetua" (1817) verklingt ganz katholisch in ein Gebet um die Fürbitte der heiligen Märtyrin:

„Die du auf dieser dunklen Erd',
Von Qual und Kampf und Tod bedrängt,
Zum Glauben viele hast bekehrt,
So viele zu dem Heil gelenkt:

O solltest du im Himmel nun
Zu Füßen unsers Jesu Christ
Für uns nicht noch ein gleiches tun?
O bitt ihn, daß er gnädig ist.

O bitt ihn, daß er uns vereint
In seiner Kirche allzumal,
Und daß, so weit die Sonne scheint,
Auch leuchte seiner Lehre Strahl." (Lieder 249.)

Im Zusammenhang damit steht wohl auch die ihr unbewußt innewohnende hohe Anschauung vom Priestertum, als sie von einem Sakrament der Priesterweihe noch nicht einmal eine Ahnung hatte. Wie kam das sechs- oder siebenjährige Pastorskind auf das Wort, womit sie, wie man sich erinnert, die Frau Superintendentin in Erstaunen setzte: Geistliche brauchen keine Frauen zu haben? Der Gedanke, daß ihr eigener Vater, den sie so hoch verehrte, ein Geistlicher war, als ein verheirateter Mann das Heilige verwaltete, brachte zuweilen eine Verwirrung in ihre Vorstellung, die sie in ihrer Kindesliebe nicht zu lösen wußte. „Ich konnte es mit der hohen Meinung, die ich öfters für ihn hatte, und mit der Vorstellung seiner Würde nicht vereinen, daß er doch mein Vater war", äußerte sie nachmals [1], von ihren kindlichen Empfin-

[1] Aufzeichnung von Luise Hensel bei Reinkens 68.

dungen redend, wobei sie aber hinzufügte, wie sehr es ihr wohltuend gewesen, daß das eheliche Verhältnis ihrer Eltern stets ein so tadelloses und würdiges war.

Sie selber wollte ehelos bleiben: das war ein heiliges Vorhaben, das still aufkeimend bald zum Entschlusse reifte. Die Liebe, welche das Kind dem Heiland entgegentrug, hatte sich in dem gläubigen Herzen der Jungfrau zur heiligen Flamme entzündet: sie wollte demjenigen sich weihen, der aus göttlichem Erbarmen heilbringend zu den heilsbedürftigen Menschen herabgekommen; ihm, „der uns zuvor geliebt", sollte ihre volle und ungeteilte Liebe gehören. In ihrem achtzehnten Lebensjahre erscheint dieser Gedanke bereits zur Klarheit durchgedrungen, so daß sie demselben auch einen dichterischen Ausdruck gibt. Denn aus dem Jahre 1816 stammt eine Anzahl Lieder, welche die „Wahl des Liebsten" in mannigfacher Weise feiern:

„Es warten dein zwei Freier;
Schau her und wähle, Kind!
Nimm, den dein Herz getreuer
Und schöner, reicher find't" . . . (Lieder 25.)

Ihre „Hingebung" gilt demjenigen, der in ihren Augen allein liebenswürdig ist und „aller Freuden Born" (Lieder 31 42). Und so singt sie denn:

„Ich habe einen Liebsten funden,
Derselb' ist nicht von dieser Welt;
Dem hab ich einzig mich verbunden,
Ihm treu zu sein in allen Stunden:
Er ist's, der mir allein gefällt". . . (Lieder 38—40.)

Aber diese Wahl sollte nicht ohne schwere Kämpfe mit der Welt erstritten werden. Das stille, sittige Mädchen stand gerade jetzt in der vollen Blüte ihrer aufgehenden Jugend. Der Liebreiz ihrer Erscheinung und die Anmut ihres sanften Wesens konnten nicht unbeachtet bleiben; sie hatten die Augen und

auch die Herzen manches Mannes auf sie hingelenkt. Brentano war nicht der einzige, welcher ihre Hand begehrte, wenn auch keiner sonst mit so stürmischer Leidenschaft um sie geworben, wie er, von dem Luise Hensel noch in späten Tagen bei der Erinnerung daran sich äußerte: „Gott hatte mir dem tiefen und glühenden Herzen dieses ‚armen Pilgers' gegenüber einen schmerzlichen Auftrag gegeben." [1] Neben den Dichter stellte sich der fast gleichalterige Tonkünstler Ludwig Berger, ein Berliner Kind (geb. 1777), der Schüler und Gefährte Clementis, der Komponist des populär gewordenen Liedes von Schenkendorf „Als der Sandwirt von Passeyer" und anderer Gesänge.

Von mehrjährigen Kunstreisen, erst in St Petersburg (bis 1812), dann in London, war Berger 1814 wieder in seine Vaterstadt zurückgekehrt, wo er vom Musikunterricht lebte, bald einer der gesuchtesten Klavierlehrer wurde und zu seinen Schülern unter andern die musikalischen Geschwister Fanny und Felix Mendelssohn-Bartholdy zählte. Seine Frau, „die holde Sängerin" Wilhelmine Karges, die er während seines Aufenthalts in Petersburg geheiratet, hatte ihm der Tod schon nach zehn Monaten einer sehr glücklichen Ehe entrissen [2]. Es war wohl im Hitzigschen Kreise, wo er die Bekanntschaft des Malers Hensel und seiner Schwester machte, mit denen er alsbald in nähere freundliche Beziehungen kam; von Luisens Liedern hat er mehrere sehr schön komponiert. In der jungen Dichterin glaubte der Tonkünstler einen Ersatz für sein verlorenes Glück gefunden zu haben; er faßte den Entschluß, „sein Leben an das ihrige zu knüpfen" — und so geriet Luise Hensel zum zweitenmal in die für ihr feinfühliges Ge-

[1] Briefe an Schlüter 51.

[2] Memoiren der Karoline Bauer II, Berlin 1880, 95 f. A. v. Dommer, Allg. deutsche Biographie II 380.

müt doppelt peinliche Lage, den Antrag eines tüchtigen, von ihr wertgeschätzten und in ihrem Hause gern gelittenen Mannes ablehnen zu müssen. Sie tat es in aller Schonung, aber mit jener gelassenen Bestimmtheit, welche alle Hoffnung abschnitt. Es war dies im Frühjahr 1817, nur wenige Monate nachdem sie eben erst den beharrlichen Werbungen Brentanos gegenüber erklärt hatte, sie könne niemals andere als schwesterliche Gefühle für ihn hegen.

Ernster gestaltete sich das Verhältnis zu einem andern jungen Manne ihres Bekanntenkreises. Aus Luisens Tagebuch ist zu ersehen, daß einer unter ihren Verehrern — ein edler, hochgesinnter, ihr auch religiös näher stehender Jüngling, der wie ihr verstorbener Bruder Ludwig hieß — einen tiefen Eindruck auf sie gemacht und dadurch ihrer Seele einen Kampf bereitet hat, der gerade in der wichtigsten und entscheidendsten Epoche ihres Lebens, im Konversionsjahre, ihr diese Entscheidung nicht wenig erschweren mußte. In der vierten Ausgabe ihrer Lieder ist der Name dieses feingebildeten Jünglings genannt: es war kein anderer als Ludwig v. Gerlach, der nachmalige, als Politiker, Publizist und Parlamentsredner ausgezeichnete und berühmt gewordene Jurist (geb. 1795, † 1877 als Appellationsgerichtspräsident), der in jenen Jahren ebenfalls zu dem poetischen Freundeskreise Brentanos gehörte und an den regelmäßigen Gesellschaftsabenden des Stägemannschen Hauses sich dort einzufinden pflegte. Wir werden aus Luisens Bekenntnissen in ihrem Tagebuch vernehmen, wie ernst und gründlich dieser Kampf gewesen, aber auch, wie wacker sie ihn bestanden und ihrer würdig durchgefochten hat. Die evangelischen Räte behaupteten den Sieg in diesem jungfräulichen Gemüte.

9. Der Eintritt in die Kirche.

(1818.)

Das Tagebuch. A. K. Emmerich. Brentanos Abreise. L. v. Gerlach. Letzte Stürme.

„Laß doch, Herr, in meinem Leben
Nicht dies Jahr vergeblich sein!
Gib Verlangen und Bestreben,
Meine Seele dir zu weihn;
Laß mich nicht mein eigen sein! . . . .

Ach, ich selbst kann's nie vollbringen
Und ich muß doch zu dir hin!
Du, mein Gott, du selbst mußt zwingen
Den verkehrten eitlen Sinn,
Bis ich dir geheiligt bin!
Amen, Amen, in Jesu Namen!"

So sang Luise Hensel am 1. Januar 1818. Mit diesem Gebet, das ihr zum Lied geworden, betrat sie die Schwelle des neuen Jahres, jenes Jahres, das für ihre ganze Zukunft entscheidend werden sollte.

Sie mochte fühlen, daß der Wendepunkt in ihrem Leben nahe. Einem inneren Drange folgend, begann sie in einem Tagebuch sich selber Rechenschaft abzulegen über die Vorgänge ihres Seelenlebens[1]. Sie dachte, das Tagebuch sollte ihr „heilsam sein, weil es eine schriftliche Sammlung, Buße und Selbstbeschauung sein sollte"[2]. Dieses fortlaufende Werk strenger Selbstprüfung ging neben dem prüfenden Studium der katholischen Lehre im Katechismus einher, und man ge-

[1] Das Tagebuch ist sechs Jahre nach ihrem Tode veröffentlicht worden unter dem Titel: Der innere Lebensgang der Dichterin Luise Hensel, nach den Originalaufzeichnungen in ihren Tagebüchern vorgelegt von Ferd. Bartscher, Domkapitular und Regens des Priesterseminars zu Paderborn. Paderborn 1882, F. Schöningh.

[2] Zum 12. Januar 1818. Tagebuch 19.

wahrt aus den Bekenntnissen, wie beides in natürlicher Wechselwirkung sich gegenseitig beeinflußt. Mehr als je sehen wir daher das ernste, nach Heiligung strebende Mädchen im schmerzhaften Ringen mit den äußeren und inneren Hindernissen. „Die Gnade drängt vorwärts, die Natur zagt und schreit um Hilfe, an eigener Kraft verzagend.“ [1] Die wechselnden Stimmungen dieses Seelenzustandes spiegeln sich in dem Tagebuch lebhaft ab und in allen Formen des unmittelbaren Ergusses: Betrachtungen, Hilferufe, herbe Selbstanklagen voll reuiger Zerknirschung, von vergleichenden Rückblicken auf ihr vergangenes Leben begleitet, dann wieder Momente himmlischen Friedens, Tränen stiller Ergebung, Gespräche mit Gott usw., die sich bei der Innigkeit ihrer Empfindungen gar häufig in Lieder verwandeln, wie jenes, womit sie das Buch eröffnet. Denn gerade dieses Jahr eines außerordentlichen, tief erregten Seelenlebens war ganz besonders fruchtbar und ergiebig an Poesien.

Am 9. Januar ergießt sich Luisens Abendgebet in dem Liede: „Neige dich zu deinem Kinde“; fünf Tage später, am 14. Januar, wird ihre abendliche Selbsterforschung abermals zum Lied: „Auch heut' hab' ich dich oft vergessen, nach deinem Heil nicht viel gefragt.“ [2] Ebenso erweckt der Gang des Kirchenjahres mit seinen festlichen Abschnitten ihre lyrische Stimmung.

Nur selten findet sich in den Blättern des Tagebuchs eine Andeutung der häuslichen Verhältnisse, der kleinen drückenden Sorgen, welche aus der Beschränkung und zeitweiliger Not entsprangen; nur ein paarmal erwähnt sie der Mutter und der Pflegekinder. Mit dankbarer Rührung aber verzeichnet sie, wie Gott in kalter Winterszeit ihr Gebet erhörte auf eine Weise, wie sie es nicht vermutete. Am 30. Ja-

[1] Vgl. Tagebuch 15.

[2] In der Ausgabe der Lieder 50 u. 29.

nuar 1818: „Ich war in Angst um Holz, oder vielmehr in Angst war ich nicht; aber ich bat Gott, doch morgen Holz zu bescheren, damit meine Mutter sich nicht abhärmen, unsere Kinder nicht frieren dürften. Ich stand auf und ging hinüber zu der Mutter; sie redete mit Sorge von Holz; da kam die alte Magd, die oft unfreundlich ist, und bot auf eine unerwartete, recht freundliche Art der Mutter zehn Taler an zum Holz und wollte warten bis Ostern. Gott, wer war es anders als du, der sie lenkte! Gott, Herr, lieber Vater, so du die Gebete um irdische Bedürfnisse erhörst, du kannst und wirst meiner Seele auch geben, was ihr nötig ist. Amen!“ [1] Und unmittelbar darauf stimmt sie ihr schönes, vertrauensseliges Sursum corda, das sie vor zwei Jahren schon gesungen, wieder an: „Was verlangst du, warum bangst du?“ Als Zeugnis ihrer gotterfüllten Zuversicht folgen diesen in der Fastenzeit zwei weitere Lieder: am 8. Februar der freudige Ausdruck ihrer Hingabe an den Herrn, den einzig erkornen:

„Zu dir, zu dir! Hinweg von mir
Will meine Seele fliehen,
Nur dein allein, dein soll sie sein,
Du mußt sie zu dir ziehen“ . . . (Lieder 31.)

und kurz darauf das in der Liederausgabe „Vertrauen“ überschriebene Gedicht:

„Du kannst mich nicht verlassen,
Du wirst mich doch befrein“ 2c. (Lieder 77.)

Aus denselben Tagen enthält das Tagebuch die erste Spur, daß Luise Hensel in ihren Abendbetrachtungen mit religiöser Kontroverse, mit den Unterscheidungslehren sich beschäftigt. Die Heiligenverehrung, „das Gebet um die Für-

[1] Tagebuch 27; vgl. auch einen ähnlichen Dankerguß 47.

bitte der Heiligen" ist es, was sie in ruhiger Erwägung prüft und völlig in der Heiligen Schrift begründet erkennt[1].

In sehr bewegter Stimmung finden wir die Forschende vier Monate später, am 12. Juni. Sie war zu einem Geistlichen gegangen, um ihm ihre Beicht abzulegen, weil sie am andern Tage das Abendmahl empfangen wollte; der Geistliche hatte aber ihrem Gesuche nicht entsprochen. So war sie denn in ihrer Vorbereitung auf sich selbst verwiesen, denn zum letzten großen Schritte fühlte sie sich noch nicht kräftig genug. „Wer doch erst hindurch wäre durch all diesen Streit und Krieg!" schreibt sie in ihrer Abendbetrachtung tief beklommen. „Ich leide viel, Herr Jesus; du weißt, was ich leide, du weißt es besser als ich. . . . Hilf mir aus der Sünde und dem Wirrwarr! Nimm hinweg, was mich zurückhält von dir, nimm es, und wenn es das Liebste wäre! Du Himmlischer, welcher Name nennt dich! Du wirst mich nicht vergebens flehen lassen; du wirst mir helfen, ich weiß es ja, und das weiß ich durch dich, durch dich, du Liebe, du Leben meiner Seele. . . . Meine Sünden weißt du, sie sind unzählig, und ich wollte sie deiner heiligen Ordnung gemäß deinem Priester bekennen — es ward mir gewehrt[2] — und ich bin noch nicht stark und sicher genug, alle Dämme mit Gewalt zu durchbrechen; aber du kannst ja weiter helfen. Du wirst mein Heiland sein und wirst mich führen zur rechten Zeit und an den rechten Ort. Du wirst mein nicht vergessen, darum laß nicht, daß ich dein vergesse. — Ich habe dir nun mein ganzes Herz und

[1] Tagebuch 29—32.

[2] Vermutlich bezieht sich dies auf ihre Mitteilung bei Reinkens (106), daß sie eines Tages den Propst Taube gefragt habe, ob sie nicht bei ihm beichten und dann in der protestantischen Kirche das Abendmahl empfangen dürfe — was dieser natürlich verneinte.

mein künftiges Leben übergeben; gib mir nun auch die Geduld, die immer auf dich sieht. Ich glaube — lieber Herr, hilf meinem Unglauben!“ [1]

Es ward ihr täglich zweifelloser, daß der Weg, den sie an der Hand des alten Katechismus betreten, zum sichern Ziele, zur Pforte der fernher leuchtenden Kirche führe; aber sie wußte auch, welche großen Opfer für sie auf diesem Wege liegen und zu bringen sein würden. Es hingen, wie sie einmal sich ausdrückt, „noch allerlei alte Fahnen und Schwärmereien“ ihr an, die einen freien Entschluß hemmten. Daher das menschliche Zagen, das Ausschauen nach höherer Hilfe, das Rufen um Befreiung aus Banden, von denen sich loszumachen sie noch nicht den Mut und die Kraft fand. „Mein Gott! mein Gott! komm bald und erlöse mich; komm bald und nimm mir, was ich nicht besitzen soll oder was mich zurückhält von dir. Komm bald, du süßer Gott, und gib mir, was mich zu dir bringt, wären es auch Stacheln und Dornen; wer wollte sie nicht freudig annehmen, wenn du sie tragen hilfst? . . . Mein Kind [2] hängt sich immer an meinen Hals, wenn ich es strafe; so muß ich auch immer lauter zu dir schreien, je weniger du mich zu hören scheinst.“ [3]

Gegen den Herbst fühlte sich Luise — so sagte es ihr spätere Erinnerung — in ihrer Überzeugung bereits so weit gereift, daß sie, „wenn auch nach großem Kampfe und mit den empfindlichsten Schmerzen wegen der Opfer, die ihr bevorstanden, entschlossen war, das Bekenntnis der Kirche abzulegen“ [4].

---

[1] Tagebuch 35—37.

[2] Das Kind der verstorbenen Schwester.

[3] Tagebuch am 27. Juni 1818, 37—38.

[4] Aufzeichnung von L. Hensel bei Reinkens 134.

Es war für sie eine Erleichterung, daß um diese Zeit Klemens Brentano Berlin verließ; denn sie wollte sich auf den großen Schritt ungestört, frei von jedem äußeren Einfluß, vorbereiten. Die Art seines Verkehrs hätte sie jetzt nur beirren können, und auch selbst der leise Schein einer fremden Beeinflussung wäre ihr ein verletzender Gedanke gewesen. Da kam nun zur guten Stunde die Einladung seines Bruders Christian, mit ihm nach Dülmen zu gehen und die merkwürdige Leidenserscheinung, welche den Namen des bescheidenen westfälischen Landstädtchens bereits weithin bekannt gemacht, Anna Katharina Emmerich, persönlich kennen zu lernen.

Seit etwa fünf Jahren war die öffentliche Aufmerksamkeit wiederholt auf die stigmatisierte Nonne von Dülmen hingelenkt worden, die, von den einen verhöhnt, von andern als Gegenstand wissenschaftlichen Interesses behandelt, nur von einem kleinen Kreise verständiger, mit dem mystischen Leben der Kirche vertrauter Menschen in Ehren gehalten, das Psalmwort auf sich anwenden konnte: „Wie ein Wunderzeichen bin ich vielen geworden; du aber, Herr, warst mein starker Helfer“ (Ps 70, 7). Männer wie Overberg, Klemens v. Droste, Graf Stolberg betrachteten sie mit Verehrung und sahen in der armen ekstatischen Jungfrau eine besondere Freundin Gottes, eine vom Herrn durch die Wundmale gestempelte christliche Seherin. Sie erschien ihnen wie ein sichtbarer und greifbarer Protest gegen die verflachende, allem Übersinnlichen und Mystischen feindliche Aufklärung. Was Görres von Maria von Mörl, der ekstatischen Jungfrau in Tirol, gesagt, das gilt auch von der westfälischen: Gott habe sie wie ein lebendiges Kruzifix an die Kreuzstraße, mitten in eine achtlose, zerstreute, im Wirbelwind hingerissene Zeit gesetzt. In einem Zeitalter, da man die Wunder Gottes in das Reich der Ammenmärchen verwiesen hatte und der Gekreuzigte mehr denn je den Heiden eine Torheit war, gefiel es dem Herrn, „eine

nach seinem Vorbild Gekreuzigte gerade in jenem Teil der Kirche aufzurichten, wo damals die Gefahr für den Glauben am größten war“ [1].

Der ekstatische Zustand, in dem diese fromme stille Dulderin (geb. 8. September 1774) seit ihrem 24. Lebensjahre sich befand, war bereits Gegenstand mehrfacher geistlicher und gerichtlicher Untersuchungen gewesen, seitdem sie, in den letzten Tagen des Jahres 1812, auch die Stigmata empfangen hatte. Auch Christian Brentano hatte einem lediglich wissenschaftlichen Interesse Folge gegeben, als er im Jahre 1817 Katharina Emmerich zum erstenmal aufsuchte und in ihrem armen Stübchen prüfend beobachtete. Er betrachtete sie „als eine außergewöhnliche Erscheinung, an welcher er durch allerlei Proben und Versuche eine Bestätigung seiner guten Meinung vom Magnetismus zu entdecken hoffte“ [2]. Aber die Atmosphäre von Wahrheit, welche die Begnadigte umgab, ihre schuldlose Demut und Ergebung, ihre ruhige Freundlichkeit und Weisheit hatten ihn gerührt und nachdenklich gemacht. Ganz erfüllt von dem Eindruck, den er von dem Krankenbett der mit den Wundmalen bezeichneten Dulderin empfangen, kam er nach Berlin und erzählte allen „von den seltsamen Dingen, deren Zeuge er gewesen“; namentlich suchte er auf seinen Bruder Klemens zu wirken, daß er ihm dahin folge. Während aber seine Erzählungen großen Eindruck auf Luise Hensel machten, welche überhaupt aus dem kurzen Verkehre mit ihm reiche Belehrung über religiöse Fragen schöpfte, fand er zu seiner Verwunderung bei Klemens, der auf das Urteil des Bruders sonst so große Stücke hielt, anfänglich gar kein Gehör, und nur sehr langsam gelang es, in dem Dichter ein

[1] Windischmann in den Histor.-polit. Blättern XLI 719.

[2] Schmöger, Leben der A. K. Emmerich II, Freiburg 1870, Herder, 786.

Interesse für die wunderbare Erscheinung zu wecken. Der Gedanke einer Trennung von Berlin und dem ihm liebgewordenen Umgang erzeugte in Klemens ein geheimes Grauen und Widerstreben; er ward unruhig, wenn auf den Gegenstand die Rede kam, und das Drängen der Freundin, welche ebenfalls zuredete, schmerzte ihn. Luise Hensel aber unterstützte den Vorschlag des Bruders mit allem Eifer und gab nicht nach, auch nachdem Christian Brentano Berlin inzwischen unverrichteter Dinge wieder verlassen hatte. Denn nicht nur sehnte sie sich nach jener völligen Ruhe und Sammlung, welche ihr für die ernste Angelegenheit ihres Heils, für „den schweren Akt des Rücktritts in die Kirche", notwendig erschien, sondern sie war selbst wunderbar ergriffen von dem Gehörten und hoffte noch mehr zu hören von dem Leben und Leiden der Begnadigten, das ihr „ein lebendiges Zeugnis für die Kirche der Gegenwart" war[1].

Ein Brief Sailers, des erleuchteten und von ihm hochverehrten und geliebten Freundes, gab zuletzt den Ausschlag, und Klemens entschloß sich endlich gegen den Herbst zur Reise. Freilich schweren Herzens; das Vorgefühl des Scheidens erpreßte dem Dichter ergreifende Lieder, und traurig sang er:

„Nun soll ich in die Fremde ziehen!
Mir hatte eine Himmelsbraut
Ein Zweiglein aus dem Kranz geliehen,
Ich hatte draus ein Haus erbaut;
Es grünte schon, es wollte blühen,
Von meiner Tränen Flut betaut,
Da kommt' ich betend ruhig knieen,
Da hatte ich so fest vertraut.
Und soll nun in die Fremde ziehen!

Nun soll ich in die Fremde ziehen!
Sie wäre ruhig, wär' ich fort;

[1] Vgl. Diel-Kreiten II 125—127. Reinkens 105 134.

Der Tempel, wo wir beide knieen,
Soll nun zerbrechen, und der Ort,
Wohin ich mit ihr wollte ziehen,
Soll nun verschwinden, und der Hort
Des einen Glücks, für das wir glühen,
Soll sinken; auf ein hartes Wort
Soll ich nun in die Fremde ziehen.

Das Elend soll ich einsam bauen!
O schweige nur, ich kenn' das Leid" ꝛc.

Am 15. September 1818 reiste Klemens Brentano nach Dülmen ab, blieb jedoch mit der Freundin in Berlin in ununterbrochenem Briefwechsel. Schon auf der Reise schrieb er ihr Tag für Tag von seinen Erlebnissen und Eindrücken, und auch Fräulein Hensel hatte dem Scheidenden versprechen müssen, ihm die Trennung durch zeitweilige Korrespondenz zu erleichtern. Drei Tage nach seiner Abreise begann sie denn auch ihren ersten Brief, worin der leitende Gedanke ihres bisherigen Verhaltens gegen ihn auch schriftlich wiederkehrt, der Gedanke nämlich, daß Neigung und Freundschaft durch Läuterung sich veredeln müsse.

Luise Hensel an Klemens Brentano.

(Berlin) den 18. Sept. (1818).

Lieber Klemens! Sie sehen, daß ich Ihre Bitte, Ihnen noch vor Empfang eines Briefes zu schreiben, gern erfülle; nur kann ich Ihnen nichts weiter sagen, als was ich im voraus gesagt habe, daß ich Sie und diese Ihre Reise Gott täglich befehle und daß ich hoffe, sie wird Ihnen innerlichen Nutzen bringen, und daß ich mich schon auf Ihre Mitteilungen freue, wenn Sie wieder hier sind. Wir alle denken viel an Sie und sprechen auch oft von Ihnen mit herzlicher Liebe und Teilnahme. Ich finde, es ist mir sehr heilsam zuweilen, jemand, an den ich gewöhnt war und lieb hatte,

scheiden zu sehen; mir tritt da die Unsicherheit dieses Lebens und die innere Verwandtschaft der Menschen lebendiger als sonst vor die Seele. Man denkt dann, wenn Gott jetzt den Tod schickte und ließe diese Seele vor sich fordern, ob auch alle Fäden, die diese Freundschaft weben, rein und weiß genug vor Gottes Auge erscheinen werden? Und darum glaube ich, daß eine reinere Neigung oder edlere Freundschaft sich immer kristallisieren muß durch äußerliche Trennung. Mir, für meinen Teil, ist eine Bewegung der Art, sei es eine Trennung oder Anknüpfen eines neuen innigen Verhältnisses, bis jetzt immer sehr heilsam gewesen, aber nicht bequem; mir weht ein anderer Wind durch die Haare, ich denke mehr an das künftige Leben und an die nähere Vereinigung aller Seligen, und ich komme mir dann freier und über alles irdische Leben erhobener vor. Seien Sie mir nicht bös, wenn ich so im allgemeinen etwas schreibe, es ist nichts allgemein, was nicht einzeln auch ist, und so ist es hier. Mir war den ganzen Tag Ihrer Abreise über neu, verwundert und ernst, aber frisch zu Mute, anders kann ich es nicht ausdrücken; aber ich war auch voll Bangigkeit über Ihre Stimmung, ob Sie sich auch nicht dem Zorn oder der Betrübnis überließen, und ob es Sie auch nicht reuen würde, gereist zu sein. Gott segne doch diese Reise an Ihrer Seele! —

Grüßen Sie Ihren Bruder herzlich von mir; ich werde nie Gott genug danken können für alles, was er mich durch Sie und Ihren Bruder erfahren ließ. — Leben Sie wohl, Gott segne Sie! ich habe heut' wenig Zeit, denn es ist Freitag. Die Arnim war gerührt von Ihrer Abreise, auch er, und ich soll Sie grüßen, sobald ich an Sie schriebe, von der Schinkel auch, diese ist Ihnen recht herzlich gut. Ade.

Ihre Freundin Luise.

Brentano hatte mittlerweile in Dülmen sich schneller zurechtgefunden, als er vermuten konnte, und bald kamen seine

Berichte über die Emmerich, anschauliche, bewegliche Schilderungen ihres Leidens, ihres himmlischen Duldens, ihrer merkwürdigen Gesichte, welche das ohnehin von inneren Kämpfen erregte Gemüt Luisens aufs tiefste ergriffen — dies um so mehr, als sie durch Brentanos Mitteilungen erfuhr, wie sehr auch die Begnadigte ihr selber Teilnahme zuwende, ihr Vorhaben liebevoll mit ihren Gebeten unterstütze, begleite, ermutige.

Ein Blick in Luisens Tagebuch, den „getreuen Zeugen ihrer Kämpfe", läßt uns erkennen, wie diese Teilnahme von seiten derjenigen, welche „mit den Ordenszeichen der Passion Christi belehnt" erschien, ihre zagende Seele in dem Gedräng der widerstreitenden Gefühle stärkte.

„Herr! ich weiß ja" — schreibt sie am Abend des 16. Oktober —, „daß ich aus mir selbst nichts kann als sündigen und irren; aber ich harre dein, du kannst mich unmöglich verlassen. . . . Es ist auch deine Gnade, die Hoffnung, Glauben, Vertrauen und Sehnsucht in mir wirkt, und ich kann sie nicht verdienen; darum was quäl' ich mich? Du wirst die rechte Stunde schon wissen, und die Hölle fürchte ich nicht; denn du bist getreu, du läßt mich gewiß nicht verloren gehen; bitten doch auch so fromme Seelen für mich, Herr! dafür sei du auch gepriesen!"

Allein noch ein anderes Bild mischt sich in diese Gedanken, das Bild des Jünglings, der den Namen ihres verstorbenen Bruders trägt; irdische Neigung, von der sie sich „nicht befreien kann", stellt gerade noch in den letzten Wochen sich ihrem höheren Vorhaben versuchend in den Weg. Es bereitet ihr Qual, daß „diese eitle Welt so fest an ihrem Herzen hängt", und so schreibt sie am gleichen Abend in ihr Tagebuch: „Du weißt auch, warum ich das leide — aber mir vergeht fast Mut und Kraft! — Wenn ich dir mein Schicksal aufzuopfern strebe, da ist, guter Vater, nie mein eigner

Wille recht bezwungen und will so gern Bedingungen machen oder gar ganz zur Welt zurück, in der doch kein Friede ist. Und von dieser schimpflichen Retirade hält mich nur die Furcht ab, durch Gewissensbisse gequält und zeitlebens beunruhigt zu werden. Herr Gott, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn! — Ist mir dadurch zu helfen, so gib mir diesen Menschen — vielleicht doch gehen zwei sicherer auf dem Weg zu dir als einer, der so müde ist, zumal und leider so träg wie ich; vielleicht auch kann ich durch deine Gnade ihn mehr zum Guten antreiben und dir recht dankbar sein für deine Gnade. — Du weißt es besser als ich, und so uns zu helfen ist durch einander, so weiß ich, so gibst du mich ihm. — Ist das nicht, so hoffe ich, wirst du es auch gut machen; aber du, mein Gott, mein Gott! überlaß mich in keinem Fall mir selber; laß Nehmen oder Geben ein Segen sein; und ist es mir gut, bald — dir ist kein Ding unmöglich. — Segne diese Seele, erziehe sie dir und walte mit deiner Gnade über ihr! Dein sei die ganze Welt, es geschehe dein Wille! O wären wir erst in Sicherheit! Gelobt seist du in Ewigkeit. Amen!" [1]

Von Mitte November an ist das Tagebuch fast einzig diesem Verhältnisse gewidmet, das seine Wurzel augenscheinlich in der gemeinsamen frommen Richtung hatte. Luisens Bekenntnisse darüber, in aller Offenheit hingeschrieben, sind ein ebenso schönes wie lauteres Zeugnis reiner unschuldsvoller Gesinnung bei aller Tiefe des Gefühls. Sie konnte sich selbst nicht schöner zeichnen, als wenn sie von Naturen spricht, die an ihrem Herzen noch etwas Blütenstaub aus dem Paradies behalten haben.

Am 15. November: „Ich habe dich wohl erkannt, edle Seele; wer hat dich mir in den Weg geführt? Wer stellt

[1] Tagebuch 44 47.

dich mir entgegen, so oft ich vorüber will an der Welt, die mir der Schmerzen, des Betrugs und des Ekels genug gegeben hat für mein junges Leben? Ach, bist du auch eine ihrer Lockungen? Hinweg dann, ich will dich nicht aus ihren Händen! — Du hast in mir eine treue Seele erkannt, eine Seele, die viel gerungen und gelitten hat und sich hinweg sehnt, o wie schmerzlich, wie lange schon! aus diesem wüsten Leben und doch vergebens die Flügel am eisernen Käfig blutig schlägt. — Das ist das Zeichen, daß die Menschen Unschuld und Vertrauen verloren haben, daß sie nicht wagen, einander ehrlich die Hand zu schütteln im ersten Erkennen; o mein Gott! es sind doch alle Kinder eines Vaters, wohnen unter einem Himmel, stehen auf einer Erdscholle, was kann uns den Mund verschließen, daß wir nicht einander grüßen und verstehen können? Pilger, die ein Ziel, einen Weg, eine Heimat, eine Sehnsucht, eine Liebe und ein Streben haben? O in der Fremde, wie tut die Sprache der Heimat so wohl! — Wie konntest du dich wundern, daß ich dich einst ohne Veranlassung anredete? Ach, ich weiß wohl, die Menschen haben gewaltig hohe Zäune gebaut, jeder um sein Eigentum, damit er es ganz allein habe, und guckt eins hinüber in des Nachbars Garten, um ihm ‚Guten Morgen' zu sagen, so ist er ein Mondsüchtiger, Träumer, Schwärmer oder sonst so was Schönes — ach, und er war doch nichts als ein armer Schelm, der an seinem Herzen noch etwas Blütenstaub aus dem Paradiese behalten hat und es nicht glauben kann, daß die Menschen einander verleugnen wollen und ihr gemeinschaftliches Vaterland. Lieber Freund, bist du denn auch so? Ich habe einen Bruder Ludwig verloren; verloren habe ich ihn nicht, aber er ist gestorben, willst du nun nicht mein Bruder Ludwig sein? — Das bist du mir, das ist sehr viel — mehr darf ich dir, kannst du mir nicht sein, für diese Welt wohl nicht.

— Alles wie Gott will! — Wenn mich alles verlassen wird und verkennen und verachten oder bedauern[1], wirst du mich dann auch verlassen? Was Gott von mir verlangt, das muß er haben; fordert er auch zehntausend solcher Ludwigs, wie du (und ich hätte sie), ich müßte sie ihm geben . . . — Ach, es ist viel Kampf auf der Welt! Gute Nacht!"[2]

Die mühsam erkämpfte Seelenruhe muß immer wieder aufs neue errungen werden. Das unruhig bewegte Herz kann sich nicht so bald der „lieben verwandten Seele" erwehren. „Ach, mischte sich" — bemerkt sie am folgenden Tag — „in unsere Empfindung nichts, das von der Welt ist, wie glückselig könnten wir zusammen sein!" — „Mir war es lieb", schließt sie am 16. November, „mit dir zugleich die schönen Verse aus meinem alten Lieblingsliede: Ich bin ein Gast auf Erden usw., zu singen. Das Lied ist durch und durch wahr."[3]

Je näher dem Ziele, desto größer das Gewoge; je näher die Entscheidung, desto mächtiger der Ansturm der streitenden Gefühle. „Mir brennt die Stelle unter den Füßen", ruft sie am 20. November. „Ich muß weg, es muß ein anderer Wind durch meine Haare wehen!" — Am 23. November: „Soll ich zwischen dir und Jesum wählen, so würde ich lebenslang gefoltert und unselig sein, wenn ich dich vorzöge. Es ist mir auf wunderbare Weise gesagt worden, daß er meine Treue prüfen wird — o helfe er mir selbst, ich traue mir selber nicht mehr, seitdem ich mich so schwach in allen Versuchungen sehe." Am 25. November: „Ebbe und Flut in der Seele — o wer doch ruhete in dir! . . . Herr, hilf mir aus dem Gedränge, es kann mir sonst niemand helfen."[4]

---

[1] Wegen der Konversion. [2] Tagebuch 48 50.
[3] Ebd. 51. [4] Ebd. 53—54 60—61.

So rang sie in standhaftem Kampfe mit sich selbst, während sie mit ihrer religiösen Forschung bereits ins klare gekommen; es stand ihr fest, daß der Eintritt in die Weltkirche vollzogen werden müsse.

„Ich kann nicht länger in der Wüste bleiben. . . . Ich suche das Vaterhaus, den Schoß der Mutter wieder, ich kenne sie an ihrer Stimme noch; ich gehe in die katholische Kirche über. Treibt mich gleich in diesem Augenblick nicht die herzlichste Liebe zu Jesum, nicht die geringste Sehnsucht nach den Sakramenten, die sie ausspendet, zu ihr; so ist es schuldiger Gehorsam, denn er hat mir gerufen und den Weg gezeigt. . . . Überzeugt bin ich von der Echtheit der Kirche, ich war es schon lange."

So lautet am Abend des 23. November ihr Bekenntnis, das sie in einer Vergleichung der alten Kirche mit den schwankenden Formen der neuen noch näher begründet. Dann schließt sie: „Es ist nur einer von den beiden Fällen möglich für den, der sich mit der Lehre der katholischen Kirche bekannt gemacht hat: entweder er muß sie für die wahre Kirche Jesu annehmen (deren es nur eine geben soll, wie auch Luther lehrt), oder er muß sie für das antichristliche Reich halten, was ich, ehe ich sie durch Gottes Gnade besser kannte, auch tat. Wäre das letzte der Fall mit ihr, so wäre ich ohne Schuld, mich derselben hingegeben zu haben, und ich würde an jenem Tage des Gerichts zu Jesum sagen: Warum sieht sie dir so ähnlich? Warum hat sie alle Merkmale, die du von deiner Kirche forderst? Warum haben die andern nichts als die Lehre, auf eine ziemlich moralische Weise das Leben zu genießen? Warum hat sie mir gerufen mit ihrer ernsten, lieben, gehaltvollen Stimme, die so klingt wie die deinige?" . . . „Meiner werden vielleicht bittere Kämpfe warten, wenn meine Mutter und die übrige Welt erfahren wird, was ihr nur durch ein Wunder Gottes verborgen bleiben kann. Gott

erhalte mich dann treu! . . . Der (himmlische) Vater ist bei mir und wird sich meiner erbarmen in aller Verachtung und Schmähung."[1]

Vom 26. November an schweigt das Tagebuch. Es galt jetzt, zu handeln.

So schwer der große Schritt von der Erkenntnis zum feierlichen Bekenntnis ihr, der mitten in einer protestantischen Umgebung Alleinstehenden, ankam, sie empfand es als eine Gewissenspflicht, daß er nun getan werden müsse.

Als die Adventszeit nahte, die erwartungsvolle Zeit der kirchlichen Vorbereitung auf die Ankunft des Heilandes, begann auch Luise Hensel ihre Vorbereitung. Sie meldete sich bei dem Propste von St Hedwig zur Aufnahme in die kirchliche Gemeinschaft. Am 7. Dezember 1818 legte sie, nachdem sie gebeichtet, in die Hände des Propstes Taube das katholische Glaubensbekenntnis ab, und am 8. Dezember, dem Feste Mariä Empfängnis, empfing sie aus den Händen desselben Priesters zum erstenmal die heilige Kommunion. Es geschah in der Stille der ersten Morgenfrühe; denn der Schritt mußte vorerst noch geheim bleiben.

Das Werk der Gnade war vollendet. Am Feste der Immaculata war die jungfräuliche Pastorstochter ein Kind der katholischen Kirche geworden. Der Tag blieb ihr durch das ganze Leben fort ein festlicher Gedenktag, dessen jährliche Wiederkehr sie stets in dankerfüllter Gesinnung am Tische des Herrn beging.

. . . „Da bin ich eingegangen
Zum treusten Vater mein;
Und hab' in heißer Aschen
Und herber Tränenflut
Mein Pilgerkleid gewaschen
Und selig ausgeruht."[2]

[1] Tagebuch 54—59. [2] Lieder: Pilgerlauf 144.

„Heilige Gewalt" hatte sie, nach ihrem eigenen Ausdruck, zur Kirche gezogen; denn alle äußeren Umstände waren entgegen gewesen, alle bloß menschlichen Erwägungen und Rücksichten mußten sie vielmehr zurückhalten. Aber der Charakter dieses sonst so sanften Wesens war von solcher Art, daß sie an die Erfüllung dessen, was sie einmal als Pflicht erkannt, mit heroischer Selbstentäußerung ihr Alles setzte. „Der Grund meines Rücktritts zur katholischen Kirche" — schrieb L. Hensel vier Jahrzehnte später — „war nicht der äußere Glanz des Kultus, noch weniger Sentimentalität, nicht einmal das Herz (im edeln Sinne), sondern die klare Erkenntnis, daß in der katholischen Kirche die von Christo gestiftete Kirche vorhanden sei; und diese Erkenntnis hatte ich mit einer solchen Überzeugung ergriffen, daß ich den Schritt hätte tun müssen und folglich getan haben würde, wenn mir Galgen und Rad gedroht und wenn es tausend Leben gekostet hätte." [1]

In der Tat, diese für ihr inneres wie äußeres Leben so entscheidungsreiche Epoche war die schmerzensreichste ihres ganzen Erdendaseins. Sie hatte nicht nur den langen, heißen Kampf ganz allein mit sich durchgerungen, sie wußte auch, daß der ernste Schritt sie von denen, mit welchen sie „durch mannigfache Bande des Herzens verkettet" war, scheiden, daß er bald auch die Trennung von dem geliebten Kreis der Ihrigen zur unvermeidlichen Folge haben würde.

„Es blieb mir nichts übrig" — sagt sie in einer Aufzeichnung —, „als mein ganzes Lebensglück, wie ich es damals kannte, in den Kauf zu geben, um den ‚Schatz im Acker', den ich erkannt, zu heben, und der Tod auf dem Schaffot wäre mir leichter gewesen als das Bekenntnis, welches mir so große Opfer auferlegte." [2]

---

[1] Bei Reinkens 151.

[2] Im handschriftlichen Nachlaß.

Die Lage der Katholiken in Berlin war damals noch eine sehr beengte, und der (wohl aus langer trüber Erfahrung) ängstliche Propst Taube fürchtete, es möchten aus dem Bekanntwerden der Konversion der katholischen Gemeinde neue Bedrückungen erwachsen. Er wünschte daher, daß der Übertritt einstweilen geheim gehalten werde, und daß Luise sobald wie möglich Berlin verlassen möchte, da ihr Bruder viel am Hofe und ihre Mutter mit einflußreichen protestantischen Geistlichen befreundet war. Er gestattete ihr auch die zeitweilige Geheimhaltung des vollzogenen Aktes vor der eigenen Mutter, wiewohl diese von den religiösen Kämpfen der Tochter und der bevorstehenden Krisis unterrichtet war. Die Mutter war es ja gewesen, die anfangs alle Mittel anwandte, um sie von dem „Irrtum" zurückzubringen; sie hatte der Tochter, wie diese erzählt, „Dispute mit Predigern ꝛc. aufgedrungen"[1]. Namentlich war es der Superintendent Küster in Berlin, der mit seiner Schülerin, die er einst eingesegnet hatte, lange und ernste Auseinandersetzungen und Belehrungen vornahm, mündlich und schriftlich. „Als die Mutter aber sah, daß mich das noch mehr in meinem Glauben stärkte, erklärte sie: daß sie nichts mehr darüber hören und wissen wolle."[2] Ihre Hoffnung auf eine Sinnesänderung der Tochter mochte wohl nur gering sein; wenn aber der Übertritt nicht abzuwenden wäre, so wünschte sie wenigstens Tag und Stunde nicht zu wissen. Die Sache blieb denn wirklich so geheim, daß Superintendent Küster auch nach dem Übertritt und selbst noch nach Luisens Abreise von Berlin seine belehrenden Mahnungen in Briefen an sie fortsetzte und in dringlichen Worten — als „liebender väterlicher Freund", als ihr sie „wie ein Vater liebender

[1] Vgl. auch Tagebuch 12—13, die Note des Herausgebers.
[2] Im handschriftlichen Nachlaß.

Lehrer" — ihr zuredete, die Krone wahrhaft evangelischer Gesinnungen nicht durch „Schalkheit und Täuscherei" sich rauben zu lassen.

Luisens einziger Vertrauter war ihr Bruder Wilhelm, der, wie in allem Wichtigen mit der Schwester einig, an der Innigkeit ihres Glaubenslebens sich erbaute, in der Hinneigung zur katholischen Kirche mit ihr sympathisierte und eine Zeitlang (in den Jahren 1820—1823) ganz ernstlich mit dem Vorhaben umging, dem Schritte der geliebten Schwester zu folgen. —

Diese ganz eigentümliche Lage, die Stellung einer so hingebenden, zärtlich liebevollen Tochter gegenüber der Mutter, welche gegen ihre Richtung streng ablehnend sich verhielt und doch vielleicht das Geschehene ahnte und zu berühren fürchtete; der Zwang der Geheimhaltung, der sie nötigte, den Trost des neu errungenen Glückes, die Übung ihrer kirchlichen Pflichten vor der Welt zu verbergen: das bildete für die junge Katholikin einen Quell fortdauernder Beunruhigung, schmerzlicher Pein, und Tränen genug sind damals über die blühenden Wangen des Mädchens geflossen.

So ist es wohl zu erklären, wenn in ihrem Tagebuch auch nach der Konversion kein freudiger Ton aufkommt, daß vielmehr in der Einsamkeit des Abends das Gefühl menschlicher Schwäche die freudigen Empfindungen des Tages überwältigt und die gepreßte Seele nach „Rettung aus dem Gedränge" ruft. „Ich kann nicht weiter, Jesus — nun mußt du selber helfen, da hast du mich. — O an dem Tage, da ich dich zum erstenmal im Sakramente empfing, ich muß wahrlich mit dir leiden. O wann endest du dies? O wann ist es vollbracht? — Jesus, doch mein Jesus — du Lieblichster — was soll aus mir werden? (es) ist nicht möglich, daß du mich verlässest — siehe du selbst zu, wie du es mit meiner Mutter machst und mit meiner eigenen armen Seele, die ver-

gebens ringt und sich windet — ach, es ist dunkel um mich — o komme bald, bald — sprich nur ein Wort, so werde ich leben. . . O Jesus, meine Mutter und jener Jüngling". . .[1]

Jener Jüngling! — Auch diese noch nicht völlig überwundene Neigung mußte dazu kommen, um die stürmische Seelenbewegung zu vermehren, daß die Fluten manchmal über ihr zusammenzuschlagen schienen. „Der Todeskampf ist lieblich gegen die Selbstpeinigung, gegen diese ewige Unruhe, die mich hin und her reißt. O heilige Maria, steh mir bei! Du kannst ja meine Liebe läutern, so wird sie dich preisen, du kannst ja, du Keusche, bei uns sein mit deinem Schutze und mit uns wohnen und leben. Wäre er nicht edel und rein, und sähe er nicht aus, als könnte er noch viel reiner und edler werden, so wäre er mir ja nicht lieb. — Es soll sich ja alles, was nach Schönheit strebt, miteinander verbinden, alles Gute soll ja eins sein, und ich möchte doch gut werden. — Ach, ich habe ihn recht lieb, und er und ich, wir haben dich lieber als uns, uns um deinetwillen. O ist das wahr? — und ist es wahr, ist es nicht recht? — Mir kömmt es so vor, aber du mußt freilich das besser wissen. Verzeihe mir meinen Ungestüm, du geduldiger Jesus, und gib mir deine Geduld. Ach, du kennst meine Schwachheit, meine Angst. Dir sei sie übergeben" (am 11. Dezember 1818).

Diese Neigung war in der Tat so rein, so geschwisterlich lauter und selbstlos, daß Luise eben darin auch bald die Kraft zur Überwindung fand. Schon zwei Tage nach dem ebenerwähnten Ergusse (13. Dezember) ist es friedlich in ihrem Innern geworden, und sie kann sich in ruhiger Betrachtung darüber ergehen: „Gott hat mir etwas Frieden gegeben, er sei dafür gepriesen, und du, mein lieber Bruder, sei in Frieden gegrüßt. Ich glaube, wir werden uns nicht

[1] Tagebuch 63—65.

so spurlos vorübergehen, dazu habe ich schon zu viel für dich gebetet und um dich geweint! Es ist wunderlich, daß die Menschen sich so quälen müssen, wenn sie sich liebgewinnen, und daß es ihnen immer vorkommt, als wär es nicht recht. — Ich kann dir weiter nichts sagen, als daß du mein allerliebster Bruder bist auf der weiten Welt, und daß ich mir gern mit dir von Gottes Güte und Liebe was erzählte und mich mit dir erfreute über seine Liebenswürdigkeit. Ich müßte dabei wissen, daß er die erste Stelle in deinem Herzen hätte und in dem meinigen auch; aber die erste Stelle für die Menschen, welche noch auf Erden sind, hätte ich dann gern, und du hast sie in meinem Herzen. . . Nun höre noch, was mich gestern in einer großen Angst und Verwirrung getröstet hat:

‚Ich muß noch mehr auf dieser Erden
Durch deinen Geist geheiligt werden;
Der Sinn muß tiefer in dich gehn,
Der Fuß muß unbeweglich stehn!'

„Es ist was Frisches, zum Fleiß Ermunterndes in dem Verse, nicht wahr? — Heute habe ich mein Stückchen Lieblingsspaziergang mit Josephinen (v. Werther) besucht; ich möchte gern einmal mit dir dort gehn; aber wir müßten beide nichts verlangen und nicht sehnen, und von dem lieben Gott reden. — Gute Nacht." [1]

Gerade um diese Zeit kam ihr eine Kundgebung von Anna Katharina Emmerich aus Dülmen zu, welche diesen Seelenkampf vollends zum Ausgleich führte. Brentano hatte in den vorausgehenden Wochen ausführliche und in manchen Einzelheiten ergreifende Mitteilungen über die begnadigte Nonne nach Berlin gesandt, und ohne von Luisens Übertritt etwas zu wissen, ihr stets auch von der fortdauernden Anteilnahme „dieses einzig liebenden Wesens" an ihren geistigen Kämpfen berichtet. Am 8. Dezember, dem Tage ihres Ein-

[1] Tagebuch 67—68.

tritts in die Kirche, hatte er der Freundin geschrieben, die Emmerich sei im Geiste den Kreuzweg für sie gegangen und habe alle ihre Schmerzen und alles Beten und allen Trost der Freundin geopfert, mit dem Beifügen: „Nimm diese Gnade in dieser Stunde, den 8. Dezember, Mariä Empfängnis, ein Feiertag — mögest du ihn nicht vergessen haben!“ [1] Ein neuer Brief vom 11. Dezember enthielt nun aber eine Stelle, deren geheimnisvolle, ihr allein verständliche Bedeutung sie mit Staunen erfüllte. Durch Klemens ließ die Nonne ihr schreiben: „sie solle den Gedanken ausführen, den sie an einem bestimmten Abend, zwischen zwei Gärten durchgehend, gefaßt, und der Vers, den sie sich leise dabei gesagt, solle ihr maßgebend für den ferneren Lebensweg sein, da ihr Schutzengel ihr diesen Gedanken und diesen Vers in die Seele gesprochen“.

Ob es der vorerwähnte Vers gewesen, der hier gemeint ist, geht aus den Worten des Tagebuchs nicht hervor. Tatsache ist, daß Luise „wie versteint“ war über diese wunderbare Weisung, deren inneren Zusammenhang der Schreiber nicht kannte und erst nachmals bei seiner Rückkehr nach Berlin erfuhr. Getröstet und gestärkt folgte sie dem Winke, der „nur von oben kommen konnte“ [2].

Am Ausgang des Jahres 1818 ist der Kampf zu Ende, wie die Schlußbetrachtung in ihrem Tagebuch am 30. Dezember dieses für sie so entscheidungsvollen Jahres zeigt: sie will entsagen, sie opfert ihre Neigung wie eine Blume, die sie ihrem Herrn und Heiland darbietet [3]. — Und nun schreibt sie, gleichsam zum Zeugnis dieser Hingabe an einen Höheren, um Neujahr 1819 jenes Lied, das sie schon 1816 gesungen,

[1] Brentanos Briefe I 329.

[2] Rosenthal, Konvertitenbilder I, 1, 337—338. Diel-Kreiten II 203.

[3] S. die lieblich schöne Aufzeichnung im Tagebuch 71—73. Vgl. 306.

in ihr Tagebuch: „Ich habe einen Liebsten funden, derselb' ist nicht von dieser Welt", und setzt als Überschrift hinzu: „Ein altes Lied, das neu worden ist." Der schon zwei Jahre früher gereifte Entschluß der Hingabe an den himmlischen Bräutigam war jetzt in ihrem Herzen neu geworden, völlig reif geworden. Zwei Wochen später (16. Januar) entsteht aus gleicher Stimmung heraus jenes andere von himmlischer Sehnsucht erfüllte Lied, das in der Schlüterschen Sammlung mit „Hingabe" überschrieben ist:

„Ich habe nichts auf Erden,
Im Himmel nichts als dich" 2c.[1]

Von nun an erschien es ihr aber unvermeidlich, was sie schon früher einmal geäußert und geschrieben: es müsse ein anderer Wind durch ihre Haare wehen. Um aus dem Geist und Gemüt aufreibenden Zwiespalt der Verhältnisse herauszukommen, blieb kein besseres Mittel, als das heimatliche geliebte Haus zu verlassen und in einer andern Stadt einen ihren Fähigkeiten angemessenen Wirkungskreis zu suchen, wo sie frei und offen ihrem Bekenntnis nachleben konnte. Ihr glaubensinniges Gemüt fühlte „das Bedürfnis, sich in eine ganz katholische Gegend zu flüchten und sozusagen katholische Luft zu atmen"[2].

10. Münster und Düsseldorf.

(1819—1821.)

Das Anerbieten des Fürsten Salm. Abschied von Berlin. Leben in Münster. Bei der Emmerich. Übersiedlung nach Düsseldorf. P. Wüsten. Die Braut des Königssohns. Düsseldorfer Freunde. Abschied von der Familie Salm.

Bereits im Herbst des vorausgehenden Jahres hatte Brentano Versuche gemacht, die Freundin von Berlin hinweg-

[1] Tagebuch 82. Gedichte 103.

[2] Bei Rosenthal, Konvertitenbilder I, 1, 338. Briefe an Schlüter 163.

zubringen, und sie darum in Westfalen bei den angesehensten Familien, mit denen er in Berührung kam, namentlich bei Graf Stolberg, bei dem Fürsten Salm und im Hause Diepenbrock, empfohlen. Infolge der warmen Schilderung, welche er der Gräfin Stolberg mit der ihm eigentümlichen Beredsamkeit von dem sittigen Mädchen, von dem „tief und freudig überraschenden, schuldlosen, reichen Gemüt" dieser „guten, frommen, fröhlichen, ernsten Freundin unseres Heilandes" machte[1], zeigte sich die Gräfin gleich geneigt, das Fräulein in ihr Haus einzuladen. Damals aber sah Luise, so sehr sie „in der Seele gerührt und erstaunt" war, daß diese lieben Menschen (die Stolbergsche Familie) sie verlangen, noch „gar nicht die Möglichkeit ein, aus der Mutter Haus im guten zu kommen" (8. Oktober 1818). „Wenn das Anerbieten der Gräfin St(olberg) jetzt käme, da ich noch bei Werthers bin, würde es der Mutter sehr auffallen; ich empfehle Gott die Sache." So schrieb sie noch am 1. November an Brentano, einige Wochen vor ihrer Konversion.

Jetzt aber war ihre Verfassung eine solche, daß sie einen Ruf aus Münster, der zu Anfang des Jahres 1819 an sie erging, trotz aller Schreckuisse einer Trennung nicht mehr von sich wies. Die Fürstin Salm-Reifferscheid-Krautheim, eine Tochter der berühmten Fürstin Gallitzin, suchte für sich und ihre Töchter eine Gesellschafterin. Auf Anregung Brentanos hatte sie sich nach Berlin an den Staatsminister Grafen Andreas Bernstorff, einen Freund Stolbergs, gewandt, und durch diesen sowie durch den Grafen Ludwig v. d. Gröben von den Eigenschaften und bereits bewährten Fähigkeiten der Luise Hensel so befriedigende Kunde erhalten, daß sie an dieselbe ohne Säumen durch ihren fürstlichen Gemahl eine Einladung ergehen ließ.

---

[1] Brentanos Briefe I 288. Vgl. auch Diel-Kreiten II 204.

Am 4. Januar 1819 richtete der Fürst und Altgraf zu Salm-Reifferscheidt-Krautheim folgende Zeilen an Fräulein Hensel:

„Hochgeehrteste. Da ich mich in dem Fall finde, für meine Gemahlin und meine Töchter eine Gesellschafterin zu suchen, so nehme ich keinen Anstand, mich an Sie, Geehrteste, auch unbekannterweise zu wenden, da Sie mir von Leuten, welche das Vergnügen hatten, Sie in großen Zirkeln der Hauptstadt zu kennen, als diejenige empfohlen wurden, welche alle zum gesellschaftlichen und häuslichen Vergnügen zu wünschende Eigenschaften in einem so hohen Grade vereinigt, als wir es nur wünschen mögen. Meine Gemahlin schreibt mit der nämlichen Post an die Herren Grafen v. Bernstorff und v. Gröben, um dieselben zu ersuchen, Ihnen, Geehrteste, denselben Antrag zu machen und Sie zu bitten, uns Ihren Entschluß so schleunig als möglich zukommen zu lassen, damit wir andere uns gemachte Anträge beantworten können. Ich bitte Sie, im voraus überzeugt zu sein, daß Sie bei uns als Freundin und Kind des Hauses erwartet sind, und spreche deswegen auch vorläufig von keinem Antrag eines Honorars, dessen Bestimmung ich Ihnen selbst, Geehrteste, gänzlich überlasse; daß Ihnen die nötigen Reisekosten auf alle Fälle von uns vergütet werden, versteht sich wohl von selbst. In der Hoffnung, daß die Offenheit meines Antrages Ihnen einiges Vertrauen auf einen zwar noch Unbekannten einflößen werde, bitte ich um den ersten Beweis desselben durch möglichst baldige Beantwortung meines Briefes und Beschleunigung Ihrer Abreise. Hochachtungsvoll

Ergebener Fürst und Altgraf zu
Salm-Reifferscheidt-Krautheim,
K. Preuß. Obrist und Regimentschef."

Auch die Fürstin Maria Anna zu Salm-Reifferscheidt richtete unterm 21. Februar 1819 an Luise, welche inzwischen

das Anerbieten in vertrauensvoll offener Weise beantwortet hatte, freundliche Zeilen und ermunterte sie, bald eine schickliche Gelegenheit zur Abreise ausfindig zu machen. „Gegenseitiges Vertrauen bei einer mit reinem Willen unternommenen Sache wird auch er segnen, liebe Luise, und zu einem ihm gefälligen Ziel leiten", bemerkt sie darin und schließt: „Mit offenem Herzen erwarten wir Sie, liebe Luise."

Klemens Brentano war mittlerweile — um Mitte Januar — aus Dülmen für einige Monate nach Berlin zurückgekommen[1] und unterstützte den Plan, der ja von ihm ausgegangen, persönlich nun mit allen Kräften. Er trat auch bei der Mutter Hensel dafür ein, welche den Entschluß der Tochter anfänglich lebhaft bekämpfte und nur mit schwerem Herzen endlich sich darein ergab. Für Luise selbst war es vornehmlich die Hoffnung, mit Katharina Emmerich, der Begnadigten, in persönliche Berührung zu kommen, was ihr die Furcht vor der Fremde, „den Widerwillen, in das fremde vornehme Haus zu gehen", überwinden half.

So kam es denn im März zur Reise. Der Abschied wurde ihr „unaussprechlich schwer". Die Trennung von der Mutter, die sich selbst nicht zu fassen vermochte, von den Geschwistern und vertrauten Freundinnen, von ihrem Zögling, der fünfzehnjährigen sehr anhänglichen Josephine v. Werther, und deren guten Eltern, besonders aber auch von dem noch nicht dreijährigen, ihr ans Herz gewachsenen Pflegekind, das die Schwester ihr sterbend vermacht: diese Lostrennung von allem, was ihr teuer war, erfüllte sie mit solchem Schmerz, daß sie zu erliegen meinte; sie glaubte alles Schwerste im Leben „erschöpft zu haben, weil sie diesen Abschied überleben konnte".

[1] Bis zum 10. Januar war er noch in Dülmen (Brief an A. Diepenbrock vom 6. Februar 1819).

Er fand in aller Stille statt[1]. Wilhelm Hensel, der wackere Bruder, sorgte für eine passende Reisegelegenheit, und am 9. März 1819 verließ Luise Hensel Berlin. Ein Freund ihres Bruders und Brentanos, der Kriegssekretär W. Neumann und dessen Schwester Marie, welche zu Münster in ein Kloster zu treten wünschte, begleiteten sie auf dieser Reise[2].

Am 11. März, nach einer Fahrt von drei Tagen und zwei Nächten, langte sie in der Hauptstadt Westfalens an.

Im Hause der Fürstin Salm ward ihr die freundlichste Aufnahme. Als Gesellschafterin der Fürstin und ihrer ältesten Tochter, Prinzessin Eleonore, nahm Luise eine durchaus geachtete Stellung ein und erfuhr von allen, wie sie selbst bezeugt, viel Liebe und Güte.

Hier in Münster umwehte sie katholische Luft, wonach sie sich gesehnt. Hier war der mild aszetische, kirchlich mystische Geist der westfälischen Familia sacra, deren Mittelpunkt die Fürstin Amalie v. Gallitzin gebildet, noch lebendig und weithin wirksam. Hier lebten noch Glieder dieses ehrwürdigen, für das Münsterland und ganz Deutschland so segensreichen christlichen Bundes, der mitten unter den Anfechtungen eines revolutionären und rationalistisch aufklärerischen Zeitgeistes das höchste Ziel des Menschenlebens, eine Gemeinschaft der Liebe mit gleichem Glauben und gleicher Hoffnung, darzustellen suchte und zur religiösen Wieder-

---

[1] „Wir werden immer mit Liebe und der herzlichsten Teilnahme an Sie denken", schrieb die Frau Baronin v. Werther in ihrem Abschiedsbillet.

[2] Marie Neumann, ein frommes schlichtes Bauernmädchen aus der Gegend von Marienburg, fand zunächst, und zwar durch Fräulein Hensel, im Haushalt des Fürsten Salm Unterkunft und Versorgung. Wie es ihr später gelang, bei den Barmherzigen Schwestern in Münster unterzukommen, wird in der Folge berichtet werden.

erweckung des katholischen Deutschlands so viel beigetragen hat[1]: ein Overberg, Katerkamp, Kellermann, Klemens August v. Droste, der Generalvikar und nachmalige Erzbischof, mit seinen Brüdern. Auch Graf Stolberg war noch am Leben und, wenngleich auf seinem Landsitze abwesend, mit dem Münsterschen Freundeskreise in geistiger Verbindung, mit seinem Schwanengesang, dem herrlichen „Büchlein von der Liebe", beschäftigt.

Dazu fand Luise in Regens Overberg, der sie mit apostolischer Freude empfing, einen väterlichen Freund und Berater. Er war ganz der edle, geistreiche, von göttlichem Frieden und christlicher Freundlichkeit belebte Greis, wie ihn Brentano ihr geschildert. Seiner geistlichen Leitung überließ sie sich mit dem Vertrauen eines Kindes, und ihr Heil konnte, soweit es von Menschen abhing, in keinen besseren Händen sein. „Ich sehe sie wie ein Kleinod an", schrieb er an Brentano, „das man sehr sorgsam bewahren muß. Von meiner Seite werde ich mit Gottes Gnade alles mögliche dazu beitragen."[2]

Luisens Berichte an die teilnehmenden Freunde in Berlin lauteten denn auch nach dieser Hinsicht durchaus günstig und erfreuend. Sie ist selber erstaunt, wie ein Herz, das so viel gelitten und verloren, wiederum so viel gewinnen könne. Es gelingt ihr sogar zuweilen, einer fernen Freundin gegenüber den Ton zum Scherze zu finden. Ein Bild ihrer damaligen Lage und ihrer Stimmung in den neuen Verhältnissen spiegelt sich in dem Briefe ab, den sie zwei Monate nach ihrer Ankunft in Münster zum Geburtstag ihrer Freundin Hedwig v. Stägemann geschrieben[3]:

---

[1] Vgl. J. Galland, Die Fürstin Amalie v. Gallitzin und ihre Freunde, Köln 1880, 146 ff 157.

[2] Brentanos Ges. Werke VIII 337 und Diel-Kreiten II 204.

[3] Abschrift nach dem von Frau Hedwig v. Olfers, geb. Stägemann, gütigst eingesandten Original.

Luise Hensel an Hedwig v. Stägemann.

Münster, den 11. Mai 1819.

Du siehst, meine teure Hedwig, daß ich den Tag wohl noch weiß, an dem der liebe Gott Dich in die Welt geschickt hat; möge er nun auch meine treuen Wünsche für Dein Herz erfüllen, möge er Dir das Leben angenehm und heiter, den Himmel aber noch viel heiterer und wünschenswerter machen. Ob Du heut' wohl einen kleinen Augenblick lang an mich, Deine alte Freundin, denkst? Alle Deine übrigen Freundinnen werden Dir diesen Tag so schön und fröhlich machen, daß Du mich wohl nicht vermissen wirst; aber dies fordere ich auch gar nicht, ich habe niemals gewünscht, daß mich jemand vermissen möchte, und ich würde Dich auch lieb behalten, wenn Du mich ganz vergessen hättest; alle Welt wollt' ich lieb behalten, wenn sie mich auch vergäße — ja ich hoffe, ich würde meinen Heiland lieben und ewig lieben, wenn es auch möglich wäre, daß er mich vergessen könnte; aber ich gestehe Dir, es ist mir doch sehr lieb, daß ich dies nicht zu fürchten habe, denn was wäre Himmel und Erde ohne ihn und seine Liebe? — Sage mir einmal, liebe Hedwig, möchtest Du wohl in den Himmel kommen ohne ihn? Ich setze den Fall, es gäbe einen Himmel außer seiner Gegenwart, gingst Du wohl hinein? — ich denke, wir täten es beide nicht, wir wollten ihn suchen und nach ihm rufen, und wenn er nicht zu finden wäre, so wollten wir auch die Seligkeiten nicht, die er nicht mit uns teilte; nicht so? — Ich schwätze wieder wie ein Kind, wir schwätzten ja aber immer so, wenn wir uns besuchten, wir sind doch beide rechte Kinder geblieben und sind doch mit so vielen klugen Leuten umgegangen und selbst oft für sehr klug gehalten worden.

Es ist wunderlich, wenn ich manche Stunden, Tage, ja Monate und Jahre in mein Gedächtnis zurückrufe, so möchte

ich mich verwundern, daß ich die bin, die diese überstanden hat — doch möchte ich nicht, daß ich weniger gelitten hätte, es wäre mir wohl jetzt besser, wenn ich mehr Leiden getragen — aber ich meine, unverschuldet getragen hätte.

Mein gegenwärtiges Leben wird mir durch die Liebe und Güte dieser guten, liebenswürdigen Menschen, unter denen ich lebe, so angenehm gemacht, daß ich wahrlich sehr undankbar sein müßte, wenn ich dies nicht tief im Herzen empfände und jede neue Freude aus Gottes lieber Vaterhand dankbar und froh empfinge. O wie ist es möglich, daß ein Herz so viel verlieren und wieder so viel gewinnen kann wie das meinige! — Ich kann's nicht glauben, daß mein ganzes künftiges Leben so ruhig und heiter hingehen sollte, wie es mir jetzt hingeht — der Wille meines Herrn geschehe in allem! wenn er mich nur an seinem Herzen trägt und für sich erzieht, so mag er mich führen, wie er will! — Ich denke unendlich oft an Dich, meine liebe heitere Hedwig, hier ist der Frühling so schön, und Dein lieber Mai besonders macht hier einen solchen Lärmen mit seinen Lerchen, Nachtigallen und Grasmücken, daß es eine Lust ist, ihn zu hören. Die Prinzessin Eleonore, welche ein sehr gutes und anmutiges Mädchen ist, liebt auch die Natur wie ein Kind, und wenn wir spazieren gehen, was fast täglich geschieht, so freuen wir uns gemeinschaftlich über jede Blüte; im Garten der Fürstin, der sehr hübsch eingerichtet und voller Blumen ist, haben wir ein eigenes Beet, das wir selbst bepflanzt haben; wir haben aber ganz besondere Freude an einigen Vogelnestern, die im Garten sind. Die Stadt hat nichts besonders Angenehmes, doch rings um sie sind hübsche Spaziergänge, und der Schloßgarten ist viel kleiner, aber sonst ebensogut wie der Berliner Tiergarten. Wäre aber auch nichts Schönes hier, ich könnte mich auf neun Hälmchen Gras ebenso freuen und glücklich fühlen wie auf der schönsten

Wiese, wenn ich unter so edeln und verständigen, geist- und gemütvollen Menschen lebte wie die Fürstin und der Fürst. Denke nicht, liebe Hedwig, daß ich jene guten, lieben Menschen, unter denen ich in B(erlin) lebte, und meine Freunde und Familie vergessen könnte, oder daß ich nicht empfunden hätte, daß ich von ihnen allen mit ganz unverdienter Liebe, Freundlichkeit und Aufmerksamkeit behandelt wurde, dieses Undanks ist mein Herz nicht fähig; aber manches, das *an mir* lag, drückte mich doch dort. Hier lebt man im ganzen auch freier und fröhlicher, wenigstens in der fürstlichen Familie, die meine Welt hier ausmacht; ich habe in einigen Gesellschaften die schöne Münstersche Welt gesehen, ohne mehr oder weniger erbaut oder gestört (wie Du es nehmen willst) zu werden als in B. Ich glaube, hier gilt das Lied von Claudius vom Meister Urian:

— „fand überall ein'n Sparren,
Die Menschen grade dort wie hier
Und eben solche Narren." — Mit Erlaubnis! —

Die Welt ist rund und für ein Kinderauge schließt sich der Himmel überall an die Erde — Gott erhalte Dir und mir solche Kinderaugen. Wenn ich in Gesellschaften gehe, so tue ich das meiner lieben, gütigen Fürstin zu Gefallen und dann ist es auch recht gut und schön; alles ist gut und schön, wo gute Menschen sind, und alle guten Menschen sind schön, gelt Hedwig? Jeder ist freilich auf seine Weise schön, aber doch schön.

Was macht denn das dicke, dicke, dicke Hannchen? wird sie immer dicker? ist sie auch hübsch bös auf mich? Grüße sie doch, wenn Du sie siehst, recht herzlich, grüße auch unsere liebe Laura . . .[1]

[1] Das „dicke Hannchen" ist Frau Zimmermann. Ihr Gatte war der Maler Karl Zimmermann, der schon ein Jahr darauf, im September 1820, auf einer mit G. Reimer und Dr de Wette

Von meinem Bruder, der mir einen schönen Gruß von Dir bestellt hat, habe ich gehört, daß Deine liebe Mutter sich doch ziemlich wohl befindet; das erfreut mich von Herzen, ich küsse ihr die Hand, empfiehl mich recht schön an sie und sage, ich ließe schön danken, daß sie so gut gewesen ist, Dich heute zur Welt zu bringen, ich verspräche ihr auch gewiß, daß was recht Schönes und Gutes aus dem Wickelpüppchen werden würde; ach, es ist doch schade, daß Du schon acht Tage alt bist, wenn Du diesen Brief erhältst!

Lebe wohl, meine teure liebe Hedwig! ob ich Dich wohl auf dieser Welt wiedersehen werde? — nun, es soll auch gut sein! Wir wollen mit Gottes Gnade suchen, daß wir uns im Himmel wiedersehen, da haben wir's ohnehin bequemer und es ist nicht zu befürchten, daß wir uns dann wieder trennen müssen; bleib mir nur ein wenig gut und schreibe recht bald an mich, und wenn Du recht gütig sein willst, so schicke mir auch was Gereimtes, es würde mich recht erfreuen.

Luise.

Seit Luise auf westfälischer Erde sich befand, waren ihre Gedanken nach dem Städtchen gerichtet, wo die begnadigte Nonne wohnte. In Dülmen lag der Magnet, der mit geheimnisvoller Macht ihre Seele unwiderstehlich anzog. Münster und Haus Salm sollten ihr überhaupt nur eine Übergangsstation sein, „um von da zur Emmerich und später in ein Kloster zu kommen". So lag es in ihrem Zukunftsplan. Einstweilen ging ihr sehnsüchtiges Verlangen wenigstens dahin, die unbekannte Freundin und Fürbitterin einmal aufsuchen zu dürfen, diejenige von Angesicht zu sehen und zu

unternommenen Reise in die bayrischen Alpen beim Baden in der Loisach bei Wolfrathshausen ertrank. Sie fristete dann ihr Leben als geschätzte Gesanglehrerin. — Laura ist die Gattin Friedrich Försters.

begrüßen, die so wundersam in die Geschichte ihres inneren Lebens eingewirkt, deren einfaches Dasein ihr als ein lebendiges Zeugnis für die Kirche der Gegenwart erschien.

Overberg, der „liebe milde" Priestergreis, unterstützte ihr Gesuch, und durch seine Vermittlung gelang es ihr, gegen Ende April 1819 die Fürstin zu bewegen, daß sie mit Luise auf einen Tag nach Dülmen fuhr und sie zur Emmerich führte. Die gute Fürstin machte ihr die Freude, sie etwa eine Stunde bei derselben allein zu lassen.

„Es war an einem Freitag", erzählt Luise Hensel in ihren Aufzeichnungen darüber[1], „aber in jener Zeit, wo ihre Wundmale nicht bluteten, da sie, wie ich schon gehört hatte, Gott gebeten: ihr diese äußeren Ehrenzeichen zu nehmen, durch welche ihr ohnehin so viel Störung durch Neugierige wurde. Mir kam es darauf nicht an, sondern vor allem auf ihr Wort, ihre Lehre; ich fand mich mit der ganzen Seele auf sie angewiesen. — Sie empfing mich mit großer Freundlichkeit und hatte etwas ganz menschlich Liebes. Sobald wir allein waren, umarmte sie mich mit großer Innigkeit und liebkoste wie mit einem Kinde, was mich in tiefster Seele demütigte, da ich meiner Sünden und Torheiten gedachte, und während sie mich herzte und küßte, sagte ich die ungeschickten Worte: wenn sie mich kennte, würde sie so zärtlich nicht mit mir sein. Da ließ sie mich plötzlich aus ihren Armen und schaute mich mit einem langen, ernsten, unaussprechlichen Blicke an, von dem ich fühlte, daß er durch alle Tiefen meines Wesens drang, dann sagte sie sehr ernst: ‚Glaube mir, wer zu mir kommt, dem sehe ich auf den Grund des Herzens; das hat mir Gott gegeben.' Dann setzte sie freundlich lächelnd hinzu: ‚Dein Wille ist gut' — und herzte

[1] „Erinnerungen, zum Teil aus früheren Tagebüchern, zum Teil aus dem Gedächtnis geschrieben, meinen Verkehr mit der lieben sel. Anna Katharina Emmerich betreffend." (Handschriftlich.)

mich von neuem. O wie unaussprechlich trostreich war mir das!

„Ich hatte eine Näharbeit bei mir, ein Korporale, das ich mit einer Spitze schon zum Teil besetzt hatte, und die liebe Selige sagte, als die Fürstin mich zum Mittagessen abholen ließ: ich solle es ihr dort lassen, sie wolle es mir fertig nähen. Ich wendete ein, daß sie ja so sehr leidend sei (ihre Wangen glühten fieberhaft und ihre Hände zitterten) und die feine Näherei sie angreifen würde; aber sie sagte: ‚Ne, det stärket mich.' Vorher hatte sie reines Hochdeutsch gesprochen. Als ich gleich nach dem Essen wieder zu ihr kam, fand ich sie eifrig nähend mit lebhaft leuchtenden Augen. Sie bezeichnete auch mit kleinem Kreuz von rotem Garn die Stelle, wo(hin) nach der Konsekration die heilige Hostie gelegt wird, und bevor sie mir das Tüchlein reichte, küßte sie diese Stelle mit den Worten: ‚Dütt Pläcksken hebbe ick gewaltig lef' (lieb). Die Näherei war sehr schön und fein gemacht."

Bald darauf reiste Luise mit der Fürstin wieder ab. Das war die erste Begrüßung und das flüchtige erste Zusammensein mit Katharina Emmerich, wonach sie sich so sehr gesehnt — ein Zusammensein, das ihr, nach eigenem Ausdruck, „unbeschreiblich viel war, wie wenig sie mir auch sagen konnte". Und der tiefsten Eindrücke voll kehrte sie nach Münster zurück, sich der Aussicht getröstend auf einen fortgesetzten und vertrauteren Verkehr mit der begnadeten Seele, die sie fortan wie ihren Schutzgeist verehrte. Aber diese freundliche Hoffnung sollte für die nächste Zeit bitter getäuscht werden, und durch eine seltsame Verkettung trug die Schuld daran, wenn auch nur mittelbarerweise, Brentano.

„Es kamen harte Zeiten für mich", fährt Luise Hensel fort, „deren Leiden ich hier nicht detaillieren will und kann. Es hatte sich in Dülmen und Münster eine förmliche Opposition gegen (den noch in Berlin abwesenden) Brentano ge-

bildet, und zwar von den bestgesinnten Männern, zu denen auch der Fürst Salm, ein frommer und trefflicher Mann, gehörte. Brentano hatte nämlich bei seiner großen Leidenschaftlichkeit und Nichtachtung aller notwendigen Rücksichten auf Anstand, Urteil der Welt ꝛc. überall angestoßen und verletzt (während seines erstmaligen Aufenthaltes in Dülmen, Herbst 1818 bis Januar 1819). . . . Während er aber nun nach Berlin zurückgegangen war, um dort seine Hütte abzubrechen und ganz nach Dülmen überzusiedeln, hatte sich jene Opposition gebildet, um seine Rückkehr nach Dülmen zu verhindern[1]. Er schrieb mir von Berlin einigemal und gab mir Vorschriften, die unausführbar waren, die er auch im folgenden Brief oft selbst widerrief, und leider kam ein Brief von ihm, der in großer Verwirrung und Aufregung geschrieben war, in die Hand des Fürsten (Salm), und gleich darauf kam er selbst[2]. Nun ward mir verboten, mit ihm allein zu sprechen, und ich mußte Zeuge eines harten Wortwechsels zwischen beiden Männern sein. — Es gelang ihm dennoch, in Dülmen wieder Aufnahme und Zutritt zu der lieben Seligen zu gewinnen, und nach und nach gelangte er auch wieder zu einer ruhigeren Stimmung und versöhnte manch widerstrebendes Gemüt. Mir aber war nun aller Verkehr mit ihm und Dülmen verboten und unmöglich gemacht, worüber ich unbeschreiblich litt."

Nur einmal noch während des Zeitraumes von zwei Jahren, welche Luise im Hause Salm verlebte, ward ihr die Vergünstigung, das Haus der Begnadigten zu betreten und der schwer Leidenden wenigstens die Hand zu drücken. Es geschah auf einer flüchtigen Durchreise im Sommer 1819,

[1] Näheres darüber bei K. E. Schmöger, Leben der gottseligen A. K. Emmerich II, Freiburg 1867—1870, 3—14; Diel-Kreiten, Leben Brentanos II 197—199 205—215.

[2] In der ersten Hälfte des Monat Mai.

als die fürstliche Familie von Münster nach Düsseldorf übersiedelte. Aber wie kontrastierte, was sie diesmal sah, mit dem freundlichen Eindruck des ersten Besuchs! Wir folgen wiederum ihren eigenen Aufzeichnungen:

„Im August desselben Jahres (1819) zog das Salmsche Haus nach Düsseldorf. Wir passierten demnach Dülmen und die Fürstin besuchte den Landrat v. Bönninghausen, den sie kannte, daß er uns alle zu der ‚Kranken' führen möge. Es war nämlich gerade jene widerwärtige Untersuchungskommission dort, die sich selbst aus einigen völlig ungläubigen Menschen, meist Ärzten, gebildet hatte, um den Betrug zu entdecken, der als unzweifelhaft im voraus angenommen war [1]. Zwei [richtiger drei] Priester, die sich ohne Auftrag der geistlichen Behörde dieser Expedition angeschlossen hatten, waren sogleich durch den Generalvikar v. Droste zurückberufen. Es war ein herzzerreißender Anblick, die liebe Leidende so zu sehen. Sie schien in den vier Monaten, wo ich sie nicht wieder gesehen hatte seit jenem ersten Besuch, wenigstens zwanzig Jahre älter geworden. Sie lag in einem Saal, der von beiden Seiten viele Fenster hatte, inmitten des leeren großen Raumes im Bette — von allen Seiten mit grellem Licht umgeben. Am Fußende desselben saßen zwei Männer der sog. Kommission, die sich selbst gesendet hatte, auf jeder Seite einer, und schaute ihr unverwandt

[1] Die Untersuchungskommission war vom Oberpräsidenten v. Vincke eigenmächtig, mit Umgehung der kirchlichen Obrigkeit, zusammengesetzt worden. An ihrer Spitze stand der Landrat v. Bönninghausen. Die Kranke war, trotz ihrer Protestation, mit Gewalt aus ihrer Wohnung in das Haus des Hofkammerrats Meersmann geschleppt und dort in einem Saal des zweiten Stockwerks zur Bewachung untergebracht worden. Die Untersuchung begann am 3. August und dauerte bis gegen Ende des Monats — eine Reihenfolge von Martern für die arme stille Dulderin. Die Einzelheiten bei Schmöger a. a. O. II 38 42 ff 51—53 60—115.

ins Gesicht. So oft die Stunde schlug, traten zwei andere ein und nahmen dieselben Plätze ein und taten dasselbe. So ging das vierzehn Tage hindurch fort bei Tag und bei Nacht, und während dieser ganzen Zeit durfte sie keinen andern Menschen (auch ihren Beichtvater nicht) sprechen, konnte natürlich auch in dieser Folterqual kaum beten. Aber auch an leiblicher Qual fehlte es nicht. . . . Dazu war das ganze Zimmer voller Fliegen. Als wir mit dem Landrat (der sich zu dieser saubern Untersuchungskommission bekannte und die liebe Kranke selbst auf seinem Arm in jenes Haus getragen hatte) eintraten und sie aus besonderer Vergünstigung in seiner Gegenwart sehen durften, saß eine alte Frau, die von den Herren gedungen war, rechts an ihrer Seite und scheuchte ihr die Fliegen; am Fußende zwei der Herren, wo ich in der Person des einen einen protestantischen Arzt[1] erkannte, der in Münster übel berufen war, weil er seiner katholischen Frau das Versprechen nicht gehalten, daß die Kinder ihrer Kirche angehören sollten, und sie hatte sich darüber zu Tode gegrämt. Da ich wußte, daß sie jedem auf den Grund des Herzens sehen konnte, dachte ich: was muß es ihr wohl eine Pein sein, diesen so nahe bei sich sitzen zu sehen (er trug den Trauerflor noch um den Arm). Als ich ihr ungefähr zwei Jahre später, als ich so glücklich war, sie wieder zu sehen und neun Tage in Dülmen zu leben, sagte: daß mich der Anblick dieses Menschen ihretwegen so erschreckt, erwiderte sie ganz schnell: ‚Der war der Beste.‘ Doch ich muß noch zu jenem Besuch während der schweren Leidenszeit unserer lieben Schwester zurückkehren, wo mir noch etwas mich sehr Rührendes mit ihr begegnete.

„Wir hatten sie mit geschlossenen Augen gefunden, graugelb von Farbe, das Gesicht war ungewöhnlich lang gezogen

[1] Medizinalrat Borges. Vgl. dazu Schmöger II 70 82.

und voller Falten, deren sie sonst keine hatte. Als die Fürstin sie anreden wollte, versuchte sie zu antworten, man konnte sie aber nicht verstehen. Es setzten sich gerade Fliegen auf ihre Augenlider, und da die Fürstin sagte: ‚Ach, (Sie) werden auch so von den Fliegen geplagt', sagte Herr v. Bönninghausen: ‚Jungfrau Emmerich meint, die Menschen seien schlimmer als die Fliegen.' Sie schien eine bejahende Bewegung mit dem Kopfe machen zu wollen. Ihr Atem war schwer, in der Art, wie ich ihn oft bei Sterbenden gefunden. Ich hatte mich hinter das Kopfende ihres Bettes gesetzt und glaubte so eher meine innere Bewegung bemeistern zu können. Als wir fortgingen, reichten der Fürst und die Fürstin, dann die Prinzessin und ihr Bruder ihr die Hand; die ihrige ruhte matt auf der Decke. Sie blickte nicht auf, erwiderte keinen Handdruck; als ich aber leise auch ihre Hand erfaßte, hielt sie die meine fest, griff auch mit der linken zu, öffnete rasch die Augen und sah mich mit einem überaus schmerzlichen, langen, ernsten Blick an, der mein ganzes Inneres zerriß und den ich nie vergessen konnte. Sie hatte keinen angesehen, von mir auch keinen Laut gehört; dennoch wußte sie selbst in ihrer Todesqual, daß eine Seele da war, die sie näher anging.

Der Landrat v. Bönninghausen sagte zur Fürstin, als er uns sämtlich zu der lieben Leidenden führte: zu sanft sei sie eben nicht, denn sie habe ihn und die andern Herren ‚Teufelsknechte' geheißen[1]. Ich war sehr geneigt, dies Urteil zu unterzeichnen."

---

[1] Vgl. Schmöger II 77—78: „Aber wofür halten Sie uns denn?" hatte der Landrat auf die Erklärung der Emmerich, daß sie die Herren nicht als die rechtmäßigen Richter in dieser Sache erkenne, gefragt. Augenblicklich versetzte sie in feierlichem Tone: „Ich halte Sie alle für die Knechte des Teufels." Es war am 13. August.

Mit solchen Eindrücken und Empfindungen verließ Luise Hensel Dülmen, um mit der fürstlichen Familie die Reise nach Düsseldorf fortzusetzen, wo diese fortan Residenz hielt.

Noch in Münster hatte Luise Hensel von dem Weihbischof Kaspar Maximilian v. Droste (Bischof zu Jericho) am 3. Juni 1819 in der Domkirche das Sakrament der Firmung empfangen.

In Düsseldorf wie in Münster führte Luise Hensel, soweit es nur immer ihre Stellung in dem fürstlichen Hause erlaubte, ein möglichst zurückgezogenes Leben. Sie hatte sich dieses, wenigstens für die erste Zeit, von der Fürstin als Vergünstigung erbeten, was aber zu dem eigentümlichen Gerüchte Veranlassung gab, als ob sie gefangen gehalten würde. Luise erwähnt desselben in einem Briefe an ihre Freundin Emilie Piaste, anknüpfend an einen Besuch, den ein gemeinsamer Berliner Bekannter, namens Löß, ihr in Düsseldorf gemacht. Dieser hatte sich beim Abschied etwas mysteriös erboten: wenn sie eines treuen Menschen jemals bedürfte, was in ihrer Lage doch leicht der Fall sein könnte, so sollte sie auf ihn rechnen. „Ich fand", bemerkt sie dazu[1], „eine große Herzensgüte in diesem Anerbieten und dankte ihm; aber ich gestehe, daß ich seine Meinung bei diesen Worten nicht ganz verstand, und schob sie daher auf ein Gerücht, das sich in Münster gleich nach meiner Ankunft verbreitet haben soll: nämlich daß im Hause der Fürstin eine junge Berlinerin angekommen sein sollte, die man aber ganz einsperrte. Dies Geschwätz kam daher, weil ich die Fürstin bat, mich mit Gesellschaften, Theater usw. zu verschonen, wenigstens bis mein Gemüt, das durch den bittern Abschied von meiner Mutter und meinen Freunden so verletzt war, wieder gestillt wäre."

[1] Aus Düsseldorf, 25. April 1820. An Emilie Piaste.

Mit der Zeit wurde sie freilich mehr, als ihr lieb war, in die Verbindlichkeiten des kleinen Hoflebens hineingezogen, und namentlich an den Donnerstagen, wo größere Gesellschaft war, durfte sie sich den „weltlichen Zerstreuungen" derselben nicht entziehen. Unter andern hörte sie in diesen Tagen zu Münster oder Düsseldorf die berühmte Catalani singen. Sie wurde aber auch wie ein Familienglied mit solcher Freundlichkeit behandelt, daß sie den Ihrigen, welche den Schmerz der Trennung nicht minder schwer verwanden, die beruhigende Versicherung geben konnte, das gütige Fürstenpaar vertrete gleichsam Elternstelle an ihr. —

Am ersten Jahrestag ihres Abschieds von Berlin schrieb ihr die Mutter[1]: „. . . O Luise, wie oft hab' ich heute Dein gedacht, wie war mir, so oft ich Dein Stübchen betrat — und doch trieben Sehnsucht und Unruhe mich immer wieder hinein. Es ist gerade Donnerstag, wo Du in Gesellschaft und Zerstreuung bist, ach, und möchtest Du doch weniger als ich die Schmerzen der Trennung empfinden! So schmerzlich meine Gefühle aber auch an dem bangen Tage, der ein geliebtes Kind von meinem Herzen riß, die treue Mutterbrust bestürmen, so habe ich dennoch Gott gedankt, der Dich in der Fremde eine neue Heimat finden ließ und Dir in der edeln Fürstenfamilie Eltern und Geschwister wiedergab. Möge sein Segen Dich immer geleiten und Du ganz so glücklich werden, als mein Gebet es Dir erfleht. . . . Lebe wohl, geküßt und gesegnet von Deiner treuen Mutter."

Als daher die Mutter einige Monate später die vollzogene Tatsache ihrer Konversion erfuhr, war sie darauf schon mehr vorbereitet. Zu Anfang Juli 1820 meldet Wilhelm Hensel in brüderlicher Freude: „Gott hat gewollt, liebe Schwester, daß zwischen Dir und der Mutter kein Geheim-

[1] Berlin, 9. März 1820.

nis mehr stattfinden sollte, und alles sanfter gelöst, als menschlicher Verstand meinen konnte. . . . Ich hatte ihr diese Stärke und Milde vereint nicht zugetraut. Minna war sehr bewegt und traurig. Ich tröstete sie so gut ich konnte. Sie nimmt sich jetzt recht vernünftig. Die Mutter weinte sehr, doch ist ihr kein Wort der Schmähung gegen die Kirche entfahren. Der Herr sei gepriesen, daß alles so gut geendet!" Mutter und Tochter konnten sich nun gegenseitig offen und vertrauensvoll das Herz ausschütten; Luise tat es in so pietätsvoller, kindlich schöner Weise, daß die Mutter innig gerührt und die vollständige Versöhnung fortan durch nichts mehr getrübt war. In ihrem Tagebuch[1] dankt Luise der seligsten Gottesmutter, daß sie ihrer irdischen Mutter solchen Trost erteilt habe.

Mit den alten Freunden in Berlin verblieb Luise in fortdauernder Verbindung; am liebsten unterhielt sie den Verkehr mit Fräulein Emilie Piaste, weil sie bei dieser am meisten religiöses Interesse, Verständnis für das, was der Angelpunkt ihres Sinnens und Trachtens war, voraussetzen durfte. „Daß Du", schreibt sie an die Jugendfreundin[2], „Gott zu Deinem höchsten Interesse gemacht hast oder machen willst, freut mich von Herzen; es wäre wohl die Schuldigkeit jedes Menschen, aber so sehr sind die Menschen gesunken, daß man sich freuen muß wie über etwas Außerordentliches, wenn einer seine Verpflichtung erkennt. Wir ringen da um einen Kranz, meine liebe Emilie, und darum ist es mir lieb, wenn wir in einen traulichen Briefwechsel treten, eine kann die andere immer ermuntern, wenn wir ermüden; aber ich weiß nicht, ob es Deine lieben Eltern gerne sehen, wenn wir uns so vertraut schreiben, und, mein Herz, Gehorsam gegen Eltern

[1] S. 152—153.

[2] Münster, 10. Mai 1819. An Emilie Piaste.

ist Gehorsam gegen Gott. Wie oft habe ich hierin gefehlt! Wie oft hätte ich meiner Mutter zuvorkommender, gefälliger, folgsamer begegnen müssen! Selbst gegen meine neuen Eltern (so darf ich wahrlich ihrem gütigen Betragen nach den Fürsten und die Fürstin nennen) habe ich mir schon manche Versäumnis, manche Unschicklichkeit und Unart zu Schulden kommen lassen. Doch Gott ist barmherzig, und sie sind sehr gütig und nachsichtig."

Die genannte Freundin war auch die erste, welche Luise wegen ihres Übertritts ins Vertrauen zog. „Was Du aus meinem letzten Briefe vermutest, liebe Emilie, hätte ich längst gern Dir und jedem, der es wissen möchte, offen gesagt. Ich würde meine heilige Überzeugung (der ich mich nicht schäme und in der ich, Gott sei Dank, unerschütterlich bin) gar nicht zu verschweigen suchen, wenn ich nicht meiner Mutter (die meinen Schritt weiß und mir völlig versöhnt ist) versprochen hätte, dies zu tun. Ich bitte Dich daher, darüber zu schweigen; wenn meine Familie von Berlin weg ist, werden diese Rücksichten aufhören."

„Laß uns innig gut bleiben", fügte sie hinzu. „Wie zwei Zugvögel, die nach der Sonne ziehen, so treiben unsere Seelen zu Gott, unserer Sonne . . ."[1]

In Düsseldorf erwählte Luise auf Overbergs Rat den P. Heinrich Wüsten, einen besonnenen, schon bejahrten Jesuiten, zu ihrem geistlichen Führer; doch hörte sie nicht auf, die wichtigsten Anliegen ihres Herzens auch jetzt noch dem ehrwürdigen Regens in Münster brieflich vorzulegen und an seinem Rat und seiner milden Einsicht sich zu stärken, wie so manche seiner Zuschriften an sie bezeugen. Am ersten Jahrestag ihrer Konversion war es Overberg, an den sie zur Erinnerung an den für sie so „hochfeierlichen

[1] Düsseldorf, 22. September 1820.

und beglückenden Tag", den Tag ihrer „geistigen Wiedergeburt", einige Zeilen richtete. In seiner Antwort äußerte er: es vergehe kein Tag, an welchem er nicht im Geiste zu ihr komme und sie dem lieben Heilande empfehle, mit herzlicher Bitte, daß er sie stärken wolle, ihre guten Vorsätze, welche sie am gedachten 8. Dezember so schön erneuerte, standhaft zu erfüllen. Auch was sie über die getroffene Wahl ihres geistlichen Vaters, „des so guten Herrn P. Wüsten", berichtet, gewährte ihm volle Befriedigung. „Seitdem ich weiß", schreibt er[1], „daß Gott Ihnen viel Zutrauen zu diesem würdigen Herrn geschenkt hat, bin ich Ihretwegen ruhig."

P. Wüsten hatte in der Tat ihr volles Vertrauen erworben. Seine Führung stärkte und beglückte sie, und sie bedauert in ihrem Tagebuch[2] nur, daß der vielbeschäftigte Mann „so wenig Zeit" für sie hat. Dieses Tagebuch verzeichnet manche seiner Äußerungen, wie z. B. seinen mildschönen Zuspruch am ersten Jahrestag ihrer geistigen Wiedergeburt; es sind herzensverständige Mahnungen, Warnungen und Ermunterungen eines gelassenen, weisen Seelenführers.

Ihre eigene Stimmung erscheint darin als eine im allgemeinen mehr beruhigte, friedliche, wenn auch von Zeit zu Zeit auf die Stunden himmlischen Aufschwungs der unvermeidliche Rückschlag folgt. Die „Freundlichkeit des Herrn" möchte sie immerfort singen: „Laß in Liebe ganz mein Herz entbrennen, so oft ich höre deinen Namen nennen" (20. November 1819). Im Jubel ihrer Seele muß sie sich fragen, wie es möglich, daß des Menschen Herz „noch außer dem Freunde Jesu so viel verlangen kann, da er, der Gottessohn, alle Wonne, alle Liebenswürdigkeit, allen Reichtum,

---

[1] Münster, 14. Februar 1820.

[2] S. 198 239.

alles Schöne in sich begreift" (3. Dezember 1819). Auch mehrere dieser Stimmung entsprechende, so recht erlebte Lieder entstanden in der ersten Düsseldorfer Zeit; so am 25. Februar 1820 das schöne: „Dich innig zu betrachten, mein süßer Jesus Christ", das wie eine fromme Widersagung gegen das „Zauberlicht" des lockenden und zerstreuenden Gesellschaftslebens klingt; und das gleich darauf folgende, zum „Aschermittwoch", das, ganz im Gegensatz zu der ernsten Mahnung dieses Tages, so hoffnungsfroh, wie ein Siegeslied über alles Erdenleid, dahinflutet.

Der stets wiederkehrende, in gebundener wie ungebundener Rede ausgedrückte Grundgedanke ist: „Herr, du weißt es, wie sehr ich dich liebe — o gib mir mehr Liebe!" Kein Geschaffener, einzig und allein der Schöpfer sollte ihr Herz besitzen [1].

Nach mehreren Monaten der Prüfung fand sie der Beichtvater genugsam vorbereitet, um ihrem Verlangen stattzugeben — zur Ablegung des Gelübdes jungfräulicher Keuschheit. Am 6. Mai 1820, einem Samstag, dem der seligsten Jungfrau geweihten Tage, legte Luise dieses Gelöbnis, ohne sich indes zu einer bestimmten Lebensregel zu verbinden, am Fuße des Altares ab [2]. Da war für sie, wie der Herausgeber des Tagebuchs bemerkt, „die von der Kirche von alters her gebilligte Form ihrer Vermählung mit Jesus als gottgeweihte Braut gefunden — und zugleich der Mittelpunkt, um welchen fortan ihr Leben rotieren soll und wird" [3].

Und nun singt sie aus selig überströmendem Herzen jenes einzige Lied: „Ich liebe einen Königssohn; ich lieb' ihn ganz allein! . . ."

---

[1] Vgl. Tagebuch 104 109 114 130 132 234 ꝛc.

[2] Der Wortlaut ihres Gelöbnisses im Tagebuch 136—138; vgl. 309.

[3] Ebd. 90—91.

Ihn lieben, das ist meine Lust,
Ihn missen, wär' mein Tod.
Ihn haben, ist mein' Seligkeit,
Ein' andern kenn' ich nicht;
Ihm dienen, ist mein Trost und Freud'
Und ganze Lebenspflicht . . .[1]

Noch in vielen andern Liedern der nächstfolgenden Zeit ergießt sie das Gefühl ihrer bräutlichen Glückseligkeit; alle atmen „heilige Seelenlust", um einen Ausdruck zu gebrauchen, den Angelus Silesius seinen geistlichen Hirtenliedern vorgesetzt. Und das Tagebuch enthält Stellen, welche im Ausdruck freudigen Entzückens trotz der Prosa denselben gleichkommen[2]. Sie erfuhr im Nachdenken über die göttliche Liebe, im Sichversenken in die Geheimnisse dieser Gnaden beglückende Augenblicke, die sie über alles Irdische hinaushoben; eine Fülle der Gnaden, daß sie „in der süßen Angst ihres Herzens oft nicht wußte wohin". Dann fühlte sie sich „so reich, keine Königin ist so reich"[3].

Aber solche Zustände können, solange der Mensch in den Schranken der Endlichkeit befangen ist, naturgemäß nicht von Dauer sein, und so muß dann die zum Himmel aufstrebende Seele, die einzig und ganz dem Herrn leben möchte, immer wieder das Gesetz der Natur, die irdische Schwere empfinden, die sie nach den Niederungen des alltäglichen Seins herniederzieht. „Der Lerche gleich erhebt sich Luise im Fluge zu Gott, immer höher steigend im Jubel über Gottes Größe und Liebe — bis sie nachgerade erkennen und fühlen muß, daß sie noch unter dem Gesetze des gegenwärtigen Lebens steht, daß sie dem Wechsel noch unterworfen ist, und das, was einstens ewig und ununterbrochen unser

[1] Tagebuch 146. Lieder 71.
[2] S. 182 197 199 202 203 240 264 301 305 347.
[3] S. 238 301.

Teil sein wird, hier nur in einzelnen Augenblicken erreicht und festgehalten werden kann." [1]

Dieser Wechsel der Empfindungen, der Streit zwischen dem Himmlischen und Irdischen, zieht sich durch die Blätter des Tagebuchs. In der mystischen Richtung ihres Gemütes möchte die Liebeglühende hienieden schon die volle Vereinigung der geheiligten Seele mit Gott erstreben. „Jeder Gedanke, der nicht aus dir fließt und nach dir strebt, soll nicht mehr mein sein!" [2] Das war ihr Trachten, ihr Ideal. Aber die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur bleibt eben hinter diesem erhabenen Ziele zurück, und dann fühlt sie mit Betrübnis, daß Gott „sie noch nicht so gänzlich besitze", wie sie es ersehnt. Der himmlische Königssohn soll ihre Heimat, ihr Leben, ihr alles sein; aber die tägliche Erfahrung, daß noch ein anderes Ich in ihr sei, „die Sinne und der törige Verstand, die zur Welt wollen", die das Menschenherz „zu dem ziehen, was sie klug und lieblich dünkt" [3], — das beugt sie zuzeiten mit Beschämung danieder.

Diesem Mißverhältnis zwischen Wollen und Vollbringen, dem ungestümen, fast leidenschaftlichen und doch nie ganz befriedigten Drang nach innerer Vollendung entspringen ihre Klagen und Schmerzensrufe, wovon ihre Tagebücher zeugen, entspringen auch die Bekenntnisse über ihre Sündhaftigkeit, ihre „Untreue und Undankbarkeit gegen Gott", die sie in frommer Zerknirschung nicht oft genug, nicht stark genug sich vorhalten kann. Ihr Leben, sagt sie einmal in ihrem bußfertigen Eifer, sei nichts als ein beständiges Fallen und Aufstehen. Sie nennt sich eine untreue Haushälterin der Güter ihres Herrn. Schon die bloße Versuchung empfindet sie als Sünde. Weil sie in solchen Augenblicken strenger Rückschau

[1] F. Bartscher im Tagebuch 139—140.
[2] Tagebuch 222; vgl. 200 261.
[3] Ebd. 115 127.

in ihrer Seele nur die Schatten sah, erschienen ihr diese doppelt dunkel und machten sie zu einer überstrengen Richterin ihrer selbst: sie, die mit allen Menschen so nachsichtig und geduldig war, sie wollte mit sich selbst und ihrer menschlichen Schwäche keine Geduld haben. Gerade der Gedanke, daß ihr durch die Aufnahme in die Mutterkirche an Gnade viel gegeben sei, erfüllt sie mit dem überwältigenden Gefühl einer großen Verantwortung. „Halte nicht für Demut", schreibt sie an die vertraute Jugendgespielin[1], „was nur einfache Anerkennung meines Zustandes ist. Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern — mir ist viel gegeben worden an Gnade; ich habe wenig gewirkt."

Es ist ein bewegliches Stück Seelengeschichte, was sich in den Geständnissen dieser Tagebücher entrollt, und wer sie mit Unbefangenheit liest, wird nicht bloß mit Teilnahme, sondern auch mit Hochachtung das heroische Ringen und Streiten dieser aufwärts gerichteten Seele verfolgen. Gleichwohl sind diese Bekenntnisse dem Schicksal der Mißdeutung nicht entgangen. In konfessioneller Voreingenommenheit hat man sie dazu benutzt, um aus den vertraulichen Klagen und Selbstanklagen den Schluß zu ziehen, daß Luise Hensel auch in der katholischen Kirche den gesuchten Frieden nicht gefunden habe[2]. Nichts ist irriger und zugleich ungerechter als dies. Eine solche Schlußfolgerung kann nur aus einer Verkennung der ganzen Persönlichkeit der Schreibenden oder aus einer schiefen Auffassung der Mystik und mystischer Verhältnisse hervorgehen. Herr Regens Bartscher in Paderborn, der

[1] Düsseldorf, 22. September 1820. An Emilie Piaste in Berlin.

[2] J. H. Reinkens in seinem mehrerwähnten Buch, und nach ihm Pastor Stursberg (Gefängnisgeistlicher in Düsseldorf) in der Tendenzschrift: Luise Hensel und Freiherr v. Richthofen, eine Antithese aus der Kirchengeschichte der neuesten Zeit, München-Gladbach 1879, 44.

gerade durch die tendenziöse Verwertung einzelner Stellen zur Herausgabe des ganzen Tagebuchs veranlaßt wurde, hat in der Einleitung zu demselben dies für jeden Vorurteilslosen überzeugend dargelegt. Das Tagebuch spricht übrigens für sich selbst. Wenn man die Aufzeichnungen dieses Buches im Zusammenhang liest und mit dem ganzen Lebensgang der Dichterin vergleicht, wird man über die Unhaltbarkeit jener Auslegungen keinen Augenblick im Zweifel sein, und Herr Bartscher hat kaum zu viel behauptet, wenn er sagt, daß Dr Reinkens dieser edeln Seele durch solche Darstellung eine tiefe Kränkung zugefügt habe.

Den konfessionellen Frieden hatte Luise Hensel von dem Tage an besessen, an welchem sie in die Kirche eintrat. Wenn sie trotzdem nicht innerlich völlige Ruhe fand, so lag der Grund entfernt nicht in irgend einer Art Enttäuschung, sondern, wie wir gesehen, eben darin, daß das Irdische dieser Himmelsbraut nicht genügte, daß sie, in unablässigem Kampf mit sich selbst sich emporarbeitend, mit glühender Sehnsucht nach ihrer eigentlichen Heimat, dem Himmel, verlangte — „ein Zugvogel, der nach der Sonne zieht" — so schrieb sie ihrer Freundin. Ihr war es im wahren Sinne nur eine Pilgerfahrt, dieses traumhafte Leben, und das Heimweh nach dem Vaterhaus und seinem seligen Frieden hat sie nie ganz verlassen. Des großen Augustinus Wort im Anfang seiner Bekenntnisse: „Du hast uns für dich geschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es Ruhe findet in dir!" — das hat Luise Hensel so tief erfahren, so innerlichst durchlebt, daß man es als Motto über ihr Leben setzen könnte.

Luisens Düsseldorfer Leben dauerte über anderthalb Jahre, und als sie am Abschluß dieses Aufenthalts zurückblickte, fand sie, daß ihr diese Zeit, obgleich reich an Leiden und Prü-

sungen, doch „so schnell und angenehm verflossen sei“ [1]. Wenn sie in ihrem Tagebuch sich über den Zwang und die leeren Zerstreuungen des Gesellschaftslebens beschwert, weil ihr jedes Zusammentreffen mit der Unruhe der äußeren Welt als eine Gefahr erschien für ihren innigen Verkehr mit Gott [2], so fehlte es ihr doch keineswegs an herz- und geistansprechendem, für ihr inneres Leben fruchtbarem Umgang, der sie aufs wohltätigste berührte wie ein warmer Gegenstrom gegen den Hauch der Weltluft.

Schon im Frühling 1820 schrieb sie aus Düsseldorf [3] an die Jugendfreundin: „Hier und in und um Münster kenne ich doch schon (Gott sei Dank!) viele Seelen, die ganz brennen in Liebe zu Jesu, denen das eigene Interesse ganz untergegangen ist in liebender Ergebung, in Demut und Betrachtung der göttlichen Liebe und Schönheit; ich kenne Priester, die wie die Engel leben und nichts begehren als für Jesum, ihren Meister, und für ihre Nebenmenschen zu arbeiten und zu leiden, wie ihr Beruf auch ist; aber kenntest Du sie, Du würdest Christi treue Haushalter in vielen aus ihnen erkennen und verehren, Du würdest sehen, daß es noch Seelen gibt, die Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten. Denn so vergessen ist er noch nicht auf Erden, wie ich glaubte, und es sind noch viele, die mit Tränen für die bitten, welche ihn so unverzeihlich vergessen, und die so leben, als ob es eine Kleinigkeit wäre, daß Gott für sie Mensch geworden und gekreuzigt ist. Nein, o Herr! es ist die einzige wichtige Geschichte, die jemals auf der Welt geschehen ist, wichtig, heilig, erhaben und unterhaltend genug, daß wir unser ganzes Leben hindurch daran genug zu betrachten, zu

---

[1] Tagebuch 264.

[2] Ebd. 213 232 250 252.

[3] An Emilie Piaste. Düsseldorf, 25. April 1820.

freuen und zu beweinen haben; wir brauchen keine andern Geschichten und keine Neuigkeiten mehr: Eins ist not."

Eine große Verehrung hatte Luise für die Priorin des Karmelitessenklosters in Düsseldorf. Mutter Franziska, damals schon eine betagte Ordensfrau, war eine Persönlichkeit von geistiger Bedeutung, wegen ihres heiligmäßigen Wandels hochgeachtet. Luise Hensel suchte sie im Kloster häufig auf; ihren Belehrungen legte sie ein vorzügliches Gewicht bei[1], und die friedenatmende Weisheit derselben hatte für sie jedesmal eine beruhigende Kraft. „Sie sollten diese Seele kennen, sie ist sehr reich begnadigt", schrieb sie an Brentano über dieselbe[2].

Der Dichter muß bald nachher den gleichen Eindruck empfangen haben, denn nicht ganz ein Jahr später macht Brentano seinem Bonner Freund Windischmann auf die Priorin aufmerksam: „Wenn Du nach Düsseldorf kommst, so gehe doch ein Viertelstündchen ins Karmelitessenkloster und verlange mit der Priorin zu sprechen und grüße sie von mir. Du wirst hinter dem Stachelgitter, wo man Tigertiere erwartet, die demütigste, erleuchtetste Klosterfrau, ein Bild alter heiliger Zeit, erscheinen sehen; bitte sie um Gebet für Deine Familie und Absichten, und opfere dem armen Kloster etwa einen oder zwei Taler, nur um zu sehen, wie die heilige Demut und Armut Gaben empfängt. Ich habe Ursache, sie sehr hoch zu achten; sie ist sehr alt und sieht ganz jung aus, schläft seit zehn Jahren nur auf dem Stuhl und genießt nur Wasser und Brot, dabei hat sie eine blühende Erscheinung, sie betet sehr getreu, und Gott erhört sie gern. Sie wird Dir ein großer Trost sein."[3]

---

[1] Vgl. Tagebuch 143 165 188 229 235 259.

[2] Brief vom 28. September 1821.

[3] Brentanos Briefe II 14.

Nächst der einzigen Emmerich gab es für Luise Hensel keine Persönlichkeit, die in ihren Augen höher stand, als die teure Mutter Franziska. Als sie aus Düsseldorf schied, galt einer ihrer letzten Besuche dem Kloster der Karmelitessen. Die Priorin starb im Jahre 1824, von Luise Hensel innig betrauert.

Eine warme, gleichgesinnte Freundin gewann Luise in Düsseldorf an der Gattin des Professors Durst, Friederike geb. v. Volkhammer. Der Name Overbergs, für den beide gleich innige Hochachtung empfanden, hat ohne Zweifel die gegenseitige Annäherung vermittelt. Dr Benedikt Andreas Durst, ein geborner Bayer, früher am Gymnasium in Nürnberg, war unter dem Kultusminister Altenstein als Geschichtsprofessor an das katholische Lyzeum in Düsseldorf berufen worden. Er war damals und auch zur Zeit, als Luise Hensel in Düsseldorf weilte, noch Protestant; aber nicht lange nachher kam sein forschender Geist auf dieselben Wege, welche Luise unter so vielen Kämpfen und Schmerzen im Suchen nach der göttlichen Kirche gegangen war. Die Krisis scheint schon um jene Zeit ihren Anfang genommen und Luise Hensel nicht ohne Beziehung dazu gestanden zu haben. Overberg wenigstens glaubte es als ein Werk der Vorsehung betrachten zu müssen, daß Fräulein Hensel gerade zu dieser Zeit dem Hause des Professors Durst zugeführt worden sei. Er erwähnt desselben in mehreren Briefen, und einen davon schließt er mit den bedeutungsvollen Worten[1]: „An die Frau Professorin meinen Glückwunsch, viel Liebes und die Versicherung, daß ich ihrer täglich vor Gott gedächte und hoffte, Gott werde ihr Flehen erhören. Daß Gott Sie, Geliebte im Herrn, zu der Stunde zu der Professorin führte, war wohl ein auffallendes Beispiel seiner gütigen Vorsehung und eine recht

[1] An Fräulein Hensel [Münster] 20. Mai 1820.

gute Vorbedeutung von dem, was er künftig tun will. Der Geist Gottes komme über Sie mit der Fülle seiner Gaben und Gnaden."

Nur langsam und unter Kämpfen gelangte Professor Durst an das ersehnte Ziel. Der fromme Sinn seiner katholischen Frau, sowie der Umgang mit dem als Kirchenhistoriker bekannten Pfarrer Dr Binterim in Bilk und andern hochgebildeten Geistlichen halfen seiner nach Erkenntnis ringenden Seele die letzten Vorurteile überwinden und endlich auch das Schwerste, den Entschluß des offenen Bekenntnisses zur Reife bringen. Am 22. Juni 1824 legte er in der Hofkirche zu Düsseldorf das katholische Glaubensbekenntnis ab, und Luise Hensel, die mittlerweile den Rhein verlassen und ihren Wohnsitz in Wiedenbrück aufgeschlagen hatte, erhielt von ihrer Freundin Friederike folgende Freudenbotschaft[1], datiert aus Düsseldorf, 1. Juli 1824:

„Meine geliebte Luise wird vielleicht schon durch die gute Mathäi die Botschaft der Freude erhalten haben, und ich hoffe, Du wirst es meinem Herzen nicht zurechnen, daß ich diese Nachricht nicht Dir selbst eiligst zusendete. . . . Vater Benedikt ist nun eingetreten in den Schoß der mütterlichen heiligen Kirche und mit ihm natürlich auch alle meine Kinder. Ehre sei Gott, durch den heiligsten Namen Jesu, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Ich sage Dir nichts über meine Empfindungen, meine Luise fühlt sie. — Viel Kampf ging voraus, aber Gott segnete die Waffen, und so errang der gute Benedikt das Ziel, um das wir lange für ihn flehten. Am Abend des Tages des hl. Aloysius, Deines Patrons, legte er die

[1] Der Brief bietet zu der kurzen Notiz in Rosenthals „Konvertitenbildern" (I², 3, 512) eine nicht unwesentliche Ergänzung, weshalb hier das Wesentlichste mitgeteilt wird. Auch das bei Rosenthal fehlende Jahres- und Tagesdatum von Professor Dursts Konversion wird hiermit festgestellt.

Generalbeicht ab, am andern Abend, bei geschlossenen Türen, in der Hofkirche das Glaubensbekenntnis. Pater Schulten empfing es, Pater Wüsten und Pater Granderath waren Zeuge, ich und Pater Deinhard beteten indessen in der Sakristei. Am nächsten Tage empfing er die Absolution, und am Tage des hl. Johannes gingen wir beide, von den guten Brüggemann begleitet, nach der Lorettokapelle zu Bilk und empfingen dort das heilige Abendmahl. — Kurz ist diese Erzählung, sie soll auch nur Andeutung sein, und alles übrige bleibt Deinem Herzen überlassen. Benedikt hat vor einigen Wochen dem preußischen Minister v. Altenstein, als seinem besondern Gönner, sein Vorhaben angezeigt und sodann gleich nach der heiligen Handlung dem hiesigen Konsistorialrat Kortüm und den vier protestantischen Professoren schriftlich. Die Sache erregt großes Aufsehen. . . . Die Folgen stehen in Gottes Hand."

In einem Briefe an Brentano vom 31. August 1824 schreibt Luise Hensel: „Durst hat sich in der ganzen Sache seines Übertritts sehr schön, wahr und frei benommen. Ich freue mich seiner."

Eine andere werte Bekanntschaft fand Luise in dem Ehepaar v. Kerz. Friedrich v. Kerz, ein ehemaliger Karlsschüler, geb. 1762, der einige Zeit zu Düsseldorf im Sekretariat des Ministers Beugnot beschäftigt gewesen, stand mit dem Hause des Fürsten Salm in Verkehr, dessen Söhnen erster Ehe er Privatunterricht erteilt hatte. Dadurch ergaben sich die Berührungen mit Fräulein Hensel von selbst. Die Fortsetzung der Stolbergschen Geschichte der Religion Jesu, die er um diese Zeit, bereits ein Sechziger, übernommen, ward ein weiteres Band. Der geistvolle Mann bezeigte eine an Bewunderung grenzende Hochachtung für diese „schöne, privilegierte Seele", wie er Luise in seinen Briefen nennt, und ganz ebenso seine Gattin, die von dem innig christlichen Wesen

und Streben der jungen Berlinerin sich so angesprochen fand, daß sie von ihr nicht anders denn „als die älteste ihrer Schwestern" sich betrachtet wissen wollte. Nach Luisens Abgang von Düsseldorf schrieb ihr Frau v. Kerz: „Sonntags morgens ist mir die Erinnerung unvergeßlich, wo Sie mit frommem Sinn und Herzen demütig dem Herrn nahten. Dann wiederhole ich mir die Worte Ihres alten einfachen Paters Spee: Gehe auf dem Wege der Buße, auf dem Wege der Geduld und der Liebe, da wirst du Jesum finden. So wie Sie, Geliebte, ihn gefunden haben, so suche auch ich ihn zu finden von ganzem Herzen und ungeteilter Seele; Gott gebe uns beiden Gnade dazu." — Sie blieben noch lange in brieflicher Verbindung. Herr v. Kerz, der ein Alter von 85 Jahren erreichte, beschloß sein Leben zu München am 3. Dezember 1848.

Eine so geartete Umgebung schien wohl dazu angetan, einen Charakter wie Luise Hensel für längere Dauer zu fesseln. Aber andere Pflichten machten ihre Forderungen geltend. Einen Gegenstand der Sorge und der Fürsorge bildete für sie die Erziehung ihres Pflegesohnes, den sie vorläufig in den Händen ihrer Mutter zurückgelassen. Sie war entschlossen, diesem Vermächtnis der verstorbenen Schwester sich unter keiner Bedingung zu entziehen. Schon aus diesem Grunde hatte sie, wie sie ihrem Schwager mitteilt, ihren Aufenthalt in der fürstlichen Familie nie für lange dauernd angesehen, da sie „die übernommenen Mutterpflichten für Rudolf immer im Auge behalten, in dem Vertrauen, daß Gott, wenn es sein Wille ist, ihr dieses liebe Kind zu geben, ihr auch die Mittel und Wege zeigen könne, es zu erziehen". Sie hatte diesem Schwager, der nach einiger Zeit sich wieder verheiratete, offen erklärt, daß sie als Katholikin das Kind katholisch erziehen werde, und dieser hatte ohne weiteres dazu

seine Einwilligung erteilt. Eine Stellung zu finden, in der es ihr möglich gemacht würde, der Erziehung des Pflegekindes sich zu widmen, war ihr darum eine Herzensangelegenheit[1]. „Das Kind oder ein Kloster!" schrieb sie einmal an Overberg.

Es kam aber noch ein anderer Umstand dazu, der ihr eine Veränderung ihrer Lage wünschenswert erscheinen ließ, so schmerzlich ihrem Gemüte jedesmal das Losreißen aus sonst angenehmen und liebgewordenen Verhältnissen war. Denn während sie den Genüssen des gesellschaftlichen Lebens im fürstlichen Hause, soviel es nur immer anging, sich entzog, während sie die höchste Seligkeit darin erkannte, als Gottesbraut „in beständiger Hinwendung an den göttlichen Geliebten" zu leben, und sich freute, „um seinetwillen unter den Menschen fremd zu sein"[2] — hatte der stille Liebreiz ihrer Erscheinung, ohne daß sie es ahnte, in dem Herzen eines jungen Prinzen G., eines Verwandten der fürstlichen Familie, den mächtigsten Eindruck hinterlassen. „Dieser wurde von einer tiefen und aufrichtigen Liebe zu ihr ergriffen und bald ganz beherrscht. Er faßte den Entschluß, um jeden ehrlichen Preis sie zu heiraten. Seinen Vater bestimmte er durch unablässige Bitten und Tränen, die Einwilligung zu geben, und dieser selbst unternahm es, mit ihr zu reden, stieß aber auf unüberwindliche Hindernisse."[3] Der Harm des Prinzen ging ihr nahe, und in einer Mischung von Mitleid und Sympathie mag sie wohl einen kurzen Augenblick geschwankt haben[4], aber diese menschliche Regung mußte einer höheren weichen, und sie blieb unbeugsam. Die Krisis scheint schon im September 1820 ihren Höhepunkt erreicht zu haben, nach den Andeu-

---

[1] Vgl. auch Tagebuch 164—166.
[2] Ebd. 234 250 280. [3] Nach Reinkens 214.
[4] Vgl. Tagebuch 269.

tungen im Tagebuch[1] zu schließen, welche von tiefen Gemütserschütterungen und einem Zwiespalt mit ihrer Umgebung zeugen. Auf diese Vorgänge bezieht sich ohne Zweifel auch die Stelle in ihren früher erwähnten Aufzeichnungen: „Man wollte mich ganz ans Leben fesseln, daß ich in seinen innigsten Beziehungen, mit allem, was es mir an höherem und reinerem Lebensglück geboten hatte, mit blutendem aber willigem Herzen dem Herrn geopfert hatte.“[2]

Luise dachte nun ernstlich daran, das Haus der Fürstin Salm zu verlassen. Ihre Augen wandten sich nach dem Asyl, das ihr schon lange offen gehalten war — im Hause der Witwe des Grafen Friedrich Leopold Stolberg zu Sondermühlen.

Bereits zu Lebzeiten des berühmten Dichters war sie durch ihre Lieder und ihre zierlichen Ausschnittbildchen, welche die Brüder Brentano nach Sondermühlen gebracht hatten, im dortigen Kreise wohlbekannt geworden, und die Gräfin hätte schon damals das begabte Fräulein gern in ihre Umgebung gezogen. Nicht lange nach dem Tode des edeln Grafen, zu Beginn des Jahres 1820, war die Witwe ihr mit einem förmlichen Antrage zum Eintritt in ihr Haus entgegengekommen. Wenn Luise, schrieb sie ihr in Form einer Anfrage, einmal veranlaßt wäre, wegen Erziehung ihres Neffen die Fürstin Salm zu verlassen — ob sie dann nicht mit dem Knaben zu ihr kommen und wenigstens die ersten Jahre mit ihm in ihrem Hause bleiben möchte? Der Wunsch ihres Herzens sei, eine jüngere Freundin und Gehilfin für die Erziehung ihrer Töchter bei sich zu haben, und Luise könnte somit bei ihr zwei Aufgaben vereinigen. „Tragen Sie es Gott im Gebet vor“, fügte sie hinzu; „vielleicht gibt

[1] S. 176 ff.

[2] „Erinnerungen, meinen Verkehr mit der lieben sel. A. K. Emmerich betreffend.“

er mir diesen Trost, diese Erleichterung. Mein geliebter seliger Mann wünschte so sehr, daß Sie zu uns kommen möchten; freilich ist alles ganz anders, seitdem er nicht mehr sichtbar unter uns ist. Eine Hilfe für meine Töchter bedarf ich sehr; möchten Sie mir eine vorschlagen können, bis es Ihnen möglich wäre, selbst zu kommen." [1]

Um jene Zeit lagen die Dinge noch anders. Jetzt aber dünkte ihr der Augenblick gekommen, der zu einer Entscheidung drängte. Gegen das Frühjahr 1821 trat Luise in Unterhandlung mit der Gräfin Stolberg, und eine Verständigung war bald erzielt, denn die Gräfin begrüßte ihren Entschluß wie eine frohe Botschaft, ja „als eine ganz besonders freundliche Fügung Gottes", weil sie zur Zeit „noch ganz besonders hilfsbedürftig" sei, und überhaupt die Hoffnung, ein Wesen wie Luise um sich zu haben, ihr ein wohltuender Gedanke wäre.

Gräfin Stolberg befand sich damals in Schlesien auf dem Schlosse ihres Schwiegersohnes und stand im Begriffe, von dort zum Sommeraufenthalt nach Brauna in Sachsen zu gehen. Dort, auf ihrem heimatlichen sächsischen Gute, wollte sie Luise erwarten.

Fräulein Hensel rüstete zum Abschied. Er wurde ihr bitter genug, denn man ließ sie ungern ziehen, und die schmerzlichen Bekenntnisse ihres Tagebuchs lassen keinen Zweifel darüber, wie sehr sie selber litt, wie die Karwoche, in der sie ihre Zurüstungen traf, auch ihr persönlich zur Leidenswoche geworden. „Doch wie Gott will! Ich glaube ja, daß es sein heiliger Wille ist, daß ich gehe. Und so esse ich denn (wie die Kinder Israels bei ihrer Flucht aus Ägypten) reisefertig und stehenden Fußes mein Osterlamm." [2]

Der Salmschen Familie hat sie immerfort dankbare Gesinnung bewahrt, aber auch Luise blieb bei dieser in gutem

---

[1] Aus Sondermühlen, 4. Februar 1820. [2] Tagebuch 261.

Andenken. In einem Briefe an ihren Bruder Wilhelm Hensel, der das fürstliche Paar ein Jahr später in Berlin getroffen, äußerte sie sich voll warmer Empfindung: „Daß der Fürst und die Fürstin S. in Güte meiner gedenken, freut mich innig; ich werde immer fühlen, daß ich ihnen viel Dank schuldig bin, werde immer bereuen, was ich gegen sie gefehlt. Daß ich wegging, war meine Pflicht; auch die Fürstin wollte es ja selbst. Ich werde sie lieben, ihnen dankbar bleiben, solange ich lebe, und sie täglich in mein Gebet schließen. Sind sie etwa noch in Berlin, so bitte ich, meine herzlichste, ergebenste Empfehlung; ich würde mich recht freuen, wenn ich sie noch einmal mündlich meiner Achtung und Liebe versichern könnte."[1] — Die Fürstin, welche viel kränkelte, starb schon wenige Jahre nach Luisens Weggang von Düsseldorf, am 16. Dezember 1823, erst 54 Jahre alt.

Das Tagebuch enthält im Verfolg nur noch eine einzige Anspielung auf die Vorgänge in Düsseldorf. In Brauna schreibt Luise am Feste der heiligsten Dreifaltigkeit (17. Juni 1821) in ihrer Abendbetrachtung die Worte nieder: „Nun weiß ich, wie ein Prinz so gar nichts ist gegen dich, du hoher Zimmermann! — Nimm mich nun und halte mich auf ewig, damit alle Prinzen der Welt nicht einen meiner Gedanken mehr von dir abwenden können."

11. Auf der Reise.

(1821.)

In Dülmen und Holtwick. Apollonia Diepenbrock. In Sachsen. Dorothea Tieck. Bei der Mutter in Schlesien.

In der letzten Woche des April 1821 verließ Fräulein Hensel Düsseldorf. Der Postweg führte über Dülmen, und

[1] Aus Sondermühlen, 4. Juni 1822. — Spätere Äußerungen finden sich in den Briefen an Schlüter 126 und 236.

so war es ihr endlich wieder vergönnt, die geliebte Emmerich zu sehen und ungehindert zu sprechen. Luise blieb dort neun Tage, fast unausgesetzt an der Seite der Kranken, wie es in ihren für den Biographen der Nonne bestimmten Aufzeichnungen heißt: „Neun Tage, die mir reicher Ersatz waren für unbeschreiblich schmerzliche Leiden, die ich durch die völlige Entbehrung alles Verkehrs mit ihr fast zwei Jahre lang getragen hatte. Sie war ganz Liebe und Freundlichkeit. Ich durfte mit meiner Arbeit den ganzen Tag über an ihrem Bette sitzen und ging nur zum Essen und Schlafen in meinen Gasthof. Manches Nützliche sagte sie mir; leider habe ich damals nur die wenigen nachfolgenden Zeilen in mein Tagebuch geschrieben:

‚G. s. J. Chr. — Dülmen, den 28. April 1821.

Wie glücklich bin ich doch, mit dieser erleuchteten Seele so vertraulich umgehen zu dürfen! Laß, o Herr, diese Zeit Früchte für die Ewigkeit in mir bringen! — Sie hegt ein großes Verlangen, Pater Wüsten zu sehen; seine Art, mich zu führen, gefällt ihr durchaus. — — Sie hält es für ein großes Glück, von Gott zu reden. Es stärkt sie auch körperlich. — Die gute Meinung auch bei den geringsten und selbst mechanischen Werken hat sie sehr empfohlen.‘“ [1]

Am liebsten wäre Luise ganz bei ihr geblieben, um sie bei deren Lebzeiten nicht mehr zu verlassen, wenn es ihre Lage gestattet hätte. „Meine Gedanken sind ja immer bei ihr“, bemerkt sie einige Monate danach; „ich glaube, daß sie mich der Kirche geboren hat, möchte sie mich nun auch erziehen!“ [2] — Allein andere Aufgaben warteten ihrer.

In diesen Tagen und von Dülmen aus lernte sie eine Familie persönlich kennen, mit der sie wohl schon brieflich in Berührung gekommen, mit deren jüngeren Gliedern sie aber

[1] Die ganze, hier abgekürzte Stelle s. im Tagebuch 263.

[2] Brief an Brentano, 28. September 1821.

fortan die innigste Freundschaft fürs ganze Leben verband. Es war dies die Familie des mit Klemens Brentano befreundeten Hofkammerrats Anton Diepenbrock in Holtwick bei Bocholt. Der Name der jungen Dichterin war dort schon längst bekannt, ihre Lieder wurden in diesem frommen Kreise mit freudiger Erbauung gelesen, ihrem eigentümlichen Schicksale folgten alle mit der herzlichsten Anteilnahme. Man hieß nicht umsonst der Freund Brentanos. Schon gleich im Frühling 1819, als Luise eben erst den westfälischen Boden betreten, hatte der in Diensten des Fürsten Salm stehende Vater Diepenbrock von Horst aus die Angekommene in gastlichen Zeilen begrüßt als seine, weil des Freundes Klemens, Freundin, und sie zu ihrem Eintritt in den Schoß der alten von Jesu gestifteten Kirche beglückwünscht im Namen all der Seinigen, die sie, obgleich persönlich unbekannt, ebenso lieben und hochschätzen wie er selber[1].

Nun fand sie selbst in ihrer Mitte sich ein und atmete die Friedensluft dieses christlich einträchtigen Kreises, in dem alles so rein und wohl zusammenstimmte: „Vater, Mutter, Töchter, Söhne, ein rechter Gottesbund", mit Bischof Sailer zu reden. Brentano war es, der am 3. Mai die Dichterin nach dem Diepenbrockschen Gute brachte.

Unter Diepenbrocks Kindern hatte keines auf die Ankunft des erwarteten Gastes mehr sich gefreut als die damals einundzwanzigjährige Apollonia[2], welche zu der frommen Dichterin in warmer Neigung sich hingezogen fühlte, seit sie durch Brentano ihre Lieder kennen gelernt. Diese religiösen Gesänge hatten sie unbeschreiblich ergriffen, so das Innerste getroffen, daß sie nicht widerstehen konnte, der ihr Un-

[1] Aus Horst bei Bocholt, den 12. April 1819. Haus Horst hieß der Wohnsitz der Familie Diepenbrock.

[2] Geb. 13. November 1799 zu Bocholt, gest. in Regensburg am 4. Juli 1880.

bekannten in einem durch Brentano vermittelten Briefchen ihre dankbare Gesinnung auszusprechen, als diese noch in Berlin lebte. Sie versicherte ihr, daß diese frommen Lieder sie tief erbauen und erwecken, ja daß sie ihr „alles geworden"; jeden Abend vor Schlafengehen bete sie dieselben, und dann bete sie auch zugleich recht herzlich für die liebe Dichterin um Segen und alles mögliche Gute. „O, ich möchte auch so gerne recht gut werden!" fügt sie in treuherziger Begeisterung hinzu.

Welche Freude und Überraschung für sie, die im stillen Verehrte nun von Angesicht kennen zu lernen! Der sanften, liebevollen „Appel" schlug das Herz vor freudiger Erregung, als sie der Sängerin der ihr so teuer gewordenen Lieder entgegenging — ein ihr unvergeßlicher Augenblick. Viele Jahre später, als Luisens Lieder gedruckt erschienen, gedachte sie dieser ersten Begrüßung und bemerkte dazu: „Ich fühle noch den Schrecken in den Gliedern, als Brentano Dich zwischen den Hecken von Holtwick als die Dichterin dieser Lieder mir vorstellte. Mir haben sie viel genützt! — und jetzt noch sind sie mir Hilfe und Trost in Ängsten und Betrübnissen! Gott vergelte alles!"[1]

Luise verbrachte ein paar glückliche Tage in Haus Horst, und die gute Apollonia begleitete sie dann nach Dülmen zurück unter das Dach der von der gesamten Familie Diepenbrock gleich hochverehrten A. Katharina Emmerich.

Hier schlossen die beiden jugendlichen, von reiner Gottesliebe flammenden Seelen einen Herzensbund, wie er reiner und selbstloser nie geschlossen worden, ein Herzensbund, der sie in tausend Erfahrungen und Begegnissen des Lebens stärkend erquickte und durch einen Zeitraum von mehr als sechzig Jahren seine wurzelfeste Kraft bewährte.

---

[1] Aus Regensburg, 5. März 1869.

Die um anderthalb Jahre jüngere Apollonia war schlichter, stiller, einfacher, an Wissen und Welterfahrung der neugewonnenen Freundin nachstehend, aber in ihrem Wesen ruhiger, sicherer, als diese damals noch war, eine Kindesnatur voll Taubeneinfalt und von spiegelklarer Seelengüte. Brentano, der sie wie ein Bruder liebte und sie in seinen Briefen trefflich charakterisiert, meinte, für Luise könnte ein längerer Umgang mit dieser harmonisch friedlichen Natur von wohltätiger Wirkung sein. „Es wäre gut, wenn Du bei Appel wärest; auch die Emmerich sagt, Du könntest viel von Appel lernen", schreibt er ihr nach Sondermühlen. „Sie ist sehr vortrefflich, sehr rein, sehr ernst und fromm, sehr geprüft, sehr demütig und treu und kindlich empfangend. Sie bewahrt Heiligtümer wie ein Tabernakel." Dazu die echt Brentanosche Nachschrift: „Ich habe der Appel Dein altes Porstisches Gesangbuch mitgegeben; sie geht allen Deinen Eselsohren, Nadelstichen und Bleifederstrichen nach. Sie hat die Lieder recht lieb und auch Dich." [1]

Wenn Brentano von Dülmen nach dem Diepenbrockschen Gute kam, hatte er immer seine stille Freude an der unbewußten Lieblichkeit dieser aufblühenden Kinderseele[2], und widmete ihr, die ihm so vertrauend entgegenkam, manchen Augenblick wohlwollender Belehrung und Aufmunterung. Bei einem solchen Besuche gab sie einmal dem Dichter Anlaß und Stoff zu einem seiner tiefsinnigen Kinderlieder. Apollonia erzählt ihrer Freundin Luise darüber[3]:

„Seit einigen Tagen schenkt uns der gute Brentano die Freude seines Besuchs; er ist mir gut, ich weiß aber nicht weswegen. Doch Gott hat's so gefügt. Um mir Freude zu

[1] Dülmen, 22. Oktober 1821.

[2] Vgl. weitere Äußerungen über sie in Brentanos Gesammelten Briefen II 5 u. 7.

[3] Horst, 27. April 1822.

machen, sagte er, ich solle ihm einen Gegenstand angeben, darüber wolle er mir ein Gedicht machen. Damit ging es nun ganz sonderbar. Der kleine Aloys stand gerade neben mir, als er dieses sagte. Schon oft fühlte ich, daß ich gegen die Kinder, deren wir oft viele im Hause haben, nicht liebreich genug bin und mich ungern mit ihnen abgebe; ihnen etwas zu erzählen, sie zu erfreuen oder sie lange um mich zu haben, ist mir oft so lästig, daß ich darüber verdrießlich werde; so gern möchte ich diesen Fehler bessern! Kaum hatte er es gesagt, da fiel mir gleich ein, er solle mir den Wert eines Kindes, wie Jesus die Kinder liebte, und wie wir auf sie wirken können usw., darstellen. Vielleicht ist es ihm eine unangenehme Aufgabe, er tut es aber wohl Gott zuliebe, ich will ihn recht darum bitten, denn es ist zu meinem Besten. Es war mir nicht möglich, nur mal an einen andern Gegenstand zu denken; ich glaube, Gott hat es so eingegeben. Ist's ihm nicht lästig, und ich erhalte es, dann teile ich's Dir mit."

So die gute Appel. Aus dem Jahre 1822, von dem dieser Vorgang und dessen Bericht datiert, stammt das wunderbar liebliche, in viele Sammlungen aufgenommene, große (20strophige) Gedicht: „Ermunterung zur Kinderliebe und zum Kindersinne", mit dem Anfang: „Wer ist ärmer als ein Kind", und dem Kehrreim: „Wer dies einmal je empfunden, Ist den Kindern durch das Jesuskind verbunden." Die vorletzte Strophe nimmt in Brentanoscher Weise eine persönliche Wendung und deutet auf den Anlaß hin:

„Dieses Lied ist für ein Kind,
Das noch nie ein Kind betrübet,
Und aus Jesu Liebe sinnt,
Ob es Kinderliebe übet.
Dieses Lied ist für ein Kind,
Und weil solches es empfunden,
Ist's den Kindern durch das Jesuskind verbunden."

Daß aber auch Luise Hensel nicht nur in Dülmen, sondern im gesamten Familienkreise der Diepenbrocks in gutem Andenken fortlebte, vernahm sie aus den Berichten Brentanos wiederholt. „Ich war vor einigen Wochen", schreibt er[1], „in Bocholt. Die Töchter und Vater lassen Dich grüßen. Du bist durch Deine Lieder den guten Mädchen von einem lebendigen Wert geworden. Appel, die fromme, treue, demütige, sich still besiegende, ungemein harmonische Appel, hat zu einer ganzen Reihe Deiner Lieder äußerst rührende Weisen erfühlt und sang mir sie mit Lisette zweistimmig, als ich sehr betrübt war, so bescheiden, gütig, ernst und tröstend vor, daß ich Dir, ihr und auch meinem Interesse an Dir einen versöhnend bewegten Dank wußte. Ich hatte ein lebendiges Rückgefühl, einen sehr rührenden Gefühlsrückblick in mein Herz, da Du mir am Christabend diese Lieder zuerst lasest; und eine ganze Reihe von Gipfeln in meinem Umgang mit Dir lagen mir plötzlich von einem Sonnenstrahl beleuchtet. Ich dankte Dir herzlich, und auch den Kindern, und sie dankten Dir auch herzlich, denn Du hast ihnen in ihrer Armut und Demut viel damit gegeben."

Die erquickenden Eindrücke des friedlichen Lebens in Holtwick und der trostvollen Stunden am Bette der Kranken zu Dülmen begleiteten die Reisende auf der weiten Fahrt. „Es ist mir, als hätte ich geträumt, daß ich bei jener heiligen Seele war — mein Gott, wie war ich so glücklich bei ihr und mit Appel!" vermerkt Luise bei ihrer Ankunft in Dresden am 23. Mai ins Tagebuch.

In Dresden erwartete sie den Wagen der Gräfin Stolberg, der sie nach Brauna abholen sollte. Die mehrtägige Pause, die ihr in der sächsischen Hauptstadt gegönnt ward, verschaffte ihr unter andern die Bekanntschaft mit der Fa-

[1] Brieffragment aus dem Jahre 1822.

milie des Dichters Ludwig Tieck, insbesondere der älteren Tochter Dorothea, deren Freundschaft sie als schönsten Gewinn und Zuwachs für ihr inneres Leben davontrug. Zwei verwandte Seelen hatten sich hier in raschem Verständnis gefunden.

Ein merkwürdiges Wesen, diese mit allen Gaben des Geistes und Gemütes ausgestattete Dorothea! Die echte Tochter des poetischen Vaters, hatte sie an dessen Dichtungen und im anregenden Umgang der romantischen Freunde und Genossen sich herangebildet. Mit der frischen Teilnahme der Jugend verfolgte sie des Vaters literarische Tätigkeit und wurde bald die Genossin seiner Studien. „Unter seiner Anleitung lernte sie die neueren Sprachen kennen und ihre Dichter lieben. Schon vor dem zwanzigsten Lebensjahre war sie mit Shakespeare und Calderon vertraut. Von den neueren Sprachen ging sie auf die alten zurück und gewann einen reichen Schatz von Kenntnissen, die man Gelehrsamkeit nennen konnte. Die Homerischen Gedichte und den Virgil, die griechischen Tragiker und den Horaz, den Herodot und den Livius las sie, und nicht einmal, sondern zu wiederholten Malen. Es war keine Neugier, kein gewöhnlicher Dilettantismus; eine Zeitlang lebte sie in diesen Schriftstellern und suchte sich mit dem antiken Charakter vertraut zu machen. Aber sorgfältig verbarg sie diese Studien, kein Fremder hätte eine Ahnung haben dürfen. Alles Prunken mit Kenntnissen, alles, was als moderne Emanzipation hätte gedeutet werden können, haßte sie in tiefster Stille. Nur die vertrautesten Freunde wußten darum, allen andern wollte sie eine Frau sein, die sich durch nichts über das hergebrachte weibliche Dasein erhebe. Mit demselben Eifer unterzog sie sich daher auch den kleinen weiblichen Arbeiten. Dennoch konnte sich eine so eigentümliche Erscheinung nicht verleugnen, selbst wenn sie es wollte. Die Art ihres Seins war nicht die gewöhnliche."

— Denn früh hatte sie gelernt, von der Oberfläche des Lebens in die dunkeln Tiefen desselben zu schauen. „Nicht allein ein Teil des Talentes und der schnellen Auffassungskraft des Vaters war auf sie übergegangen, sie war auch Erbin seines Tiefsinns und seiner Schwermut. Wie reich ihr Leben nach einer Seite hin ausgestattet war, immer vermochte sie es nur mit dem Blicke des Ernstes zu betrachten. Und dieser Blick war schärfer für die schneidenden Kontraste, welche das Auge verwunden, als für die helleren wohltuenden Farben."[1]

An störenden Kontrasten aber fehlte es im eigenen Hause nicht. Schon als Kind war sie mit der geliebten Mutter in die katholische Kirche eingetreten, in deren Heiligtum sie Trost und Frieden fand, während der Vater, der zu Rom ebenfalls übergetreten war, später wieder abtrünnig geworden oder, wie Dorothea sich ausdrückt, „von der betretenen Bahn, zu der ihn Gottes Erleuchtung führte, wieder abgewichen war". Bei der Innigkeit, womit sie ihren Glauben erfaßte, bei der kindlichen Liebe, womit sie ihren Vater trotz seiner eigentümlichen Extravaganzen und der Widersprüche in seiner Natur verehrte, mußte dieser innere Zwiespalt sie tief berühren und um so empfindlicher treffen, je weniger er ausgesprochen wurde. Sie zog sich daher, so gut es anging, mit den Jahren mehr und mehr auf sich selbst zurück, und mitten in dem großen gesellschaftlichen Leben, das die Räume des väterlichen Hauses in Dresden erfüllte und die geistvolle Tochter des gefeierten Dichters und Vorlesers mit Glanz übergoß, beherrschte sie die Sehnsucht nach der Stille der Einsamkeit und beschaulicher Sammlung.

An den Abenden, wo ihr Vater eine seiner berühmten Dramenvorlesungen hielt, war Dorothea gewöhnlich an-

[1] Rudolf Köpke, Ludwig Tieck II, Leipzig 1855, 283 ff.

wesend, und ihre bedeutende Erscheinung verfehlte auch auf die geistig Vornehmsten den Eindruck nicht. Keiner dieser literarischen Gäste gedenkt in seinen Erinnerungen solcher Tieck-Abende, ohne der Tochter ein Wort der Hochachtung oder der Bewunderung zu widmen. Die Dichter Immermann, Friedr. v. Uechtritz, Graf Löben, v. d. Malsburg, Just. Kerner, Ingemann verleihen ihr die höchsten Prädikate. Holtei, der selbst einmal in Tiecks Hause eine Vorlesung eigener dramatischer Dichtungen hielt, nennt sie eine unbestechliche Richterin. Der schwedische Dichter Atterbom glaubt ihr das höchste Lob zu zollen, indem er sagt: „Sie war körperlich und geistig ein schönes Mädchen; schade, daß sie keine Schwedin ist!“

Wie eine Sibylle blickte sie in dieses Treiben, das ihre Seele nicht auszufüllen vermochte, das sie gleichsam nur äußerlich berührte wie die anschlagenden Uferwellen eines bewegten Sees. In ihrem Glauben, den sie mit der Glut einer feurigen Natur auch betätigte, fand ihr tiefreligiöses Gemüt allein ein volles Genügen.

Gleich der frommen Liederdichterin aus Linum war auch Dorothea poetisch begabt; sie hatte vom Geist des Vaters geerbt. Aber in ihrer strengen Bescheidenheit hielt sie sich wohl zum Nachbilden, nicht zu eigenen dichterischen Schöpfungen befähigt; sie wollte nur reproduktiv ihre Kraft verwerten. Als Tieck die Fortsetzung des Schlegelschen Shakespeare übernahm, führte sie einen großen Teil derselben, teils selbständig teils mithelfend, aus. Sechs Dramen des großen englischen Dichters sind von Dorothea Tieck übersetzt, nämlich: Macbeth, Coriolan, Cymbeline, Timon von Athen, die beiden Veroneser und das Wintermärchen. Tiecks Dresdener Freund, Hermann Freiherr v. Friesen, bekennt in seinen Erinnerungen, der „ausgezeichneten Gaben und Fähigkeiten“ Dorotheens gedenkend: „Auch ihrer Tiefe und Gediegenheit der Anschau-

ungen habe ich manche Erleuchtung und Belehrung zu verdanken, wiewohl die Stille, mit der sie sich in der Regel in sich selbst zurückzuziehen liebte, einen vertraulichen Austausch der Gedanken nur selten gestattete." [1]

Letzteres bezieht sich jedoch auf eine spätere Zeit. Dorothea Tieck (geb. 26. März 1799) stand in ihrem 22. Lebensjahr, als sie Luise Hensel kennen lernte. So flüchtig auch dieses erste Zusammensein war, die wenigen Stunden und Tage genügten, um ihre Herzen aneinander zu schließen. Die sonst so schwer aus sich heraustretende Dorothea war es, welche zuerst dem Wunsche Ausdruck gab, die Erinnerung an die vorübergehende Begegnung brieflich zu erneuern und dauernd festzuhalten.

„Die wenigen Stunden", schrieb sie der neugewonnenen Freundin, „in denen ich die Freude hatte, Sie zu sehen, haben einen solchen Eindruck auf mich gemacht, und ich beschäftige mich so oft mit Ihnen und Ihrem Schicksal, daß es mir zuweilen scheint, als könne ich mir dadurch ein Recht an Ihre Teilnahme und Liebe erwerben." Ein längerer Besuch des Malers Wilhelm Hensel, der ein halbes Jahr später (im Dezember 1821) zu zweimonatlichem Aufenthalt nach Dresden kam, bot den erwünschten Anstoß, die Korrespondenz in raschen Fluß zu bringen. „Dorothea hat mir einen recht lieben Brief geschrieben", meldete Luise Hensel ihrem Bruder nach Berlin am 16. Juli 1822, „ich habe mich recht gefreut; ich habe sie gleich sehr liebgewonnen, und ich glaube, daß ihr Weg nicht leicht war, denn was ich von ihrem Vater, und überhaupt von der Erziehungsweise ihrer Eltern gehört habe, erfüllt mich mit Achtung für — die Kinder."

---

[1] H. Frhr. v. Friesen, Ludwig Tieck. Erinnerungen eines alten Freundes aus den Jahren 1825—1842 I 8; vgl. auch 12.

Schon nach den zwei ersten Briefen hat sich das anfängliche „Sie" in ein trauliches „Du" verwandelt. Die Gemeinsamkeit der religiösen Richtung stärkte und vertiefte das Vertrauen. Die schlicht wahrhaftige Dorothea erschließt der neuen Freundin mit einer Offenheit wie gegen wenig andere Menschen ihr Herz, und jedes Lebenszeichen von dieser diente ihr zur Erquickung. „Ich kann Dich versichern, daß Deine Liebe und jedes Wort von Dir mir ein Trost und eine wahre Freude ist", schreibt sie einmal, und ein andermal: „Keines Menschen Worte tun mir so wohl als die Deinigen, jedes geht mir zu Herzen, weil es aus dem Herzen kommt. Ich kenne niemand als Dich, dessen Art zu empfinden so mit der meinigen zusammenstimmt, und das ist die Hauptsache; ehe wir einen Menschen nicht ganz verstehen, können wir ihm nichts sagen, was ihm nutzt."

Mit Luise Hensel teilte Dorothea das fortwährende lebendige Verlangen nach einem ernsten, geregelten, ihr Herz ausfüllenden Beruf: dies wäre aber nach ihrer Überzeugung der klösterliche gewesen, eine Überzeugung, die sie bis in ihre letzten Lebensjahre festhielt. „Seit meiner ersten Jugend" — schreibt sie noch am 30. Dezember 1836 — „war es doch meine Bestimmung, ins Kloster zu gehen, und hätte ich es mit der Einwilligung meiner Eltern tun können, so hätte mich nichts davon abgehalten. Es hat mich schwere Kämpfe gekostet, mein Gewissen über diesen Punkt zu beruhigen." Von einer gleichen Überzeugung war auch Luise Hensel beseelt.

Selbst im Äußeren wollte Maler Hensel zwischen beiden Mädchen Ähnlichkeit entdecken. „Dorothea Tieck", schreibt er seiner Schwester, „scheint ein tiefes, herrliches Wesen und hat eine merkwürdige Ähnlichkeit im oberen Teil des Gesichts mit Dir. Auch manches, was sie spricht, ist beinahe als ob Du es sagtest. Sie hat Dich sehr lieb." — Und einige Wochen später wiederum: „Möcht' ich Euch beide

zusammen sehen und hören können; denn immer mehr sind' ich ähnliche Seiten in Wesen und Wort." [1]

Um eine kostbare Freundschaft reicher verließ Luise Hensel Dresden, als sie nach dem gräflichen Schlosse zu Brauna in der Niederlausitz sich aufmachte. Der Wagen, der ihr von dort entgegengeschickt wurde, brachte folgende herzliche Zeilen von der Gräfin zum Willkomm mit, die ihr den Eintritt in die neue, fremde Welt erleichtern sollten:

„Brauna, den 24. Mai 1821. Aus dem innersten treuen Herzen rufe ich Ihnen Willkommen zu, meine geliebte Luise. Erst diesen Morgen erhielt ich den Brief meines Sohnes[2] mit der Nachricht, daß Sie die Pferde heute in Dresden wünschten; ich konnte sie also nicht eher schicken. Kindliche Herzen kommen Ihnen in Liebe entgegen, möge es Ihnen wohl in unserem stillen Kreise werden, und Gott unsere Gemüter in immer wachsender wahrer herzlicher Liebe vereinigen. — Er allein kann es, und von ihm allein suche ich es zu erbitten. Sind wir treu und demütig, eignen uns nicht zu, was doch nur ihm gehört, so gibt er uns auch seine Liebe, seinen Frieden. Ich freue mich herzlich auf Sie, meine liebe, liebe Luise.

Sie finden bei uns Mlle. Eule aus Dresden, die aus Freundschaft und Liebe für einige meiner Freunde und Verwandten sich entschlossen hat, für den Sommer zu mir zu kommen, weil ich so sehr hilfsbedürftig war, noch mehr für meine Töchter als für mich — sie ist protestantisch, aber innig, fromm abgeschieden, und mir zum Umgang mit meinen Töchtern lieber als eine seichte weltliche Katholikin; sie ist uns allen in den drei Wochen ihres Hierseins lieb geworden

[1] Aus Dresden, 19. Dezember 1821 und 3. Januar 1822.

[2] Vermutlich Cajus Stolberg, den Luise, der Weisung der Gräfin zufolge, in Leipzig aufsuchen sollte.

und wird es Ihnen auch werden, wie Sie ihr. Unser kleiner Kreis besteht also nun aus sechs Seelen; möge Gott uns alle, mich die ältere, und die lieben fünf kindlicheren unschuldigen Seelen, durch seine Liebe heiligen! Seine Gnade sei mit uns.

Ihre S. Stolberg."

Nachdem Luise Hensel ungefähr einen Monat in Brauna geweilt und sich mit den Verhältnissen und Personen vertraut gemacht hatte, trat sie noch einmal eine Reise an, um endlich einem Herzensbedürfnisse zu genügen. Von der Niederlausitz aus war ja Schlesien so leicht zu erreichen, und in Schlesien, auf Schloß Scheibe bei Glatz, lebte seit etwa einem halben Jahre ihre Mutter.

Frau Hensel war mit ihrer jüngsten Tochter Wilhelmine und den beiden Enkelkindern (Rochs) von Berlin dahin übergesiedelt, um mit ihrer an den Major v. Gontard daselbst verheirateten Schwester zusammenzuleben: die Umstände fügten es, daß sie ein reichliches Jahrzehnt in Schloß Scheibe verbrachte. Diesem Ziele galt die Fahrt Luisens. Die Sehnsucht nach dem Wiedersehen war auf beiden Seiten groß. Denn seit die Mutter mit dem Übertritt der Tochter bekannt und ausgesöhnt war, konnte sie den Tag kaum erwarten, wo sie das geliebte Kind wieder in die mütterlichen Arme schließen durfte. Wie beruhigt und getröstet empfing sie nun jede Kunde, die sie von ihrer Luise erhielt! Wie überströmend von Liebe sind alle brieflichen Grüße und Zurufe an die ferne Tochter! „Segne Dich Gott für alles, was Du mir bist, meine gute Luise!" schloß noch ihr letzter Brief.

Am 7. Juli traf die lang Erwartete in Scheibe ein. Vier stille, friedliche Wochen verlebte Luise hier in glücklicher und beglückender Vereinigung mit den Ihrigen. Im Tagebuch, das nur religiösen Empfindungen, der Vereinigung mit dem Heiland im Sakramente gewidmet ist, sucht man

vergeblich nach Einzelheiten über diesen Aufenthalt. Daß aber der schlesische Besuch alle Schatten und Besorgnisse, wenn solche etwa noch vorhanden waren, vollends ausgeglichen, und Mutter und Schwester noch lange von der Erinnerung der selig verlebten Stunden zehrten, erhellt aus Briefen der beiden letzteren.

„Ach, es war doch eine recht schöne stille Zeit", heißt es in einem Briefchen der neunzehnjährigen Minna. „Nicht wahr, liebe Schwester, auch Du erinnerst Dich gern derselben? Wie wir so traulich in der friedlichen, grün umrankten Laube saßen, wie wir uns des zarten Baues der Kräuter und Blumen erfreuten, wie uns die Tage bei fleißiger Arbeit und freundlichen Gesprächen so schnell entflohen, wie wir uns nach vollbrachtem Tagewerk bei einem kurzen Spaziergange der lieblichen Gegend erfreuten. Ach, werde ich Dir jemals wieder so nahe sein? Du liebe, seelenliebe Schwester!"

Und die Mutter Hensel, die ganz besonders gern Erinnerungstage feierte, begann am 7. Juli 1822, dem Jahrestag von Luisens Ankunft in Scheibe, ihr Schreiben mit den Worten: „Meine teure, herzinnig geliebte Luise! Diesen Tag kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen, mein Herz ist so voll, so bewegt, ich muß ihm Luft machen. Ob auch Du wohl heute mein gedenkst? Ach, heut vor einem Jahre, wie glücklich war ich da! Da drückte ich nach jahrelanger schmerzhafter Trennung mein geliebtes Kind an die bewegte Mutterbrust und wähnte unter Seligen zu sein. . . . Ja, ich war sehr glücklich, Dich, Du teure Tochter, wiederzusehen; edel und gesund und liebevoll lagst Du an meinem Herzen, und Dein freundliches Gesicht lächelte mir wieder wie in den glücklichen Tagen unseres Beisammenseins. — Nun, ich will den übrigen Teil des Tages dazu anwenden, mir Dein liebes, freundliches Bild so recht lebendig vorzustellen, wie Du so sanft, so liebevoll die alte Mutter behandeltest, und den

schönen Tag nur dem Gedanken an Dich widmen. Wo mag mein Grüßen Dich wohl heute finden? Gott sei mit Dir, wo Du auch sein magst; meine Wünsche, meine Gebete begleiten Dich täglich, Dich und Dein holdes Kind, dem Du so treu die verlorne Mutter zu ersetzen suchst."

Beim Scheiden nahm Luise den kleinen Rudolf, ihren nun fünfjährigen Neffen, mit sich, ihrem Versprechen gemäß entschlossen, das Werk der Erziehung nunmehr selber in die Hand zu nehmen.

12. In Sondermühlen.

(1821—1823.)

Gräfin Stolberg und ihre Töchter. Ein Besuch in Dülmen. Ida Trost.

Am 15. August befand sich Luise wieder bei der gräflichen Familie in Brauna, um nach einer kurzen Pause von zwei Wochen dieselbe von dort nach Westfalen zurück zu begleiten. Zu Anfang September verließ die Gräfin Stolberg ihr sächsisches Stammgut und zog an ihren gewöhnlichen Wohnsitz, nach Sondermühlen, zurück. Das hannoversche Domanialgut Sondermühlen liegt eine Stunde von Melle entfernt. Hier, und abwechselnd auf benachbarten westfälischen Gütern, wo Verwandte der Gräfin wohnten[1], verbrachte Luise die nächsten zwei Jahre in stiller Abgeschiedenheit.

Der neue Kreis, in dem der liebevolle Geist des verewigten Dichters noch fortlebte, war ihr bald heimisch geworden. Das geheiligte Andenken des kaum zwei Jahre zuvor heimgegangenen Grafen verbreitete eine gewisse Weihe über den Ton und die Stimmung im Hause. Als letztes Vermächtnis seines Herzens und Geistes galt sein „Büchlein

[1] Schon auf der Rückreise hatte die Gräfin mit ihr Wernigerode und Schloß Söder besucht. S. Tagebuch 276 277.

von der Liebe", und der durchwaltende Geist dieses Büchleins blieb der Leitstern in der Lebensordnung der Hinterbliebenen. In der Gräfin persönlich hatte Luise gefunden, was ihr Herz so sehr bedurfte, eine edle, verständnisvolle, wahrhaft mütterliche Freundin.

„Die Gräfin ist mir immer mehr geworden", schreibt sie nach Abfluß des ersten Jahres ihrem Bruder[1]. „Dies fühlte ich schon in den ersten Stunden ihrer Bekanntschaft, darum sagte ich ihr gleich mit (freilich sehr unartiger) Offenherzigkeit, da ich doch, des Kindes wegen, nicht lange bei ihr bleiben, ihr und ihren Kindern gewiß auch wenig Hilfe sein könnte, ob es nicht besser wäre, wenn ich von ihr ginge, ehe mein Herz an dem ihrigen recht warm geworden wäre. Sie verzieh mir das, wie vieles seitdem; und ich segne jetzt die Zeit meines Bleibens bei ihr, und muß ich sie auch [einst] mit dem bittersten Schmerz der Trennung bezahlen. Wenn Du diese Frau erst kennst[2], so wirst Du, mein guter, geliebter Bruder, gewiß ganz ruhig über mein Geschick sein, solange ich in ihrem Hause bin. . . . Ich kann Dir nichts anderes über mein Verhältnis hier [sagen] als was Du schon längst weißt: ich werde mit der zartesten Liebe behandelt, und meine kleinen Dienste werden so freundlich aufgenommen, daß es mich oft zu Tränen rührt." — In ihrer großen Demut hielt sie sich oft „der Liebe und des Umgangs dieser Herzen unwert", und in solcher Stimmung äußert sie gegen den Bruder, der sie wie einen Engel verehrte: im übrigen drücke sie nichts in diesem Verhältnis als ihre eigene Fehlerhaftigkeit.

Von den drei Töchtern der Gräfin, welche noch zu Hause sich befanden, waren zwei schon fast erwachsen, als Luise zu ihnen kam. Maria Theresia (geb. 2. Dezember 1805) zählte

[1] Sondermühlen, 4. Juni 1822.

[2] Wilhelm Hensel hatte der Schwester einen Besuch in Sondermühlen verheißen.

16, Amalia (geb. 12. April 1807) 14 Jahre; die jüngste, Paula, war 11 Jahre alt. Um so mehr konnte Luise ihr Augenmerk der Erziehung ihres Pflegesohnes zuwenden, dessen rasche geistige Entwicklung ihr fast Sorge machte. „An Rudolf", schreibt sie ihrer Berliner Freundin[1], „habe ich Freude und Sorge, wie ja das bei Kindern immer ist. Rudolf hat außerordentliche Gaben an Verstand, Gedächtnis und Urteil, auch Lust zum Lernen; aber sehr viel Egoismus, Ungeduld und Weichlichkeit; er wird viel zu kämpfen haben — Gott gebe, daß er treu kämpft, so wird er auch herrlich siegen. Jetzt ist er schwerer zu erziehen als gewöhnliche Kinder; er spielt wenig und selten mit Interesse, liest und lernt aber für sein Alter unbegreiflich gern; er hat wenig Kindliches und ist ernst und aufmerksam bei Gesprächen Erwachsener; es ist schwer, ihn mit andern Kindern in Gemeinschaft zu bringen, weil er gleich weint und sich absondert. Doch was mich, nächst dem Vertrauen auf Gott, tröstet, ist seine Freude am Gebet und sein Ernst in Hinsicht aller religiösen Dinge[2]. Bete doch für ihn — es ist ja eine erlöste Seele, ein Hauch Gottes, ein Ebenbild Gottes. O, daß es uns doch immer recht lebendig vor Augen stände, was unsere Seele ist!"

Zeitweilige Ausflüge und Besuche auf den Gütern Stolbergscher Familienglieder — zu Brinke, Tatenhausen, Söder — unterbrachen auf Tage oder Wochen das gewohnte Stillleben in Sondermühlen. Auf einer dieser Fahrten entstand das anmutige Lied von „den lieben Bäumen", worin sie die Birke als ihren Liebling preist[3]. Am häufigsten wurde das eine Meile von Sondermühlen entfernte Brinke aufgesucht, der Wohnsitz des mit Stolbergs Tochter Julia (seit 1812) verehelichten Grafen Xaver v. Schmising-Kerssenbrock. Hier

[1] Sondermühlen, 10. November 1822. An Emilie Piaste.
[2] Vgl. ähnliche Äußerungen im Tagebuch 291.
[3] Lieder[4] 127.

weilte sie im Oktober 1821, im Mai und Dezember 1822 und wieder im Mai 1823. Im Schatten der schönen Bäume dieses Schlosses sang die geistliche Nachtigall (am 7. Oktober 1821) jenes liebeselige:

„Auf allen Blättern steht geschrieben,
Wie wundergut der Vater ist" ꝛc. (Ged. S. 182.)

Im Sommer 1822 verbrachte Luise mehrere Wochen in Schloß Söder bei Hildesheim, wo ein Sohn der Gräfin Stolberg, Andreas, begütert, aber seit wenigen Monden verwitwet war. Von dort berichtet sie ihrer Freundin in Berlin[1]: „Ich bin Dir, meine liebe, traute Emilie, hier in Söder um ungefähr 33 Stunden näher als in Sondermühlen; die Gräfin reiste mit mir und den Kindern hierher zu ihrem seit Weihnachten verwitweten Sohn, und jetzt, nachdem wir drei Wochen hier gewesen sind, reisen wir, so Gott will, übermorgen wieder ab. Dies Schloß hat eine ganz wunderschöne Lage, ist auch an sich sehr prächtig und wird durch eine Gemäldegalerie, welche viel Fremde herbeilockt, geziert[2]. „Aber" — fügt sie bei — „es ist ja überall schön auf Erden, denn überall ist Gott." Und an ihren Bruder schreibt sie vom selben Ort[3]: „Mir ist es recht eigen, hier in dem schönen, blumenreichen Garten umherzugehen, wo ich vor dreiviertel Jahr die liebenswürdige, damals schon langsam hinsterbende Gräfin[4] wandeln sah. Die Blumen blühen wieder so fröhlich wie damals — aber ihre Spur ist

[1] Schloß Söder, den 19. Juli 1822. An Emilie Piaste.

[2] Schon Freiherr v. Rumohr, der im Anfang des (19.) Jahrhunderts nach Söder kam, erfreute sich an den „kostbaren Ruisdaels dieser Sammlung" und „studierte eifrig den kleinen Correggio, eine Madonna". C. F. v. Rumohr, Drei Reisen nach Italien, Leipzig 1832, 6.

[3] Söder, den 16. Juli 1822.

[4] Philippine geb. Gräfin v. Brabeck, seit 1817 mit Graf Andreas Stolberg vermählt.

im Sande nicht mehr zu finden, und nur der schwarze Flor am Arme des Grafen erinnert Gleichgültige an ihr Scheiden. O, lieber Wilhelm, es ist doch wahrlich bald um ein Leben geschehen — ich freue mich auf meine letzten Stunden, durch Gottes Barmherzigkeit werden sie ja selig sein; ich habe darum auch die Litanei vom guten Tode (welche ich Dir in das Büchlein geschrieben habe) so gern; auch der selige Graf Stolberg hat sie ganz besonders gern gebetet. Brentano hat sie mir aus dem Französischen übersetzt, als ich das letzte Mal in Dülmen war."

Dülmen! Noch besaß das Wort seinen alten Zauberklang für sie, denn noch lebte ja die Augustinernonne daselbst, die fromme, mit den Wundmalen bezeichnete Kreuzträgerin. Im März 1822 erhielt Luise von der Gräfin Stolberg, welche Katharina Emmerich gleichfalls sehr verehrte, die Erlaubnis, diese auf etliche Tage zu besuchen und der Leidenden im Hauswesen einige Dienste zu leisten. „Sie hatte nämlich" — heißt es in Luisens ungedruckten Aufzeichnungen — „Mangel an Wäsche, da sie alles weggegeben, und ließ mir nun durch Kl[emens] schreiben: ich möge doch kommen, um ihr einiges zu nähen, was mir natürlich eine ungemeine Freude war[1]. In diesen Tagen erlebte ich am meisten bei ihr, und sie überhäufte mich ganz mit Beweisen von Liebe, sagte mir auch viel Erbauliches und Prophetisches."

Luise Hensel verbrachte die meiste Zeit an ihrem Bette sitzend und nähend, und war glücklich, wenn sie der Kranken irgend eine Handreichung oder Erleichterung verschaffen konnte.

---

[1] Luisens Antwort an Brentano vom 7. März 1822 besagt, daß sie Montag den 11. d. M. oder den Tag darauf nach Münster reise, dort einen Tag bleiben und dann den folgenden Tag nach Dülmen kommen werde. In Dülmen dürfe sie drei, höchstens vier Tage bleiben. Im Tagebuch findet sich ein Eintrag aus Dülmen vom 16. März.

„In diesen Tagen hatte ich sie auf Wunsch ihres Arztes (Dr Wesener) einigemal mit gewärmtem Wein gewaschen; es war dies eine sehr schwierige Sache wegen der gar nicht zu beschreibenden Magerkeit. Ihre feinen Knochen waren von weißer durchsichtiger Haut umgeben, die so weit war, daß die leichten Gebeine fast schlotterten. Man sah alle Sehnen und Adern durch die feine Haut. Von Muskelfleisch war keine Spur zu sehen, weshalb jede Bewegung bei ihr ein Wunder war." „Beim Umbetten hielt ich sie auch wohl auf dem Schoß oder Arm, und fand sie immer fast ganz gewichtlos. Im Gesicht bemerkte man ihre große Magerkeit nicht. Sie hatte keine eingefallenen Wangen und keine Falten."

„In Hinsicht des äußerlich bequemen Lebens, das ich mir in meinen damaligen Verhältnissen gefallen lassen mußte, sagte sie mir: ich solle mich wie ein kleines willenloses Kind von einem Arm auf den andern nehmen lassen. Sie überhäufte mich ganz mit Liebe und konnte gar nicht aufhören, mich zu beschenken. . . . Sie glaubte damals, bald zu sterben, was mir das Scheiden von ihr unsäglich schwer machte; doch riefen mich meine Pflichten nach Sondermühlen zurück. Sie dankte mir noch so zärtlich, daß ich gekommen, lachte noch; ich durfte sie waschen; sie nannte mich bald ihr Kind bald Schwester. Dann war sie wieder mit dem hl. Joseph, mit Engeln und der Mutter Gottes beschäftigt und sagte: ‚O, ihr macht es so schön, daß ich den Abschied nicht fühlen soll.' — Ich bat um ihren Segen. Sie segnete meine Stirn, Augen, Mund, Ohren und Brust und sprach dazu flüsternd einiges, was ich nicht verstand; als sie meine Schultern segnete, sprach sie vernehmlich: ‚Sie mögen stark sein, zu tragen, was er getragen hat.' Dann umarmte sie mich lange. — Ich mußte fort." [1]

[1] Manches gleichlautend mit dem Eintrag im Tagebuch zum 16. März 1822, 294—297.

Diesem Bericht fügt Luise Hensel noch bei: „Im selben Jahr und im darauffolgenden ist mir indessen noch die Freude geworden, sie wenigstens flüchtig besuchen zu können, und ich erfuhr viel Liebe und manches Wunderbare bei ihr. . . ."

Über ihr damaliges Verhältnis zu Brentano gibt eine kleine Stelle Aufschluß, die ohne Zweifel diesem oder dem vorangehenden Jahre angehört:

„Bei einem meiner Besuche [bei der Emmerich], wo sie wünschte, daß ich noch einige Tage länger bleiben möchte und ich ihr das gern zusagte, da ich es möglich machen konnte, daß meine Stelle so lange durch andere vertreten ward, — kam Kl[emens] Br[entano] gerade zu ihr[1] und war unzufrieden darüber, denn sie hatte ihm während dieses mehrtägigen Besuchs wenig oder keine Mitteilungen gemacht. Da legte sie rasch, fast mit Heftigkeit, ihren Arm um meinen Nacken und sagte trotzig: ‚Un ick will nu hebben, sie blist hi. Jck will auk ens 'n Fründin bi mich hebben, un nich alltid met Mannslüe küren.' Natürlich blieb ich, obgleich Klemens es ungern sah und mir später auch einmal aus seinen Papieren die Bemerkung vorlas: daß sich hier eine Lücke in den Erzählungen finde, weil die E. durch ‚mädchenhaftes Geplauder' mit einer jungen Freundin die Zeit verloren hat. Da ihr Wille mein Gesetz war, bin ich noch jetzt nicht geneigt, mir einen Vorwurf über mein längeres Bleiben zu machen."

Übrigens schrieb ihm Luise Hensel nach dem vorerwähnten Besuch, wo sie Brentano viel ruhiger und gesammelter gefunden, am 14. April aus Sondermühlen: „Seitdem ich

[1] „Er pflegte morgens etwa 9—10 Uhr zu ihr zu kommen und auf einem Blättchen mit Bleistift zu notieren, was sie ihm zu erzählen hatte. Ich war mitunter dabei, mit Näherei beschäftigt. Dann schrieb er zu Haus während des Tages ausführlicher auf, was sie erzählt, und kam gegen Abend wieder, es ihr vorzulesen, wo sie dann manches berichtigte."

Sie zum letztenmal gesehen habe, sind Sie mir viel verwandter geworden; ich weiß mich nicht anders auszudrücken, vielleicht verstehen Sie mich." Wie sie das verstanden wissen wollte, besagt ein folgendes Billet vom 19. April 1822: „Ihre Briefe sind mir jetzt viel mehr als sonst, und mir ist, als ob ich Ihnen immer ruhiger und schwesterlicher vertrauen könnte. Was mir einst fremd und drückend in Ihnen erschien, schwindet immer mehr, und ich glaube, ich bin überhaupt aufrichtiger und einfacher geworden, mir wird immer wohler in meinem Verhältnis zu Ihnen, es wird mir immer lieber und Ihre Treue rührt und freut mich mehr als früher, ich nehme sie, wie alles Gute, aus Gottes Hand."

Wenn Luise Hensel bei diesen Reisen mit Vorliebe Münster berührte, so geschah es, laut ihrer eigenen Versicherung, „um Herrn Overberg und Herrn Kellermann ordentlich sprechen zu können", zumal den erstgenannten, den ehrwürdigen Regens, an den ihr die Nonne in Dülmen einmal auch einen Auftrag in Gewissensangelegenheiten anvertraut hatte. Das Wort dieses milden Weisen mit dem „Apostelgesicht, das (nach dem Ausdruck der Gräfin Stolberg) Raffael zum Muster hätte dienen können", übte jederzeit eine heilsam beruhigende und klärende Wirkung auf Luisens Gemüt. Eine Festzeit für ihr geistiges Leben war es vollends, wenn Overberg oder Dechant Kellermann zu einem kürzeren oder längeren Aufenthalt nach Sondermühlen kamen, wie dies bei letztgenanntem im September 1821, bei Overberg im Spätsommer 1822 der Fall war. „Daß wir so glücklich waren", heißt es in einem Brief an Apollonia Diepenbrock[1], „Herrn Overberg und die liebe Frau Hirn[2] einige Zeit hier zu haben, weißt Du,

[1] Sondermühlen, 17. November 1822.

[2] Über Frau Hirn, „eine sehr liebe Frau aus Köln", die sie schon kannte, bemerkte Luise in einem Brief an ihren Bruder

liebes Herz. Mich hat dieser Besuch recht gestärkt; möge er nicht unfruchtbar an mir sein!"

Zu den stillen Freuden, welche in diesen Tagen das geräuschlose Leben Luisens zu Sondermühlen wie Sonnenstrahlen durchleuchteten, gehörte, neben Overbergs und Kellermanns Besuchen, die Vereinigung mit ihrer Cousine Ida Trost, welche zu Anfang des Jahres 1822 in das Haus der Gräfin Stolberg kam.

Eine eigentümliche Fügung waltete auch über dem Lebensgang dieses feurigen, begabten, warmherzigen Mädchens, das mit Luise nicht bloß durch Bluts-, sondern durch Geistesverwandtschaft verbunden war. Ihr Vater, ein Bruder der Frau Hensel, war preußischer Beamter und hatte zur Zeit, als Luise Hensel im Salmschen Hause weilte, eine Anstellung in Düsseldorf, lebte aber dort in sehr beengten und gedrückten Verhältnissen. Ida schloß sich daselbst innig an ihre Cousine an, und die liebevolle, ja begeisterte Verehrung, welche sie derselben lebenslang bewahrte, verleiht der überlieferten Annahme, daß sie von dieser auch den Anstoß zu ihrer späteren Konversion empfangen, hohe Wahrscheinlichkeit. Durch Luise lernte sie Overberg und andere durch Wissen und Wandel ausgezeichnete Geistliche kennen, durch sie kam sie auch in das Haus der fürstlichen Familie zu Salm, wo sie nach Luisens Abgang für kurze Zeit in deren Stelle eintrat.

Fräulein Hensel befand sich etwa ein halbes Jahr bei der Gräfin Stolberg, als sie die Nachricht erhielt, daß Ida gleich ihr der Kirche angehöre. Pater Wüsten meldete ihr dies am 15. November 1821. In seine Hände legte Fräulein

---

(16. Juli 1822): „Sie ist eifrig fromm und echt katholisch und hat für Klöster und Stiftungen viel getan, was in jetziger Zeit nicht leicht ist."

Ida Trost das katholische Glaubensbekenntnis ab, und die fürstliche Familie wohnte ihrem feierlichen Eintritt als Zeuge an. „Fürst Salm und Prinz Konstantin dienten bei der heiligen Messe, die Pater Wüsten las an dem Morgen, wo ich so glücklich war, die erste heilige Kommunion zu empfangen", schreibt sie in einem Briefe an Luise Hensel.

Gräfin Stolberg bot der jugendlichen Konvertitin, als sie Düsseldorf verlassen mußte, ein Asyl in ihrem Hause an, und so kam Ida Trost im Februar 1822 nach Sondermühlen — zur großen Genugtuung Luisens. „Heute ist meine liebe Ida hier angekommen. O Gott! deine Fügungen sind wunderbar. Du kannst und tust ja immer mehr, als wir bitten und verstehen können. Gib mir ein dankbares Herz, das dich preise. Ach, gib mir ein treues, einfältiges Herz! — daß doch ihr und mir ihr Kommen zum Segen gereiche." [1]

Gegen den Sommer begleitete Fräulein Trost eine Tochter der Gräfin Stolberg, Julia Gräfin v. Schmising-Kerssenbrock, auf einer längeren Reise nach Sachsen und Schlesien. Auf dieser Reise berührte sie auch Berlin, wo sie den Maler Wilhelm Hensel wieder sah, der im Juni an die Schwester berichtet: „Ida zu sehen, hat mich recht gefreut; ich habe sie mir auch in mein Stammbuch gezeichnet. Ich habe sie geistig sehr vorteilhaft verändert gefunden. Sehr glücklich habe ich mich auch geschätzt, der Frau Gräfin von Kerssenbrock mich nähern zu dürfen, und ich habe in diesem Glück der Stolbergschen Familie das Glück Deiner Stellung erkannt. Gott sei gelobt, der Dich so schön geführt!"

Im September kam Ida mit der jungen Gräfin von der schlesischen Fahrt wieder in Schloß Brinke an, wohin sich alsbald Luise Hensel zu ihrer Begrüßung begab und eine Reihe schöner Tage an ihrer Seite verlebte. Zwei

[1] Im Tagebuch zum 5. Februar.

Monate später (10. November 1822) schließt die letztere einen Brief an die gemeinsame Freundin Emilie Piaste: „Ida grüßt Dich sehr. Gott hat in dieser Seele recht viel gemildert, gelichtet, gestärkt und begründet."

Das Haus der Familie Stolberg, in dem sie für die nächstfolgenden Jahre ihres Lebens eine Heimat fand, war die beste Schule, um das Werk geistiger Läuterung und Veredlung in der so glücklich begonnenen Weise weiter zu führen.

13. Wiedenbrück.

(1823—1825.)

Abschied von Sondermühlen. Ihre Tätigkeit in Wiedenbrück. Kaplan Hensing.

Zwei Jahre flossen so dahin an der Seite der edeln Gräfin, der Luise nicht nur eine Stütze, sondern, wie fast alle Briefe bezeugen, eine „gottgeschenkte liebe Tochter, Schwester und Freundin" geworden. Schwer mußte ihr darum das Scheiden aus diesem Hause werden, als die Rücksicht auf die weitere Erziehung ihres Pflegesohns die Trennung geboten erscheinen ließ. Diese Zeit schien ihr aber gekommen, als die Gräfin Stolberg im Frühling 1823 für ein ganzes Jahr wieder nach Sachsen zu ziehen sich entschloß. Die Eigenart und rasche Entwicklung des Knaben erforderte nach ihrer Meinung in Bälde eine männliche Erziehung; Luise hielt es darum für ihre Pflicht, an einen Ort zu ziehen, wo eine gute Knabenschule war.

„Die gute Gräfin sah meine Gründe ein, und ich entwarf mit ihr meinen ferneren Lebensplan. Ihre Töchter sind auch ziemlich erwachsen; sie selbst gibt nur der jüngsten [Paula] noch einigen Unterricht. Sie wünschte, daß ich die Zeit, bis ich ins Kloster gehe, noch in ihrer Nähe bleiben möchte, und dies bewog mich mit, dies kleine, fromme Städtchen, wo eine gute Knabenschule für Rudolf und manches

Gute und Schöne ist, das man noch selten in der Welt antrifft, zu wählen." [1]

Dies kleine, fromme Städtchen hieß Wiedenbrück. Ehe Fräulein Hensel für die Wahl des Ortes sich entschied, reiste sie in der zweiten Hälfte des April dahin, um die Verhältnisse und Schuleinrichtungen persönlich in Augenschein zu nehmen. Mit Befriedigung berichtet sie nach der Rückkunft an den Bruder [2]:

„Mir hat dies Städtchen, das flache aber freundliche Umgebungen, und was viel wichtiger ist, viel fromme, sittliche Einwohner und sehr gute Priester hat, von denen ich schon einige kannte, recht gut gefallen. . . . Auf den Gedanken, nach Wiedenbrück zu ziehen, bin ich bloß gekommen, weil mir der Kanonikus Schröder und der Kaplan Hensing, zwei sehr würdige Geistliche, die im vorigen Sommer hier zum Besuch waren, so viel Gutes von diesem Städtchen gesagt haben, und besonders weil die Schule dort so gut sein soll; auch wünschte die Gräfin es sehr, weil Wiedenbrück nur neun Stunden von hier ist. Mir ist die Erde, auf der ich wohne, ziemlich gleichgültig. Für meine kleine Einrichtung in Wiedenbrück will die Gräfin mir sorgen helfen, auch hat Deine Güte ja schon dafür gesorgt, daß ich anfangs ganz ohne Sorgen leben kann; auch ist es in Wiedenbrück sehr wohlfeil, und die Geistlichen dort, wie auch der Bürgermeister mit seiner Frau, welche ich recht lieb gewonnen habe, wollen gern, daß ich einigen jungen Mädchen dort etwas Unterricht geben soll, weil die größeren Mädchen gar keine Gelegenheit haben, sich dort feinere Kenntnisse zu erwerben. Mir ist der Gedanke nicht lieb, ich hätte lieber mit Kindern der armen Klasse zu tun, aber freilich muß ich doch

[1] An Emilie Piaste, 2. August 1824.
[2] Sondermühlen, 26. April 1823.

darauf denken, etwas zu erwerben, und vielleicht bleibt mir noch so viel Zeit, den armen Kindern etwas sein zu können. Die Geistlichen wünschen sehr, daß ich komme; sie erwarten viel mehr von mir, als ich leisten kann. Ich denke, Gott wird mir noch näher zeigen, was ich dort beginnen kann; ich will für ihn leben, er rufe mich wohin er will; die ganze Welt ist sein. Alleluja."

In die letzte Zeit ihres Aufenthalts im gräflichen Hause fiel noch der Tod des alten Hauskaplans, der am 24. März in christlicher, eines Priesters würdigen Weise sein Leben beschloß. Das Ereignis mußte die ernste Stimmung, in die sie der Gedanke an den baldigen Abschied von Sondermühlen versetzte, noch erhöhen; aber es war ihr ein Trost, daß sie dem guten alten Geistlichen in den Stunden, die sie den Kindern abmüßigen konnte, „noch manchen kleinen Dienst leisten konnte, obwohl seine hauptsächlichste Pflege einem sehr treuen, verständigen Bedienten anvertraut war". „Der gute Alte", berichtet sie[1], „war so freundlich und geduldig bei seinen unsäglichen Schmerzen, die ihn noch bis zum 24. v. M. quälten, und hat uns allen ein schönes, erbauliches Beispiel wie durch sein Leben, so durch sein Sterben gegeben. Mir sind die letzten Tage an seinem Krankenbette, und besonders die letzten Stunden, sehr lieb gewesen; ich bin so gern bei frommen Sterbenden; das Leben sieht sich dort viel wichtiger und ernster an. Der gute Greis ist recht, wie es einem Christen und Priester geziemt, heimgegangen."

Unter solchen Eindrücken sah Luise Hensel den Augenblick heranrücken, der sie von der liebevollen, ihr so mütterlich gesinnten Freundin trennen sollte. „Jetzt naht die gefürchtete Stunde", schreibt sie am 30. April[2], „wo ich meine gute

[1] An Emilie Piaste, 6. April 1823. — Der Name des Geistlichen war Nergert. Vgl. Briefe an Schlüter 249.

[2] Briefe an Schlüter 2.

Gräfin, meine Mutter, soll gehen sehen, bald; es wird mir schwer werden, Gott fordert viel von mir — aber er wird es mir tragen helfen."

Die letzte Einschreibung in ihrem Tagebuch zu Sondermühlen trägt das Datum vom Pfingstsonntag 1823, und schließt mit der Bitte an den Heiligen Geist: „Gib mir, o du reicher Geber, der du nur kommst um zu geben, gib mir die Gabe der Weisheit und des Verstandes, des Rates und der Stärke, der Wissenschaft und Gottseligkeit, die Gabe der Gottesfurcht. Amen."

Um diese Zeit trat die Gräfin Stolberg mit ihren Töchtern die Reise nach ihren Gütern in Sachsen an, und Luise Hensel bewerkstelligte unmittelbar darauf ihre Übersiedlung nach Wiedenbrück, woselbst sie von allen Seiten die freundlichste Aufnahme fand.

„In Wiedenbrück angekommen am 20. Junius 1823" — lautet der einfache Vermerk im Tagebuch.

In diesem kleinen westfälischen Städtchen an der Ems verlebte Luise Hensel die nächsten drei Jahre, mannigfach tätig, vor allem aber ihrer pädagogischen Aufgabe sich widmend. Für die Einrichtung der beiden Zimmerchen, die sie bewohnte, hatte die Gräfin Stolberg „aufs freigebigste gesorgt", und Luise konnte auch hier das zurückgezogene Leben fortsetzen, das sie in Sondermühlen geführt hatte.

Vier Wochen nach ihrer Übersiedlung schreibt sie an Frau Schlüter in Münster[1], mit der sie durch die Gräfin Stolberg bekannt geworden: „Ja, wohl ist der Friede ein Gabe Gottes, und selig der, welcher nicht selbst diese Gabe verhindert oder stört. . . . Auch ich lebe hier sehr still und darum zufrieden; ich halte mich von allen Gesellschaften fern, zu denen ich bis jetzt leider noch immer eingeladen werde, und

[1] Wiedenbrück, 15. Juli 1823. Briefe an Schlüter 3; vgl. 179.

hoffe, bald wird man mich vergessen haben. Wenn ich irgend einem Menschen dienen kann, so versteht sich's ja, daß ich es gerne tue, denn dem Herrn und meinem Nächsten gehören ja meine geringen Kräfte."

Ein anderer Bericht, nach Abfluß eines Jahres niedergeschrieben[1], lautet: „Hier habe ich nun dreizehn Monate recht zufrieden gelebt, wenig Bekanntschaften gemacht, noch weniger gesucht. Mein Bruder unterstützt mich, von der Gräfin habe ich eine kleine Pension, und ich gebe einigen jungen [der Elementarschule entwachsenen] Mädchen Unterricht in verschiedenen Sachen. Es hat mir an keinem Nötigen gemangelt, und Gottes Liebe gab mir hier schon manche Freude, die nicht von dieser Welt war; ach, wenn ich nur nicht so untreu wäre! Zu tun habe ich freilich sehr viel, denn meine sehr spärlichen Freistunden füllen meine kleinen Hausgeschäfte aus."

Ihr Bruder, der mittlerweile seine Kunstwanderfahrt nach Italien angetreten hatte und seit Oktober 1823 in Rom weilte, bezeigte sich mit ihrer Tätigkeit an dem neuen Wirkungskreis völlig einverstanden. „Daß Du mit Deiner jetzigen Lage zufrieden scheinst", antwortete er[2], „ist mir ein wahrer Trost, sowie es mich freut, daß Du auf die hilflose Jugend wirkst. Was ich tun kann, Dich sorgenfrei hinzustellen, soll gewiß geschehen, sage mir nur auch ehrlich jedes Bedürfnis. Daß Du einen wahren Geistlichen gefunden, ist eine große Sache; empfiehl mich seinem Gebet und ihm. Möge Rudolf recht gedeihen unter eurer Leitung. Grüß den lieben Jungen!"

Der hier erwähnte Geistliche war Kaplan Hensing, ein schlicht frommer Priester voll Herzensgüte, den sie zu ihrem

---

[1] Wiedenbrück, 2. August 1824. An Emilie Piaste.
[2] Aus Rom, 1. Dezember 1823.

Beichtvater erwählt hatte. Von der einsichtsvollen Leitung dieses Seelenführers, dessen milder Ernst und „reines, Gott liebendes Herz" ihr immer tiefere Ehrfurcht abringt, redet fast jedes Blatt ihres Tagebuchs aus diesen Jahren. Gleich die ersten Anweisungen, welche sie von ihm erhält, bezeichnen ihn und die Art seiner Führung. „Heute (29. Juni) hat mir mein lieber, weiser Beichtvater gesagt: ich sollte einfach und freudig die Gaben Gottes aus seiner Hand annehmen und mich nicht ängstigen. Meine Trockenheit im Gebet soll ich in Demut und Geduld tragen und mich nicht vom Gebet abhalten lassen. . . . Wenn wir die Süßigkeit im Gebet empfinden, so geben wir im Gebet dem Herrn nur seine eigenen Gaben zurück; wenn wir ohne Lust und Geschmack beten, geben wir ihm von unserer Armut, was wir können."[1]

Mit der Gräfin Stolberg und deren Töchtern unterhielt Luise die innigste Verbindung, wie so manche noch vorhandenen Briefblättchen bezeugen, auf denen die Gräfin in oft poetisch gehobener Sprache Worte liebender Erinnerung und mütterlichen Trostes an ihre „geliebte Freundin und Tochter Luise" richtete. Durch alle klingt die stille Weisheit, Liebe und Seelenruhe des verewigten Grafen hindurch. Kam sie dann wieder nach Westfallen zurück, so mußte Luise zu öfteren Malen sich bei ihr einfinden und einige Zeit wieder in altgewohnter Vertraulichkeit unter ihrem Dache zu Sondermühlen weilen. So brachte Luise im Juli 1824, gleich nach der Gräfin Rückkehr aus Sachsen, „einige Wochen recht glücklich" bei derselben zu. Auch nach Brinke ward sie zuweilen gerufen, wenn die Gräfin Schmising-Kerssenbrock (Julia Stolberg) mit ihrer zahlreichen Familie und einer kränklichen Erzieherin einer freundschaftlichen Hilfe bedurfte. Den kleinen Rudolf übergab sie alsdann in die Pflege des

[1] S. 311 312.

schon erwähnten Kaplans Hensing, der eine Tante (frühere Klarissin) und eine Cousine bei sich hatte, in deren Obhut der Knabe wohl versorgt war.

Kaplan Bernard Hensing stammte aus einem ihr besonders werten Städtchen, aus Dülmen (geb. 23. Juni 1786). Er war seit 1818 in Wiedenbrück, wo er viele Jahre mit priesterlichem Eifer in der Seelsorge wirkte, bis er im Jahre 1845 als Pfarrer in die benachbarte Gemeinde Langenberg befördert wurde. An dem Knaben, den Fräulein Hensel seiner Leitung anvertraute, handelte er so treulich wie ein Vater. Auch später, als derselbe seiner Hut entwachsen, zur Vollendung der Studien Wiedenbrück verlassen mußte, behielt er den Jungen ununterbrochen im Auge, war willig mit Rat und Tat zur Hand, und folgte seinen ferneren Schicksalen — Rudolf Rochs erkor die militärische Laufbahn — mit liebevoller Sorge und Teilnahme. Alle Briefe Hensings aus den späteren Jahren enthalten redende Zeugnisse dieser unzerstörlichen wohlwollenden Güte und Fürsorge.

14. Am Grabe der Emmerich.

(Frühjahr 1824.)

Mit Brentano und Apollonia Diepenbrock. Nächtliche Öffnung des Grabes.

Ein denkwürdiges und bedeutungsvolles Jahr war für Fräulein Hensel das Jahr 1824 — denkwürdig durch den Tod der geliebten Nonne von Dülmen; bedeutungsvoll durch die unerwartete Wendung, welche ihr eigener Lebensplan erfuhr.

„Anna Katharina Emmerich, geboren zu Flamske bei Koesfeld am 8. September 1774, gestorben zu Dülmen Montag den 9. Februar 1824, begraben daselbst Freitag den 13. Februar 1824. Am Apolloniatag, abends $^1/_2$9 Uhr, starb die ärmste, elendeste, reichste, begnadigtste Freundin" —

Mit diesen Worten beginnt Brentano den ausführlichen und rührenden Bericht, in welchem er Luise Hensel den Hingang und die letzten Tage der gemeinsamen geistlichen Freundin schildert.

Er hatte am Sterbebett der gottseligen Dulderin gekniet und war wie zerschmettert von dem Verluste, der ihn aus der Einsamkeit wieder in die Unruhe der Welt zurückschleuderte. Er mußte seine Hütte abbrechen und wieder zum Pilgerstab greifen, und bat nun die Dichterin dringend, nach Dülmen zu kommen und mit Apollonia Diepenbrock den kleinen Nachlaß von Reliquien und andern Gegenständen der Verewigten ordnen zu helfen, um sie dann an die Kapellen, denen diese sie zugedacht, abliefern zu können.

Erst im folgenden Monat, um die Mitte März 1824, konnte Luise in Wiedenbrück sich losmachen und dem Rufe Folge leisten. „Mein Herz zog mich so gewaltig nach der Stätte hin, daß ich es nicht ertragen hätte, dem Zuge zu widerstehen. Klemens Brentano teilte mir nun alles ihr Ende Betreffende mit. Ich sah meine Apollonia wieder, die von der Seligen so geliebt wurde. Wir schmückten gemeinsam die Reliquien ꝛc. (wovon einige für die kleine Kapelle in Horst bestimmt waren), und ich blieb einige Wochen in Dülmen, wo noch alles von ihr Zeugnis gab.“ [1]

Und alles mahnte sie daran, welch ein Schatz von Trost und Liebe mit ihr versunken. „Sie ruhe im heiligen Frieden Gottes!“ schrieb sie in diesen Tagen an ihre Mutter. „Ich bin des Namens ihrer Freundin nicht wert, aber ihre Liebe und Demut gab mir diesen süßen Namen.“ Sie bepflanzte das Grab der Heimgegangenen mit Blumen und betaute es mit vielen Tränen.

Es tranken seine Blumen
Wohl nimmer Tau so warm . . .

[1] Aufzeichnungen von Luise Hensel.

Das reichste Herz an Güte,
Das ich auf Erden fand,
Das bergen diese Blumen,
Das decket dieser Sand."[1]

In ihrer grenzenlosen Liebe und Verehrung für die Selige unternahm Luise Hensel während dieses Aufenthalts ein Wagnis, das ernstere Folgen für sie hätte nach sich ziehen können, das aber zu ihrem Glücke verborgen blieb. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, die Leiche der verstorbenen Nonne sei entwendet und nach Holland verbracht worden[2]. Da faßte Fräulein Hensel den kühnen Entschluß, in aller Heimlichkeit während der Nacht das Grab öffnen zu lassen, um über den Tatbestand Gewißheit zu erlangen.

Sie hat über diesen Vorgang, der ungefähr fünf bis sechs Wochen nach dem Tode der Emmerich stattgefunden, einen getreuen Bericht niedergeschrieben[3], dem wir das Wesentlichste entnehmen:

„Ich hatte gleich nach meiner Ankunft ihr Grab mit Nelken, die sie liebte, umsäumt und über ihrem Herzen einen kleinen Rosenstrauch gepflanzt, was bei dem bis dahin sehr milden, feuchten Winter tunlich war. Aber da sagte mir die Postmeisterin: wozu ich das getan hätte? da die liebe Leiche keinenfalls mehr dort sei; sie sei durch einen Holländer

---

[1] Lieder 137—138.

[2] Das Gerücht war nicht ganz ohne Grund. Nach Aussage des Dechanten Rensing erschien am Abend nach dem Begräbnis ein Kaufmann H. aus Münster bei ihm, der im Auftrag eines Holländers der Familie Emmerich oder der Pfarrkirche von Dülmen 4000 holländische Gulden zu zahlen sich erbot gegen Überlassung der Leiche; allerdings ohne Erfolg. Vgl. Schmöger a. a. O. II 897.

[3] Der Bericht, im Januar 1859 verfaßt, war für den P. Schmöger bestimmt, der aber nur ein paar Sätze in seinem Leben der gottsel. A. K. Emmerich (II 899) benutzt hat.

entwendet, der im Auftrag von Kaufleuten mit einem Wagen gekommen sei, um sie zu holen. Er hatte der Gemeine ein paar hundert Gulden dafür geboten, war abschlägig beschieden, hatte sich aber trotzdem noch ein paar Tage aufgehalten und war dann still in einer Nacht abgefahren. Brentano trauerte auch darüber und glaubte auch an den Raub. Da sagte ich ihm: ich sei gesonnen, das Grab öffnen zu lassen; er und ein Geistlicher möchten mich begleiten. Er wollte es aber in keinem Fall, da er große Scheu vor Toten hatte, und so wandte ich mich an Vikar Niesing, ein sehr frommer junger Geistlicher, der auch viel auf die liebe E. hielt. Er bestellte mir den alten Totengräber mit seinem jungen Gehilfen, und ich schlich mich der Abrede gemäß abends heimlich aus meinem Gasthause zur Schwester des Herrn Niesing, die an den Kupferschmied Meiners verheiratet war. Bis nachts 1 Uhr saß ich mit diesen frommen Leuten, um auf den Totengräber zu warten, und Meiners sagte mir: er wolle auch mit, denn er habe der lieben Seligen so viel zu danken. . . . Meiners hatte auf Wunsch von Klemens Brentano eine Bleitafel gemacht mit dem Namen, Geburts- und Todestag der lieben Emmerich, um sie, im Fall wir die geliebte Leiche fanden, in den Sarg zu legen.

„Um 1 Uhr klopfte der Totengräber leise an die Fensterlade. Ich nahm eine Laterne unter den Mantel, und nachdem wir uns versichert hatten, daß der Nachtwächter im entgegengesetzten Teile des Städtchens blies, schritten wir rasch aber leise zum Tore hinaus. Ich war in unbeschreiblicher Spannung, ob und wie ich die Geliebte finden würde. Der Gehilfe des Totengräbers half mir meine Blumenpflanzen vorsichtig herausnehmen und beiseite legen, weil sie ebenso wieder mußten eingepflanzt werden. Als er einige Spatenstiche gemacht hatte, zog er am Kopfende des Grabes einen etwa armlangen Stock heraus und rief: ‚Sie ist noch im

Grabe; ich finde diesen Stock, den ich mir zum Zeichen mit eingegraben habe, ganz in derselben Lage wieder; das Grab ist noch nicht geöffnet gewesen.'

„Als er bis zum Sarge gekommen und dort so viel Platz gemacht hatte, daß er mit dem Alten hineinsteigen konnte, hoben sie den Sarg empor und stellten ihn neben die linke Langseite der Grube; auf der Seite gegenüber war die Erde aufgehäuft. In meiner Seele wogte ein Meer unaussprechlicher Gefühle, während die Männer bemüht waren, den Deckel, der schon aus den Fugen wich, vorsichtig zu lösen und abzuheben. Der Mond, der bis zu diesem Augenblick von dichten Wolken verhüllt war, trat jetzt gerade ganz hell heraus (er stand sehr hoch und war fast voll), und nun sah ich die ganze geliebte rührende Gestalt völlig unversehrt vor mir wie schlafend ruhen. Leider war sie fest, schier wie ein Wickelkind, in ein Leintuch eingerollt. Ihr Antlitz trug den Ausdruck der Schmerzen, in denen sie eingeschlafen, oder vielmehr den eines müden Kämpfers; doch hatte es durchaus keinen finstern Ausdruck, nur schmerzlich und müde. Ich mußte mich einen Augenblick von ihr abwenden, um Fassung zu suchen — sie war mir ja das geliebteste Wesen auf Erden, und ich hatte ihr so unendlich viel zu danken — hätte ihres Rates, ihrer Führung noch so sehr bedurft.

„Die Totengräber trieben mich zur Eile an; ich küßte ihre Stirn, die wohl feucht von Grabesluft war, aber die Haut war ganz fest. Es war auch keine Spur von Totengeruch an ihr, obgleich sie schon sechs Wochen in der Erde geruht hatte und die ganze Zeit hindurch fast immer mildes Regenwetter war, weshalb auch die Erde als nasse Klumpen aus der Grube kam, die aber merkwürdigerweise bei dem plötzlichen Wetterwechsel während unserer nächtlichen Arbeit durch den eben entstandenen Eiswind in Schollen verwandelt wurden, die uns beim Wiedereingraben der geliebten Hülle

große Not machten. Ich hatte ihr teures Haupt mit beiden Händen erhoben, während Vikar Nieſing die Tafel unter dasſelbe ſchob. Ihr Hals war ganz biegſam. Auf ihrem Kopfe hatte ſie eine der Hauben, die ich ihr genäht. Das Heu unter ihrem kleinen Hauptkiſſen war ſchon voller Moder und langen Schimmelflocken. Es roch dumpfig. Der Deckel des ärmlichen ſchmalen Sarges ließ ſich nicht mehr ſo in ſeine Fugen bringen, daß man die hölzernen Zapfen in die für ſie beſtimmten Löcher bringen konnte; er ward nur loſe darüber gelegt und die Teure mir ſo plötzlich wieder entzogen und haſtig hinabgeſenkt. Dann baten mich die Totengräber, ihnen zu helfen, da die Zeit ſo dränge, und ich mußte nun ſelbſt Erde auf ihren Sarg werfen helfen, natürlich nur mit den Händen, da auch weiter kein Spaten da war. Dann mußte ich noch die armen Blumen einpflanzen, was bei dem unter der Arbeit frierenden Boden ſehr ſchwierig war, und als alles geſchehen, gab ich den Totengräbern ihren geforderten Lohn (ich weiß nicht mehr, ob es ein oder zwei Kronentaler waren), und mußte ihnen die Hand darauf geben, daß ich die Sache nicht verraten wolle, weil ſie meinten, daß ihre Exiſtenz dadurch gefährdet ſein könne. Ich hatte übrigens den Dechanten von meinem Vorhaben tags zuvor benachrichtigt, aber bei keiner andern Behörde angefragt. Wenn ich jetzt von dieſer meiner ſchmerzlichen Totenſchau (die ich doch für große Schätze nicht hingeben möchte) rede, ſo glaube ich nicht, daß ich dadurch einen Wortbruch begehe. Der alte Totengräber iſt längſt ſelbſt begraben, und ſein Gehilfe, der jetzt ſein Amt bekleidet, war damals nicht förmlich angeſtellt und könnte ſo nicht belangt werden[1].

„Um 3 Uhr war unſere ganze Arbeit beendet und wir trennten uns vor dem Tore von den Totengräbern, die

[1] Spätere Ergänzung: „Soll auch ſeitdem ſchon geſtorben ſein."

um das Städtchen herumgingen. Ich ging stumm und fast leblos zwischen meinen beiden Begleitern, die sich, bevor sie die Stadt betraten, wieder versicherten, daß uns der Nachtwächter nicht begegnen konnte, nach dem Meinersschen Hause, wo mir die Frau ein Zimmerchen mit einem Bett zugerichtet hatte, und auf ihr dringendes Bitten warf ich mich mit den Kleidern auf dasselbe, bis zur Fünfuhrmesse in der Kirche, die dem Haus gegenüberlag, geläutet wurde. Man war im Posthause (meinem Gasthofe) gewohnt, daß ich früh in die Kirche ging, und so war meine Abwesenheit gar nicht bemerkt worden. Als ich Klemens Brentano Bericht erstattet hatte, blieb ich den ganzen Tag auf meinem Zimmer; ich konnte mit Wahrheit sagen, daß ich unwohl sei und nicht zu Tisch kommen könne. Auch den folgenden Tag konnte ich mich noch nicht entschließen, Menschen zu sehen, und als ich nun am darauffolgenden Tage an den Familientisch des Postmeisters kam, empfing die Frau mich mit den Worten: ‚Denken Sie nur: man hat die Emmerich ausgegraben.‘ Ich ließ meinen Schrecken, den ich beim Gedanken an das Geschick des Totengräbers empfand, nicht merken und sagte nur: ‚Das ist ja unglaublich; wer sollte denn das gewagt haben?‘ Sie erwiderte: ihre drei Waschfrauen seien in der letzten Nacht zur Bleiche gegangen und hätten auf dem Kirchhof, an dem sie vorüber mußten, viele Männer und mehrere Laternen gesehen, den Bürgermeister und verschiedene Bürger aus der Stadt erkannt, von denen einer auf einem großen Papier etwas geschrieben habe; als man sie aber an der Hecke stehend bemerkte, habe man sie fortgeschickt auf Befehl des Bürgermeisters. Nun begriff ich die ganze Geschichte noch weniger, und die Postmeisterin sandte eine vertraute Magd zum Nachbar (dem Schreiner, der den Sarg gemacht und die liebe Leiche hineingelegt hatte — auch das war nicht einmal von lieben Händen geschehen —), weil die Weiber diesen unter

den Zeugen erkannt hatten, und ließ ihn nun bitten: er möge ihr doch sagen lassen, wie man die liebe Emmerich gefunden habe. Der Mann schlief wegen der durchwachten Nacht; die Frau erschrak über das verratene Geheimnis, erzählte aber, da sie ihrer Gevatterin die Sache doch nicht mehr verheimlichen konnte: Es sei wahr, der Herr Bürgermeister habe vom Oberpräsidium (v. Vincke) den Befehl erhalten, in Gegenwart von sieben Zeugen die Eröffnung des Grabes vorzunehmen[1] und ein Protokoll über den Leichenbefund. Ihr Mann habe nun bekunden müssen, daß diese Leiche die der seligen Emmerich sei; er habe ausgesagt, daß mehrere Zeichen ihm bewiesen, daß schon eine Aufgrabung geschehen sei, indem der Deckel nicht so zu war, wie er ihn geschlossen, und die gefundene Bleitafel sei nicht im Sarge gewesen, als die Emmerich begraben wurde. — Es sei auch im Protokoll bemerkt worden, daß man keine Spur von Verwesung, keinen Totengeruch und keinen Wurm bei der Leiche gefunden. Dann ward sie wieder eingesenkt, das Protokoll unterzeichnet und Rosenstrauch und Nelken wieder so eingesetzt, wie man sie gefunden.

„Ich ging am selben Tage zum Grabe. Da man damals gewöhnlich den Kirchhof verschlossen fand, schlüpfte ich wohl durch die Hecke, wo sie dem Grabe am nächsten und vom vorüberführenden Weg am fernsten ist. Ich fand kaum eine Spur von der neuen Eröffnung; es war alles wieder sorgfältig hergestellt wie vorher. — Man behauptete in der Stadt, die natürlich trotz der den Zeugen befohlenen Verschwiegenheit von dieser Aufgrabung erfuhr, daß der Befehl zu derselben von Berlin an den Herrn Oberpräsidenten gekommen sei. Für unmöglich halte ich das nicht, denn der

[1] Die amtliche Öffnung des Grabes fand, nach dem Bericht des Vikarius Hilgenberg, in der Nacht vom 21. auf den 22. März 1824 statt. Schmöger a. a. O. II 898.

selige König interessierte sich für die ‚Nonne von Dülmen' und hatte einige Zeit nach jener schmachvollen Expedition vom Sommer 1819 seinem vom Rhein heimkehrenden Leibarzt, Herrn v. Wybel, befohlen, über Dülmen zu reisen und die Nonne zu besuchen, damit er ihm nachher Mitteilungen über ihre wunderbaren Zustände machen könne. Herr v. Wybel traf an der Table d'hote mit Dr Wesener und Kl. Br[entano] damals zusammen, und auf ihr Befragen, welches sein Urteil sei, äußerte er sich, daß er ganz überzeugt sei, daß hier kein Betrug obwalte.

„Im Sommer schrieb mir der alte ehrwürdige Vikar Hilgenberg: der Rosenstrauch, den ich aufs Grab der seligen Emmerich gepflanzt, blühe gerade in einer Fülle, wie er noch nie einen hätte blühen sehen; das Grab sei wie bedeckt von seinen Blüten. Da der kleine Strauch zu ungünstiger Zeit gepflanzt und dann zweimal wieder herausgerissen und wieder gepflanzt war, hätte ich es für ein halbes Wunder gehalten, wenn er nur eine einzige Rose gebracht hätte. Mir war diese Kunde ebenso überraschend wie rührend.

„Vergessen ist übrigens die liebe Selige nicht in Dülmen, das beweist der betretene kleine Pfad, der über den Kirchhof zu ihrem Grabe führt.

„Mich begleitete das ernste liebe Bild, wie ich sie im Sarge sah und leider wieder einsenken mußte, bisher durchs Leben, und es war mir ein überaus lieber Gedanke, sie so unversehrt schlummern zu wissen. Ich hoffte immer und erinnerte mehrmals daran, daß man ihre Hülle doch erheben möge, um sie in der Kirche beizusetzen, konnte aber nichts erreichen. . . . Es ist mir ein ungemeiner Schmerz, jetzt zu wissen, daß später die geliebte Gestalt doch bis auf die Gebeine in Staub zerfallen ist, wie ich aus dem Bericht über die letzte im vorigen Herbst [1858] auf Befehl des Herrn Bischofs von Münster unternommene Aufgrabung ersehe; ich werde das nie begreifen

können, da ich sie sechs volle Wochen nach der Beerdigung so unversehrt gesehen, berührt, geküßt habe. O, hätte ich sie damals mitnehmen dürfen!" — —

Mit schwerem Herzen war Luise Hensel von Dülmen und Bocholt, wo sie noch acht Tage im traulichen Kreise der Familie Diepenbrock verbracht hatte (am 5. April), nach Wiedenbrück zurückgekehrt. Sie hatte ja mit der Heimgegangenen so viel verloren. Auf dem Friedhof zu Dülmen ruhte, was sie über alles verehrt hatte, „das geliebteste Wesen auf Erden".

„Es sagen keine Worte,
Es weht aus keinem Lied,
Was ich in ihr gefunden,
Was mir mit ihr verblüht." (Lieder 137.)

Noch ein halbes Jahr später war ihr Schmerz so frisch und tief, daß sie in einer Antwort an Brentano in die Worte ausbricht: „Eine Emmerich gibt es nicht mehr auf Erden, für mich nicht. O nur Gott kann ich sie hingeben, ich müßte verzweifeln, wenn sie mir ein anderer genommen hätte. Tue mir doch die Liebe und zeichne mir ihr Denkmal, wie Du es entworfen hattest, auf ein Blatt, nur ganz roh mit Tinte oder Blei; ich will es in mein Gebetbuch legen anstatt eines Totenzettels." [1]

Ihr Grab hat sie im Verlauf der Jahre noch vielmal besucht. Es war ihr Herzensbedürfnis, an dieser geweihten Stätte zu beten, wie sie es ja im Liede so lebendig ausgesprochen, und bei der Weiterfahrt dann „ein welkend Laub und eine Handvoll Staub" von dem stillen Hügel mitzunehmen. Mit rührender Treue und Sorgfalt sammelte sie allerlei Gegenstände, welche an die Verewigte erinnerten. Noch im Alter, fünfzig Jahre später, gewährte es ihr hohe Freude, zu hören, daß das Gedächtnis der „lieben Heimgegangenen" in Dülmen

[1] Am 31. August 1824.

noch immer in Ehren gehalten, ja die Verehrung im Steigen begriffen sei, daß das Grab am Gedenktage der Seligen prachtvoll erleuchtet und von Hunderten von Betern besucht werde. So hat sie denn auch dem Plane, das Sterbehaus der Emmerich als geschichtlichen Erinnerungs- und Verehrungsplatz zu retten, kurz vor ihrem Tode freudig zugestimmt und an ihrem Teile tätlich darin mitgeholfen.

15. Der Zug zum Kloster.

(1824—1825.)

Die Frage der Ordenswahl. Overbergs Rat. Sie will Barmherzige Schwester werden. Aussicht im Klemensspital in Münster. Der Schwager durchkreuzt den Plan. Marie Neumann.

Im Verlaufe des Jahres 1824 glaubte Luise Hensel endlich das ersehnte Ziel gekommen, um ins Kloster eintreten zu können. Seit Jahren hatte sie diesen Gedanken mit sich herumgetragen, die Ausführung aber aus Rücksicht für den ihr anvertrauten Knaben von einem Jahr zum andern verschieben müssen. Seit sie die Heimat und das mütterliche Haus verlassen, war das Kloster der aus der Ferne schimmernde Leuchtturm, den ihre Blicke im anstürmenden Weltgewoge unverrückt festhielten, auf den sie ihr schwankes Lebensschifflein als letzten Zielpunkt zuzusteuern gedachte. Diese durch und durch selbständige Natur hegte keinen innigeren Wunsch, als im geistlichen Gehorsam zu leben, ihre ganze Lebensordnung unter den Gehorsam zu stellen.

Anfänglich, und zwar schon 1820, hatte sie ihr Auge auf den Orden der Karmeliterinnen gerichtet, wozu wohl das Kloster in Düsseldorf die Anregung geboten. Wie sehr die dortige Priorin persönlich sie angezogen, wissen wir. Diese erleuchtete Ordensfrau gehörte zu jenen „ganz in Liebe zu Jesu brennenden Seelen", von denen Luise in Düsseldorf redet. Auch Apollonia Diepenbrock sprach mit Begeisterung

von „dieser heiligen Seele", als sie im Sommer 1822 in Düsseldorf weilte und zweimal im Kloster vorsprechen durfte. Sie weinte vor freudiger Rührung und meinte: „die heilige Theresia müsse gerade so ausgesehen haben". Da es den Karmelitessen noch nicht gestattet war, Novizen aufzunehmen, so wandte Luise in der Folge ihre Gedanken dem Berufe der Barmherzigen Schwestern zu, für deren opfermutige Wirksamkeit sie die größte Sympathie empfand.

Die Sehnsucht nach der Klosterzelle begleitete sie überallhin wachend und träumend. Auf der Reise suchte sie am liebsten Ordenshäuser auf; während ihrer Fahrt nach Schlesien verweilte sie zwei Tage im Cistercienserinnenkloster Mariastern.

Selbst in Sondermühlen, wo sie im Zusammensein mit der hochsinnigen Gräfin Stolberg so friedlich beglückende Tage verlebte, überkam sie dieses sehnsüchtige Verlangen, und sie schüttete dann in Briefen an Overberg ihre Fragen, Wünsche und Herzensbedrängnisse aus. „Ihr Sinn", antwortete Overberg einmal[1] auf einen solchen Brief, „steht, wie Sie sagen und woran ich auch nicht zweifle, nach einem stillen vergessenen Leben; es regt sich der Gedanke in Ihnen, Sie sollten ein armes Leben, dem Dienste der Kranken oder dem Unterricht der armen Kinder gewidmet, führen. Hier weiß ich wahrlich keinen besseren Rat als den, so der hl. Johannes vom Kreuz, Freund der hl. Theresia, gibt, da er sagt: ‚Widerstehe eine Zeitlang deinen Begierden (antreibenden Gedanken ꝛc., auch den dir gut scheinenden), so wird es am besten klar werden, ob das, was du begehrest, dem Willen Gottes gemäß sei.' Ein solches Warten, welches die sichere Erkenntnis des Willens Gottes zum Zwecke hat, kann Gott unmöglich mißfallen. Diesem nach scheint mir das beste zu sein, daß Sie sich Ihres jetzigen Postens mit Ernst

[1] Aus Münster, 20. Dezember 1821.

annehmen und den nach Möglichkeit auszufüllen suchen, und dies wenigstens auf ein und anderes Jahr. Sollten Ihre Gedanken, wenn Sie dieselben auf fremde Gegenstände richten müssen, Ihnen nicht ordentlich wieder zu rechter Zeit zu Hause kommen wollen, so ist dieses ein Leiden, welches die Gott innig Liebenden gewöhnlich überkommt, wenn sie sich mit zerstreuenden Geschäften abgeben müssen, aber sie verlieren dabei nicht an Wohlgefallen Gottes, und also auch nicht an künftiger Vergeltung, wenn sie dieses Leiden wegen Gott mit Geduld ertragen, sondern im Gegenteil, gewinnen sie um desto mehr, je schmerzlicher ein solches Leiden zu sein pflegt." . . . So der weise Menschenkenner Overberg.

Auch mit Klemens Brentano korrespondierte Luise Hensel über diese Frage. Der Dichter warnte, wie der gelassene Overberg, vor Übereilung und meinte, wenn sie je auf solchem Vorhaben bestünde, so wäre ein Lehrorden ihren Fähigkeiten angemessener. Darauf antwortet Luise[1]: „Meine Frage, ob ich wohl täte, wenn ich, sobald Rudolf einer guten Erziehung übergeben sei, Barmherzige Schwester werden sollte, gründete sich nicht auf eine flüchtige Anwandlung, sondern auf einen jahrelangen Wunsch (ich bin aber weit entfernt, demselben Gewicht beizulegen), seitdem ich in der Pflege der alten guten Rosine so viel Freude und inneren Segen empfand, und ich von allen hörte, ich eignete mich mehr zur Krankenpflege als zu irgend etwas anderem, weil ich starke Arme, Behutsamkeit ohne Weichlichkeit für Kranke usw. hätte, und weil ich bei Kranken schon mancherlei Erleichterungsmittel kennen gelernt. Doch, wie gesagt, ich kann und will darüber gar nichts wollen oder nicht wollen. Ich weiß zwar nicht, daß ich jemals Verlangen nach einem Erziehungsorden gehabt habe, sondern immer ein heimliches Grauen davor, in Bezug auf mich;

[1] Sondermühlen, 19. April 1822.

aber eben darum mag es wohl meine Bestimmung sein. Karmeliterin zu werden habe ich ja keine Aussicht, da die Regierung noch immer den Eintritt versagt; dieser Orden war mein Wunsch — doch wie Gott will, er weiß es ja besser als ich, was zu seiner Ehre und zu meinem Frieden dient."

Ernstlicher und bestimmter faßte Luise dann den Gedanken im Frühjahr 1823 ins Auge, damals, als es sich darum handelte, Sondermühlen und das Haus der Gräfin Stolberg mit einem andern Wohnsitz zu vertauschen. Ihren Pflegesohn hielt sie nun für „alt genug, um einer männlichen Erziehung übergeben zu werden"; es kam nur noch darauf an, einen vertrauenswürdigen Erzieher für den Knaben ausfindig zu machen, und hierauf war ihre emsige Sorge gerichtet.

Im März 1823 reiste sie deshalb nach Düsseldorf, um mit P. Wüsten, ohne dessen Gutachten sie in einer so wichtigen Frage nichts unternehmen wollte, die Angelegenheit zu besprechen und ihn zu fragen: „ob sie nicht endlich ihren Wunsch, in ein Kloster zu gehen, erfüllen dürfte". Dieser aber bekämpfte das Vorhaben als verfrüht, weil die Erziehung des Kindes jetzt noch die ihr von Gott zugewiesene Aufgabe bilde, und verlangte wenigstens einen zweijährigen Aufschub. Bis dahin möge sie ihre Sehnsucht nach dem Ordensstande Gott zum Opfer bringen. „Ich hielt es für besser, dem Rat dieses frommen, vortrefflichen Mannes zu folgen, als meinem eigenen Wunsch nach zu wählen, und so kam es, daß ich noch außer Kloster blieb."

So lautet ihr späterer Bericht an eine Freundin[1]; ihrem Bruder aber, der ebenfalls ihrem Eintritt in den Orden entgegen war, schrieb sie bald nach ihrer Rückkunft von Düsseldorf, wie aufseufzend: „Schwer, ach recht schwer ist mir das Opfer geworden, noch nicht Barmherzige Schwester zu werden, wozu

[1] An Emilie Piaste. Wiedenbrück, 2. August 1824.

mich schon längst mein Herz antreibt, und ich jetzt die beste Gelegenheit [in Münster] hätte. Doch wie Gott will!" Später fügte sie im selben Brief zur Beruhigung des Bruders noch bei: „Halte Du mich etwa nicht für schwermütig, lieber Wilhelm, ich bin es wirklich nicht; ich könnte wohl mit Gottes Gnade viel größere Mühen und Leiden tragen, ohne zu trauern, denn Gott ist mächtig in den Schwachen. Ein Opfer kann schwer sein und man kann es doch gern bringen."

In dieser ergebungsvollen Gesinnung suchte auch Overberg sie zu bestärken, als er um die Pfingstzeit wieder einen seiner väterlich milden Zusprüche an sie richtete, den er mit den Worten schloß: „Liebe Seele! Gott läßt Ihre Sehnsucht nach dem Orden der Krankenpflegerinnen so stark werden, um Ihnen dadurch Gelegenheit zu verschaffen, ihm ein großes Opfer für eine Zeitlang zu bringen. Ich sage für eine Zeitlang, denn Gott, dessen Wege wunderbar sind, kann die Einrichtung, wenn es ihm gefällt, leicht treffen, daß Ihre Sehnsucht befriedigt wird. Ich will Ihnen durch mein unwürdiges Gebet zu Hilfe kommen, und bitte sehr, auch meiner vor dem Herrn zu gedenken. Hiermit Gott befohlen!" [1]

So war denn Luise Hensel, statt ins Kloster, wie sie gehofft, nach Wiedenbrück gezogen, um, der Weisung ihres alten Seelenführers gehorchend, noch zwei Jahre die ihr auferlegten Pflichten zu erfüllen.

Mit Verlangen blickte sie hier dem Zeitpunkt entgegen, wo die ihr von P. Wüsten gestellte Frist des Zuwartens abgelaufen sein würde. Die zweijährige Geduldprobe ging um Ostern 1825 zu Ende. Da sie fest entschlossen war, alsdann ihr Vorhaben auszuführen, so traf sie geraume Zeit vorher alle nötigen Vorbereitungen. „Ich habe hier", schreibt sie am 2. August 1824 aus Wiedenbrück an ihre Berliner

[1] 21. Mai 1823.

Jugendfreundin, „in einem Geistlichen einen Erzieher für Rudolf gefunden, wie ich ihn von Gott erbeten hatte, und dieser wird ihn um Ostern zu sich nehmen, wo ich dann in den Orden der Barmherzigen Schwestern zu Münster treten werde. Sie beschäftigen sich mit Krankenpflege, worin ich schon manche Übung gehabt habe; ich bin auch schon von ihren Obern angenommen und zähle die Tage bis zu meinem Eintritt. Denke nicht, daß ich etwa nicht weiß, was ich auf mich nehme. Ich kenne dies Kloster, wie auch viele andere; es schreckt mich aber kein Opfer und keine Mühe, denn Jesus, dem ich in den Kranken dienen will, wird mir Liebe und Kraft und Weisheit und Treue geben, meinen Kranken an Seele und Leib nützlich zu werden."

Mit der Oberin der Barmherzigen Schwestern zu Münster, Fr. W. v. Höfflinger, stand Luise Hensel schon länger in Verbindung, und aus den Briefen der Oberin ist ersichtlich, daß Luise schon seit 1823 „als künftige Mitschwester" betrachtet und ihr erwarteter Eintritt von allen im Kloster willkommen geheißen wurde. „O, wenn du diese liebenswürdigen Seelen und ihre treffliche Oberin doch kenntest!" ruft sie ihrer Mutter zu, als sie von einem Besuche in Münster zurückkam. Wie von der Oberin, so hatte sie auch vom Generalvikar Klemens v. Droste die Aufnahme zugesagt erhalten. Kaplan Hensing in Wiedenbrück war gänzlich bereit, den jungen Rudolf in Erziehung und Pflege zu nehmen, und Wilhelm Hensel, der gute Bruder, wollte für die Bestreitung von Kost- und Schulgeld aufkommen. Auch Luisens Mutter hatte, wenngleich ungern, zur Ordenswahl zuletzt ihre Einwilligung gegeben.

So schien alles geebnet und geordnet. Luise war ihrer Sache so sicher, daß sie bereits ihre Wohnung gekündigt, einen guten Teil ihrer Kleider und andere Sachen ausgeteilt und weggeschenkt, ja sogar ihre schönen Haare abgeschnitten hatte. Der 12. April 1825 war zum Eintritt bestimmt.

Da machte die Erklärung ihres Schwagers den ganzen Plan zunichte. Derselbe hatte inzwischen wieder geheiratet und erklärte nun: wenn Luise in den Orden eintrete, so sei er entschlossen, den Knaben zurückzunehmen und im eigenen Hause, folglich auch in seinem Glauben zu erziehen. Das Wort kam wie ein betäubender Blitzstrahl. Denn wenn der Schwager auf diesem Worte bestand, so konnte ihre Wahl nicht zweifelhaft sein. So schmerzlich die Enttäuschung, die nun zum zweitenmal über sie erging, so groß die Verlegenheit war, in welche diese unerwartete Wendung sie auch äußerlich stürzte: dieser Alternative gegenüber blieb sie nicht lange schwankend. Sie glaubte sich in ihrem Gewissen gebunden, das Werk der Erziehung an dem Kinde ihrer Schwester, das sie wie ihren Sohn betrachtete, auf dem begonnenen Wege zu vollenden.

Noch ließ sie kein Mittel unversucht. Sie eilte nach Münster (Mitte März), um mit Overberg, Herrn v. Droste und der eben anwesenden Gräfin Stolberg sich zu beraten. Sie rief den Beistand der Mutter und des Bruders an, um den Schwager auf andere Gesinnung zu bringen[1]. Sie schrieb an Rochs selbst und dessen Frau.

Auch die alte Berliner Freundin suchte sie zu beruhigen. „Wenn ich nicht wüßte", schreibt sie an diese[2], „daß der

[1] Am 21. Juni 1825 dankt sie dem Bruder in Rom: „Für den schönen Brief, den Du an Rochs geschrieben, nimm Gottes Lohn. Der Herr segne ihn! — Habe auch Dank für Deine brüderlichen Erinnerungen, lieber Wilhelm! Aber das versteht sich ja von selbst, daß ich nicht eher von hier weg kann, bis ich über Rudolf beruhigt bin, denn ich weiß wohl, daß dies meine nächste Pflicht ist, den Knaben, den ich als Sohn angenommen, der Kirche zu erhalten. Sei daher unbesorgt — ich werde lieber jedes Opfer bringen, als unsern armen Rudolf, der ohnehin so gefährliche Anlagen hat, seinem protestantischen Vater übergeben, dessen Erziehungsart ich auch in anderer Hinsicht nicht gar loben kann."

[2] Wiedenbrück, Pfingstsonntag 1825. An Emilie Piaste.

Knabe hier bei einem vortrefflichen Erzieher, der sich schon längst väterlich seiner angenommen hat, besser aufgehoben wäre als bei mir selbst, so würde ich nicht von ihm gehen. Übrigens geben ja wohl die zärtlichsten Mütter ihre Söhne im neunten Jahre aus dem Hause, damit sie männliche Erziehung erhalten; ich wüßte überhaupt keinen einzigen der Vorwürfe auf mich anzuwenden, die mir Rochs macht, denn ich habe Rudolf mit mütterlicher Sorgfalt und Liebe gepflegt, und würde ihn keinen andern als den treuesten Händen übergeben, die ich schon jahrelang kenne und achte und an denen der Knabe ebenso hängt wie an mir. Auch würde ich ihn alle Jahre sehen, da mein Freund, sein Erzieher, ihn jedes Jahr zu mir nach Münster bringen wollte. Auch wäre ich als Barmherzige Schwester frei, da sie kein Gelübde ablegen, und könnte, im Fall es Rudolfs Wohl erforderte, wieder das Hospital verlassen. Daß ich Rudolf katholisch erzogen habe, kann seinen Vater nicht berechtigen, ihn zurückzufordern, da dies mit seiner Bewilligung geschehen ist; sonst würde ich ihm natürlich sogleich den Knaben überlassen haben, da ich ihm meine Rückkehr zur Kirche erklärte. Daß ich jetzt lieber jedes Opfer bringen werde, als diesen meinen mit Schmerz und Mühe gepflegten Knaben seinen Eltern, die ihn nicht gesehen haben als da er sechs Wochen alt war, zu überschicken, das begreifst Du wohl, und das halte ich für meine Pflicht. Übrigens hat weder sein Vater noch seine Stiefmutter ein eigentliches Recht auf ein Kind, um das sie sich so viele Jahre nicht bekümmert haben, was sie freilich auch nicht brauchten, da sie es bei mir gepflegt und versorgt wußten. — Ich warte jetzt also auf Entscheidung, die ich in Gottes Hand lege; diese weise und liebevolle Hand hat mich noch nie übel geführt. Bete für mich, daß ich den Willen Gottes auf Erden treu erfülle."

Die Verhandlungen zogen sich bis in den Hochsommer hin. Da alle Versuche, den Schwager zu anderer Entschließung

zu bewegen, trotz der Fürsprache des Malers Hensel, der von Rom aus ihm Vorstellungen machte, scheiterten, so gab es für Luise keine Wahl als Entsagung, Verzichtleistung auf ihren Lieblingswunsch; wenigstens mußte die Befriedigung desselben auf eine unbestimmte Zahl weiterer Jahre verschoben werden.

Das Kloster, dessen Pforte die sehnsüchtige Pilgerin vor ihren Augen schon geöffnet sah, rückte wie eine Fata Morgana wieder in die Ferne.

Wie lebhaft dachte Luise jetzt an das Wort ihrer geliebten Emmerich, die ihr zwei Jahre zuvor schon (im Sommer 1823) gesagt hatte, daß sie nicht ins Kloster kommen würde! In ihren „Erinnerungen an Katharina Emmerich" berichtet sie davon: „Ich hatte damals die Absicht, Barmherzige Schwester in Münster zu werden; sie riet dagegen und sagte: ich sei zu etwas anderem bestimmt. Ich fragte, nachdem ich mit ihr und Brentano darüber eine Zeitlang disputiert hatte: ob ich denn nun die Stelle aufgeben solle, die man mir schon zugesagt und die ich in einem halben Jahre anzutreten versprochen hatte; sie sagte lächelnd: ‚Nein, du brauchst das nicht, du kommst doch nicht hinein.' Mich verwirrte und betrübte das; doch blieb ich ferner bei dem Gedanken und richtete alles darauf ein" . . .

Jetzt aber kam ihr das prophetische Wort in Erinnerung. Es hatte sich erwahrt, und mit einer Art schmerzlicher Ehrfurcht gedachte sie der teuren Heimgegangenen, tief beklagend, daß sie jetzt, an einem solchen Wendepunkt, keinen Rat mehr bei ihr holen könne.

Noch eine zweite Prophezeiung der christlichen Seherin sah Luise Hensel bald danach in Erfüllung gehen. Es betraf die ihr befreundete Marie Neumann, jenes junge katholische Mädchen, das Luise von Berlin mit nach Westfalen genommen, um auf Brentanos Wunsch eine Versorgung für sie zu suchen,

was im Salmschen Hause auch gelang. „Die liebe Emmerich“ — so erzählt Luise in den eben erwähnten Erinnerungen — „hatte, noch bevor sie mich persönlich kannte, [in Gegenwart Brentanos] gesagt: ‚Marie Neumann werde in meine Stelle eintreten.‘ Von diesem frommen naiven Bauernmädchen aus der Gegend von Marienburg in Preußen hatte Klemens Brentano, der ihren Bruder in Berlin kannte, rührende Briefe gesehen und diese der Emmerich mitgeteilt. Klemens verstand jenes Wort dahin: sie (Marie Neumann) werde die Gnade erhalten, die ich versäumte, vernachlässigte, und ich nahm die Äußerung der Emmerich auch so. Als ich nun von meinem Schwager so unerwartet daran gehindert ward, die mir schon zugesagte Stelle im Kloster der Barmherzigen Schwestern in Münster einzunehmen, und der Generalvikar noch zwei Jahre lang sie für mich offen hielt, bemühte sich ohne mein Wissen jene Marie Neumann um Eintritt in dieses Kloster und berief sich auf mein Zeugnis für sie, obgleich ich seit Jahren nichts von ihr gehört hatte, da sie zu ihrem Bruder nach Berlin zurückgereist war, und der Herr Generalvikar schrieb mir: es scheine ja doch, daß ich die Schwierigkeiten, welche sich meinem Eintritt entgegenstellten, nicht überwinden können werde — ob ich nun zu Gunsten jener Marie Neumann auf meine Stelle bei den Barmherzigen Schwestern verzichten wolle, denn eine andere sei nicht frei. — Mir fiel augenblicklich jene Äußerung der Emmerich ein: Marie Neumann werde meine Stelle erhalten. Ich konnte und mußte sie mit gutem Gewissen empfehlen.“

Und so geschah es im Jahre 1826. Marie Neumann kam an ihrer Statt nach Münster. So fügte es sich, daß Luise Hensel, während ihr selbst die Klosterpforte verschlossen blieb, einer andern den Weg zum Eintritt in dieselbe ebnen, daß sie ihr behilflich sein mußte, die Stelle im Klemenshospitale einzunehmen, die ihr selber seit Jahren zugedacht

gewesen. Es war ihr Los, die Wegweiserin zu sein in ein gelobtes Land, das sie selbst mit allen heißen Anstrengungen nicht erreichen sollte. —

Von Marie Neumann lautet der Schluß ihrer Aufzeichnung: „Sie ward eine vortreffliche Barmherzige Schwester und starb früh am Typhus, den sie sich in treuer Pflichterfüllung zugezogen."

16. Koblenz.

(1825—1826.)

H. J. Dietz. Das Bürgerhospital. Luisens Reisebericht. Vereinigung mit Apollonia Diepenbrock und Pauline v. Felgenhauer. Karoline Settegast. Ankunft der Barmherzigen Schwestern.

Wie zum Trost und Balsam für die Herzenswunde, welche ihr die unerbittliche Hartnäckigkeit des Schwagers versetzt hatte, fügte es die Vorsehung, daß ihr etwa ein halbes Jahr später wenigstens zeitweilig Gelegenheit geboten wurde, den Dienst einer Barmherzigen Schwester tatsächlich auszuüben.

Auf einer Reise, welche Luise um die Osterzeit 1825 — also in den Tagen, da ihre Klosterangelegenheit noch in der Schwebe hing — nach Frankfurt zu machen hatte, lernte sie den Koblenzer Stadtrat Dietz kennen, und diese Bekanntschaft führte sie in der Folge nach Koblenz.

In Koblenz war seit dem Hungerjahr 1817, wo Joseph Görres an der Spitze eines rasch und kräftig eingreifenden Hilfsvereins zur Linderung der Not so Außerordentliches geleistet hatte, der im Herzen der Bürgerschaft erwachte Geist christlicher Charität lebendig geblieben. Einsichtsvolle Männer bemühten sich, Zerstörtes aufzubauen, zu neuem Guten den Grund zu legen, auf dem Acker, den Görres umgepflügt, frische Keime zu pflanzen. Eine Armenschule wurde gegründet, der christliche Frauenverein entfaltete eine hoch

ersprießliche Wirksamkeit, eine Neuorganisation der städtischen Krankenpflege, des Bürgerhospitals, war im Gange[1].

Im Mittelpunkt dieser edeln uneigennützigen Tätigkeit stand der durch seine patriotische und menschenfreundliche Wirksamkeit ausgezeichnete Stadtrat Hermann Joseph Dietz (geb. 20. Mai 1782), seit Beginn der zwanziger Jahre die Seele aller wohltätigen Unternehmungen seiner Vaterstadt. Wer das Leben von Görres und Brentano einigermaßen kennt, der kennt auch die edle Gestalt dieses liebenswürdigen Menschen, Bürgers und Fabrikherrn, der seinen Namen durch segensreiche Werke christlicher Humanität verewigt hat — „diesen treuen Freund und heiteren redlichen Hausmeister des barmherzigen Gottes", wie Brentano ihn genannt hat, diese „reinwilligste Bürgernatur, zu allen Anforderungen der Seele und des Herzens hinreichend, weil sehr verstehend, liebend, demütig"; damals in der vollen Kraft des Mannesalters, feurig, energisch, von einem Charakter wie Gold. Den vornehmsten Gegenstand seiner Sorge bildete das Bürgerhospital, das in der voraufgegangenen Kriegszeit der Stadt genommen und als Lazarett benutzt worden war. Daß das Hospital von der Regierung der Stadt zurückgegeben und die Trennung des damit verbundenen Militärlazaretts erlangt wurde, ist hauptsächlich sein Verdienst. Nunmehr galt es, das Haus neu einzurichten und die Anstalt ihrer anfänglichen Bestimmung gemäß einer geistlichen Leitung und erprobten Krankenpflegerinnen anzuvertrauen.

Während das Haus einem Umbau unterzogen wurde, trat man wegen der Übernahme in Unterhandlung mit dem Orden der Barmherzigen Schwestern vom hl. Karl Borromäus. Stadtrat Dietz reiste im Frühjahr 1825 selbst nach Frankreich, um von dem Ordenshause in Straßburg die Verwilligung

[1] Vgl. den Brief von Dietz in Görres, Ges. Briefe III 375.

einiger Schwestern zu erwirken. Er stieß aber dort auf Schwierigkeiten, welche wenigstens eine alsbaldige Übernahme des Spitals durch die erbetenen Schwestern unmöglich machte. Herr Dietz war eben auf der Rückreise von Straßburg und dem Elsaß begriffen, als er in Frankfurt mit Fräulein Hensel zusammentraf. Letztere hatte die Reise dorthin in einer Angelegenheit der Gräfin Stolberg unternommen, welche die Zukunft ihrer Cousine Ida Trost betraf, und weilte als Gast im Hause des trefflichen Rats Schlosser. Durch Brentano lernte Dietz sie kennen und fand in ihr, wie er an Görres in Straßburg berichtet, „ein überaus liebenswürdiges geistreiches Mädchen", das seine Aufmerksamkeit um so mehr erregte, als er hörte, daß sie „in Westfalen aus Neigung eine Armenschule übernommen" und „gesonnen war, in den Orden der Barmherzigen Schwestern einzutreten". Dieses zufällige Zusammentreffen erschien ihm dadurch „wie eine Schickung". Er war ja „auf vergebliche Werbung in Straßburg gewesen, nun fand sich schon eine Schwester", die vielleicht für Koblenz zu gewinnen war und ihm aus einer Verlegenheit helfen konnte. In der Hoffnung, die Entsendung Barmherziger Schwestern von dem Straßburger Hause für sein Spital schon jetzt zu erlangen, hatte er nämlich die bezahlten Wärterinnen bereits entlassen. Er stellte Fräulein Hensel seine Not vor und bat sie dringend, ihm in seinem christlichen Unternehmen beizustehen. Luise reiste mit ihm und seiner Familie — auch Brentano war im Geleit — den Rhein hinab, blieb einige Tage in Koblenz, um sich das neue, noch im Umbau begriffene Spital anzusehen und mit den Verhältnissen bekannt zu machen, schloß nebenbei einen Herzensbund mit den braven Schwestern Doll, welche auf Marienberg bei Boppard ein Mädcheninstitut gegründet hatten — und schied endlich von dem Kreis der ihr liebgewordenen Menschen mit dem Versprechen, daß sie, wofern ihr Schwager

unbeugsam auf seiner Erklärung bestünde, nach Koblenz zurückkommen und mit zwei Freundinnen, die sie ebenfalls dafür zu werben gedenke, die provisorische Krankenpflege im Hospitale übernehmen wolle. — Das letzte Wort von seiten ihres Schwagers war um jene Zeit noch nicht gefallen.

Von Koblenz reiste Luise Hensel über Bonn und Köln nach Düsseldorf, wo sie mit den alten Freunden eine glückliche Woche verlebte, machte auf der Weiterreise einen Besuch in Dülmen und Bocholt, und nahm von dort ihre geliebte Apollonia für mehrere Wochen mit in ihr stilles Wiedenbrück.

Der endgültigen Entscheidung ihres Loses harrend, erstattete sie hier am 26. Juni 1825 dem in Koblenz zurückgebliebenen Brentano folgenden Reisebericht:

„Gott sei Dank, lieber Klemens, daß ich endlich von Dir und unsern Lieben in Koblenz höre. Ich hätte Dir gern schon geschrieben, aber teils wollte ich nicht gern so in die Welt hineinschreiben, ohne recht zu wissen, ob und wo mein Brief Dich fände, teils auch konnte ich kaum zur Besinnung kommen bis jetzt. . . . Doch jetzt sollst Du von allem hören, wonach Du fragst.

„Ob ich in Dülmen gewesen bin? — Ich habe ja von dort einige Zeilen an Frau Dietz geschrieben, wie ich meine, und die Gebetbücher geschickt. In Bocholt bin ich fünf oder sechs Tage gewesen, habe alle gut und liebenswürdig gefunden wie immer, Papa Diepenbrock heiterer als jemals, Trücks [Gertrud] als Braut des Herrn v. Raesfeld — — und — denke Dir meine Freude, lieber Klemens, meine Apollonia habe ich mit hierher genommen und drei Wochen bei mir gehabt. Das waren glückselige Tage für mich! Ich wünschte oft, daß Du es wissen möchtest, damit Du Dich mit mir freutest. Möge nur diese Gnade Gottes an meiner Seele nicht fruchtlos bleiben. —

„Apollonia hat mir fleißig geholfen bei meinen Kirchenarbeiten. Wir haben vier Prozessionsfahnen gemacht, die noch zum Fronleichnamsfest fertig sein mußten[1]. Oft und viel haben wir dabei von Dir, lieber Klemens, gesprochen, besonders weil ich auf die eine Fahne ein Lamm Gottes sticken mußte, was mir viel Mühe machte ‚wegen der Wolle' — wozu ich hier nicht den notwendigen Apparat kriegen konnte. Dann haben wir uns ein bißchen geübt in der Krankenpflege, wozu eine alte, in Schmutz und Elend fast umkommende Frau uns treffliche Gelegenheit gab, und ich habe mich recht gefreut, Apolloniens erstes Probestück dieser Art zu sehen — sie hat sich ritterlich benommen. Appel will nach Koblenz gehen, auf einige Zeit wenigstens, aber nur wenn Ihr eine Barmherzige Schwester kriegt oder ich hinkommen darf. — Hat Herr Dietz denn meinen letzten Brief an seine Frau nicht gelesen? ich habe ihr ja alles geschrieben. Vater Diepenbrock will es gern zugeben, noch lieber als nach Münster, wohin aber Appel einen stärkeren Zug zu haben scheint, seitdem sie das Institut gesehen hat. Gott wird ja zeigen, was mit mir sein heiligster Wille ist; ich leide in dieser Ungewißheit viel und bin von mancher Seite darüber in Verlegenheit. Es ist alles geschehen, was nur geschehen konnte, um Rochs zu einer günstigen und baldigen Antwort zu bewegen. Wilhelm hat ihm geschrieben, meine Mutter — ich habe ihm und seiner Frau geschrieben, und wir alle haben in ihn

---

[1] Noch in alten Tagen, in einem Brief vom 24. Mai 1859 an Apollonia Diepenbrock, wiederum aus Wiedenbrück geschrieben, erinnert sie die geliebte Freundin an diese frohen, gemeinsam verlebten Jugendtage und gedenkt des „schönen Festes in St Viet, wo sie mit der Prozession gingen durch den schönen Eichenwald, wo die Glocken in einem Baume hingen", und Appel ihre Freude daran hatte, „wie ein alter Bauer im himmelblauen Rock so andächtig und rüstig die beiden Glöcklein läutete".

gedrungen, sich bald zu entscheiden — denn er schweigt ganz eigensinnig gegen uns alle drei. Ich will jetzt noch vier Wochen warten; schreibt er bis dahin nicht, so will ich durch meine Mutter seine Erklärung fordern. — Gott leite es!

„Jetzt weiter in der Beantwortung Deines Briefes. Windischmanns Bekanntschaft in Bonn ist mir in Bezug auf Rudolf ungemein lieb; er hat mir angeboten, wenn Gott ihn erhält und der Knabe später in Bonn studiert, wollte er ihn an seinen Tisch nehmen und so gut er nur könnte und wüßte eine väterliche Aufsicht über ihn führen. Ich habe die trefflichen Windischmanns in den 24 Stunden, die ich bei ihnen zubrachte, sehr lieb gewonnen. Frau Lieber [eine Tochter Windischmanns] war auch da, aber sehr leidend; sie wie ihren liebenswürdigen Mann habe ich herzlich lieb; auch Frau Walter [ebenfalls eine Tochter Windischmanns] und Klara. —

„In Cölln bin ich bei der Frau Hirn gewesen, die mit Gottergebenheit über ihr Leiden sprach, dem Leibe nach nicht viel verändert war. Ich mußte ihr auch von Dir erzählen ... Den andern Morgen 6 Uhr mußt ich wieder auf die Post. Um halb 5 bin ich nach einer Muttergotteskirche gegangen, wo eine Segensmesse war, und wo ich das schöne Bild von Rubens gesehen habe, dann habe ich den Dom von außen und im Umgang gesehen — das Schiff der Kirche war noch geschlossen, und ich hatte keine Zeit mehr, es mir öffnen zu lassen. — In Düsseldorf bin ich neun Tage gewesen, wo mir Pater Wüstens Unterhaltung und der Umgang meiner lieben Dursts und ihrer allerliebsten Kinder eine wahre Erquickung waren, denn ich war sehr unwohl.

„In Dülmen fand ich alles wie sonst. Die guten Menschen dort fragten alle nach Dir. Der Grabstein der Emrich ist bloß ein viereckiger Stein, Vikar Niesing meint, Du wolltest ihn so, und die Inschrift sollte drauf eingehauen werden;

das aber hat man noch nicht gewagt zu tun, weil der Bürgermeister sich widersetzt hat, und man fürchtet, er würde ihn wegnehmen lassen. Wie engherzig und kalt ist doch die Welt! . . . Mir war es ungemein rührend, mit Apollonia an ihrem Grabe zu knien — ich habe mir eine Hand voll Sand unter dem Stein hervorgekratzt; auch von dem Grabe der seligen Oberin in Düsseldorf[1] hab ich mir Sand genommen und so habe ich nun die Gräber meiner zwei heiligen Freundinnen immer vor Augen; ich habe den Sand in ein Glas getan und an den Fuß meines Kreuzbildes gestellt. Und so ist denn also eine Hand voll Staub alles, was uns von der Freude des Lebens übrig bleibt. Ach, ich bin an der Seite, in den Armen der Emrich so glücklich gewesen, wie noch nie auf Erden — und nun ist das aus — ganz aus, und niemals wird es auf Erden wieder so. Ich habe noch keinen Menschen so geliebt wie die Emrich, und kann auch keinen mehr so lieben.

„Es würde mir weh tun und viel würde mir fehlen, wenn Apolloniens Weg von dem meinen sich trennte. Sie hat so viel, was mir fehlt, und ihr Umgang ist mir auch ohne Wort die lehrreichste, erbaulichste Predigt. —

„Mache doch nur, daß ich bald erfahre, ob Ihr für die Armenschule in Koblenz die junge Lehrerin wollt, welche ich Euch vorgeschlagen habe — sie muß ihre jetzige Stelle dann aufkündigen. Ich glaube, daß sie dort sehr segensreich wirken

---

[1] Sie starb im gleichen Jahr wie Katharina Emmerich. Am 31. August 1824 schreibt Luise Hensel an Klemens Brentano: „Der Tod der frommen Mutter Franziska in Düsseldorf hat meinem Herzen eine tiefe Wunde gegeben — Gott allein vermag sie zu heilen. O dies Jahr hat mir viel genommen, erst meine Emrik, nun auch diese. Ich fühle jetzt den ganzen Ernst des Lebens, das nur aus Opfern besteht. Gott habe auch für diese Tränen Dank."

könnte; sie ist eine gar liebe, treffliche Seele, verständig, einfältig und sehr angenehm.

„So häufig ward ich in diesem Brief unterbrochen, daß es über dem Schreiben und wieder Liegenlassen und wieder Schreiben — der 1. Juli geworden ist. Leb wohl, lieber Klemens! Habe Dank für alle Lieb und Treue und daß Du mir auf dem Rhein so schöne Lieder gesungen hast. — Laß uns füreinander beten. Rudolf grüßt herzlich. Er wird immer mehr ein Lateiner — gebe Gott, daß er ein guter Christ wird. Luise."

„Glückselige Tage" nennt Luise die drei Wochen ihres Zusammenseins mit der geliebten Apollonia. Aber auch diese trug aus dem Aufenthalt in Wiedenbrück einen geistigen Gewinn davon, der sie noch lange beglückte und in ihrem kindlich dankbaren Gemüte fortlebte. „Sei herzlich gegrüßt", schrieb sie nach ihrer Rückkehr[1], „meine liebe teure Schwester! Die schönen Tage bei Dir haben mein Herz noch fester an das Deinige geknüpft, und es ist mir, als müßte ich immer bei Dir sein, ich sage es Dir gerade heraus; Deine Nähe ist mir viel viel wert, und ich danke Gott, der mir Deine Freundschaft und Liebe so unverdient schenkte. O möge er uns doch vereinigen hier, und einst dort in seiner Herrlichkeit! — So viel wollte ich Dir sagen, meine geliebte Luise, so freundlich Dir danken für alle Deine Liebe, und ich meine immer, die Worte sprechen das nicht aus, was ich Dir sagen wollte; der liebe Heiland sieht's in meinem Herzen, der soll es Dir sagen, geben und lohnen . . . Du hast wohl schon jetzt einen Brief von Deinem Schwager erhalten, ich zweifle nicht daran einen beruhigenden, und dann werden wir gemeinschaftlich anfangen, unsern lieben Heiland in seinen Kranken zu pflegen: o glückseliger Tag!"

---

[1] Haus Horst, am 14. Juni 1825.

Dieser Tag sollte kommen, das Losungswort lautete aber, wie wir wissen, nicht Münster, sondern Koblenz. Als es endlich feststand, daß Apollonia mit der Freundin zum gemeinsamen Liebesdienst dahin gehen dürfe, da schien ihr ein Gesicht der seligen Emmerich zur Wahrheit zu werden, welches ihr von dieser einst war mitgeteilt worden: „Sie sah aus uns beiden einen gleichen Strahl der Sehnsucht ausgehen und sich wieder in einen Punkt vereinigen — sollte das nicht auch Bezug auf unsere jetzige Lage haben? Ach, liebe Luise, je mehr ich bitte und nachdenke, je größer wird meine Sehnsucht."

Die zweite Freundin, welche Luise Hensel für den Krankendienst in Koblenz gewann, war Pauline v. Felgenhauer in Herzebrock. Bei einem Besuche, den sie derselben noch im Sommer machte[1], gedieh der menschenfreundliche Plan dieser schönen Seelen ohne Zweifel zur Reife, und der Herbst 1825 sah dann die drei edelmütigen, von reinster Menschenliebe glühenden Jungfrauen zu dem uneigennützigsten und opfervollsten aller Dienste, zur Pflege der Leidenden, in Koblenz vereinigt.

Die Neueinrichtung des Bürgerhospitals war eben erst vollendet worden. Den ganzen Sommer über hatte der Umbau die angestrengteste Tätigkeit in Anspruch genommen, um die Räume bis zum Herbst bewohnbar zu machen. „Hier arbeitet man" — schrieb Therese Doll[2] an Luise Hensel — „mit vielem Eifer und gutem Willen an der Einrichtung des Hospitals. Ich habe Dich schon im Geiste dort herumwandeln und die Kranken liebevoll verpflegen gesehen. Die Schulen der armen Kinder sollen im nämlichen Gebäude, aber abgesondert eingerichtet werden, wodurch der Wirkungskreis der

[1] „Die Tage unter einem Dache mit dem lieben Heiland, und bei der frommen Pauline waren gewiß recht schön" — schreibt Appel am 11. August 1825 an Luise Hensel.

[2] Aus Koblenz, 28. Mai 1825.

frommen Unternehmerinnen erweitert und der Segen des guten Wirkens auch den armen Verlassenen zu teil werden kann. Auch der Frauenverein soll sich wöchentlich einmal dort in einem dazu eingerichteten Saale versammeln, an der Besorgung des Weißzeugs tätigen Anteil nehmen und so, von diesem zur Betrachtung des Wichtigeren übergehend, einen ernsteren Charakter erhalten. . . . Frau Dietz ist nach Nancy, um dort Barmherzige Schwestern anzuwerben, die durch geprüften Willen und geübtes Wirken dem Ganzen Halt und Dauer geben sollen und, so Gott will, durch ihr Beispiel auch andere zur Nachfolgung aufmuntern und anleiten werden. . . . Wenn einmal ein solches Werk gegründet ist, wird es die Stütze manches Guten sein und vieles nach sich ziehen. Welche herrliche Aussicht in die Zukunft!"

Die Reise der Frau Dietz nach Nancy war insoweit von Erfolg begleitet, als das Mutterkloster der Schwestern vom hl. K. Borromäus daselbst die Entsendung von fünf Ordensschwestern zusagte; dieselben konnten aber nicht sofort, sondern erst für das folgende Jahr dem Koblenzer Hospitale zur Verfügung gestellt werden. So hatte denn der energische Stadtrat Dietz wohl Grund, es als eine providentielle Fügung zu preisen, daß drei freiwillige Pflegerinnen sich fanden, welche in der Zwischenzeit, in die Lücke eintretend, dem schönen Werke der Barmherzigkeit sich widmen und den ersehnten Ordensschwestern den Weg bereiten sollten.

Es war um die Mitte November 1825, als Luise Hensel mit ihren beiden Freundinnen und Helferinnen, Diepenbrock und Felgenhauer, in Koblenz eintraf. Für den wackern Dietz und alle Gutgesinnten ein Freudentag.

Am 19. November fand die Einweihung des Hauses statt. „Als der Herr von neuem in die verlassene Hospitalkirche einzog, schmückten diese drei Jungfrauen den Altar ihres Gottes, beteten ihn an, vereinigten das Opfer ihrer

Herzen mit dem unblutigen Opfer, welches nach langer Unterbrechung wieder am Feste der hl. Elisabeth (19. November) im Jahre 1825 dort gefeiert wurde."[1]

Die Herdflamme christlicher Liebe, die hier von diesem Tage an entzündet und treulich gehütet ward, hat nicht nur unzählige Arme und Unglückliche erquickt, sie hat mit ihren erwärmenden Strahlen auch geistig erweckend weithin gewirkt. „Was jene wunderbare Liebe, die dem Herzen des Gottmenschen entstammt, ersinnt und ausführt, übten diese drei begnadigten Jungfrauen", heißt es in der Lebensskizze der Karoline Settegast. Der Odem heiligen Glaubens wirkte in ihnen, ging belebend von ihnen aus.

Wer kann es ermessen, was die Kraft einer sittlichen Tat in ihrer Fortwirkung für Kreise zieht? Tatsache ist, daß das exemplarische und wahrhaft heldenmäßige Wirken der drei miteinander wetteifernden Jungfrauen „der Stadt und besonders der weiblichen Jugend zur großen Erbauung" diente; Tatsache ist, daß das neu organisierte Hospital rasch in Aufnahme kam und „durch das Beispiel seiner Bewohner, durch die reiche, ihm entströmende Segensfülle und durch die der christlichen Barmherzigkeit eigene Anziehungskraft ein neues, eifriges Glaubensleben in Koblenzer Kreisen" verbreitete[2].

Als täglicher Zeuge dieses begeisterten Wirkens schreibt Klemens Brentano im Frühjahr 1826 an seinen Bruder Franz: „Unsere drei Jungfern: Hensel, Diepenbrock und Felgenhauer haben nun ein halbes Jahr die Kranken im Hospital mit großer Liebe und Frömmigkeit, und selbst viele in der Stadt mit Pflege der beschwerlichsten Nachtwachen, bedient, ja selbst die Toten aus den Sälen getragen, mit

---

[1] A. Joachim, Karoline Settegast, Koblenz 1875, 29.
[2] Diel-Kreiten, Klemens Brentano II 330.

den Sterbenden gebetet und viele verkehrte und verlorene Personen durch Liebe und Gebet zur Bekehrung auf dem Krankenlager gebracht. Ihr Beispiel erweckte andere Jungfrauen der Stadt, deren mehrere bereits die Werke der Liebe und Almosenpflege zu großer Erbauung üben." [1]

Eine ihnen tief innerlich verwandte Natur war Karoline Settegast, Tochter des Arztes Modest Amand Settegast in Koblenz, durch ihre Mutter Geschwisterkind von Görres, die von Jugend an den Drang in sich fühlte, dem Dienste Gottes in den Armen sich zu widmen. Sie war um mehrere Jahre älter als Luise und Apollonia. Von häuslichen Pflichten gebunden, konnte sie anfänglich dem Zuge ihrer Nächstenliebe nur in begrenztem Maße nachgeben, aber so viel nur immer möglich, schloß sie sich dem Wirken dieser in Gott vereinten Seelen an, mit denen sie bald die innigste Freundschaft verband. Jede freie Stunde wurde dem Besuche von Kranken, der Pflege von armen oder verlassenen Kindern gewidmet. Bis an ihr Lebensende — sie erreichte ein Alter von achtzig Jahren — war „die Seligkeit der Barmherzigen die Sehnsucht, nach deren Erfüllung allein sie strebte" [2].

Auch eine Nichte der Frau Dietz, Gertrude Nell, Tochter des damals bereits verstorbenen Kammergerichtspräsidenten Nell, arbeitete mit Eifer mit, unaufhörlich tätig im Frauenverein und eine Säule desselben [3]. Eine Tochter des Baumeisters Lassaulx bildete sich an diesen Beispielen selbstloser Hingabe heran; ebenso die liebenswürdige originelle

---

[1] Brentanos Ges. Briefe II 96—97.

[2] A. Joachim a. a. O. 25 30.

[3] Sie starb schon 1829, ihr ganzes Vermögen floß dem Hospital in Koblenz zu. In dem Werke über die Barmherzigen Schwestern hat Brentano ihr ein schönes Denkmal gesetzt. Vgl. Diel, Ausgewählte Schriften Klemens Brentanos I 228. Ungedruckter Brief Brentanos vom 9. Januar 1829 an Luise Hensel.

Margarete Verflassen, Tochter eines Koblenzer Malers, und viele andere „trugen bei mit gutem Willen“ [1].

Der rührige Dietz war und blieb die Seele des hochherzigen Unternehmens — es sei „nicht zu sagen, wie dieser treue, fromme, Gott und Menschen dienstbare Mann Tag und Nacht für seine leidenden Nebenmenschen arbeite“, versichert Brentano — und die jungfräulichen Pflegerinnen fühlten sich glücklich, seiner anspornenden Führung zu folgen und in solchem Tun zugleich „das Werk und die Weise der seligen Emmerich fortzusetzen“. Was den scharf beobachtenden Dichter dabei besonders wohltuend berührte, war die Wahrnehmung, daß sie alles dieses ohne falsche Begeisterung in der größten Einfalt übten. Von Apollonia bemerkte er, sie setze „durch ihre Klarheit, Demut, Einfalt, Liebe, Tüchtigkeit und den Frieden, den sie verbreitet, alles in Verehrung für ein solches Wirken, das durch sie alles Exzentrische verliert“ [2].

Im Juni kam Melchior Diepenbrock, der seitdem Sailers Jünger und Sekretär geworden, als junger Priester nach Koblenz und war Zeuge, wie seine Schwester, seine teure „Appel“, und ihre Freundinnen in Hospital und Stadt als „Engel des Segens“ walteten [3].

Luise Hensel zog sich in dem beschwerlichen Dienste ein Augenleiden zu, das besonders gegen die Frühjahrszeit einen besorgniserregenden Grad annahm. „Daß Du“ — schreibt sie an E. Piaste [4] — „so sorgend nach meiner Gesundheit fragst, rührt mich recht, liebe Emilie. Im ganzen geht es mir jetzt sehr gut damit, aber ich kann nicht mehr so viel von mir fordern und fühle eher eine Ermüdung als vor

[1] Brentano an Görres. Vgl. J. v. Görres, Ges. Briefe III 224.

[2] Klemens Brentanos Ges. Briefe II 130.

[3] Ebd. II 146.

[4] Koblenz, den 8. März 1826.

einigen Jahren. Besonders schwach sind meine Augen, über die ich schon einen Arzt habe befragen müssen, da ich immer Flecken sehe und fortwährend am Gesicht verliere. Nach den Verordnungen richte ich mich soviel ich kann, in diesem Augenblick jedoch nicht, da ich Dir diesen Brief bei Nacht, bei einer Kranken wachend, schreibe, da ich schon weiß, daß ich morgen keine Zeit und Ruhe dazu finde, und es meiner Seele nicht versagen mag, sich einmal mit Dir und Minchen zu unterhalten, wenn auch auf Kosten der Augen. Sei aber unbesorgt um mich, liebe Emilie, denn ich nehme mich jetzt viel mehr in acht als früher, indem ich wohl einsehe, daß in dem Gebot ‚Du sollst nicht töten' auch befohlen ist, das eigene Leben, die eigene Gesundheit zu schonen[1]. Im ganzen demütigt es mich oft und ist mir daher gewiß heilsam, daß ich mir manche Bequemlichkeit habe angewöhnen müssen und mehr Speise, Schlaf ꝛc. bedarf als früher, wo ich einen Überfluß an Kraft in mir fühlte. Doch genug von diesen unwichtigen Dingen."

„Im Mai", fährt sie fort, „denken wir nach Westfalen zurückzukehren, da bis dahin die Barmherzigen Schwestern kommen sollen, die künftig das Hospital übernehmen werden. Ich konnte mir die Freude nicht versagen und es tut mir innig wohl, wenigstens eine Zeitlang diesem Beruf anzugehören, nach dem ich mich schon so lange gesehnt habe. Was in der Folge werden soll, das wird Gott ja wohl zeigen; ich habe mir vorgenommen, ganz willenlos ihm zu folgen, wohin er mich weist. Möge er mir nur seinen heiligen Willen zu erkennen geben!"

Die Ankunft der Barmherzigen Schwestern aus Nancy verzog sich bis in den Monat Juli. Anstatt fünf kamen

[1] Das Augenleiden wurde auch wieder gehoben, doch blieb ihr noch lange Zeit eine empfindliche Schwäche zurück.

ihrer acht, welche von Dietz in Trier abgeholt, von der Bürgerschaft in Koblenz mit dankbaren Wünschen empfangen wurden. Die ganze Stadt war in Aufregung. Das Volk, das seit einer Generation in diesen Gegenden keine Klosterfrauen mehr gesehen hatte, begegnete ihnen überall mit Zeichen der Freude und Ehrfurcht, und es gab manche unter den Zuschauern, welche der Anblick der guten Schwestern bis zu Tränen rührte.

Niemand war wohl an diesem Tage glücklicher als der redliche Stadtrat Dietz, der durch den Einzug der Ordensfrauen das Werk langer Sorge gekrönt sah. „Sie empfangen das Hospital", meldet Brentano nach Straßburg, „durch seine unglaubliche Anstrengung und die treue, gesegnete Arbeit von drei Jungfrauen aus Westfalen, welche es seit acht Monaten bedient, in einem sehr blühenden, reinlichen Zustand; ihre Ankunft ist für die Koblenzer alte Bürgergarde in der Kastorgaß und für viele andere eine große Freude. Dietz ist ein ganz goldener Mensch: er hat in Kraft, Einfalt, Heiterkeit und Nächstenliebe, seit ich ihn kenne, ungemein zugenommen." [1]

Am 10. Juli wurde den Schwestern das Hospital feierlich übergeben. Mit diesem Tage fand die Wirksamkeit der bisherigen Pflegerinnen, eine segensreiche Arbeit von acht Monaten, ihren würdigen Schluß. Bei dem Mittagsmahle, welches der Stadtrat zum Empfang der neuen Gäste veranstaltet hatte, verrichteten jene den letzten Liebesdienst im Hause, indem sie mit einigen ihnen befreundeten Jungfrauen den Ordensschwestern zu Tische dienten. „Ihre Aufgabe war nun vollendet, sie hatten in Liebe und Demut den Klosterfrauen den Weg angebahnt und leiteten als heimliche Trägerinnen kirchlicher Ordensgelübde langsam und unver-

[1] Görres, Ges. Briefe III 261.

merkt zu dem wieder einzuführenden Ordensstande über. Als die ersehnten Schwestern angekommen, traten die freiwilligen Vorläuferinnen zurück, um in andern Kreisen ähnliche Samenkörner des Heiles auszustreuen." [1]

Pauline v. Felgenhauer trat einige Jahre nachher (1829) in das Ursulinenkloster zu Düsseldorf, starb aber frühzeitig; es war eine sanfte, fromm ergebene Seele. Apollonia Diepenbrock kehrte nach kurzer Abwesenheit mit ihrem in Ruhestand getretenen Vater wieder nach Koblenz zurück, zur großen Freude des Armenvaters Dietz, und übernahm dort, in Gemeinschaft mit Karoline Settegast und später auch der Gräfin Amalie v. Merveldt aus Münster, die Erziehung verwahrloster Kinder[2]. Luise Hensel endlich folgte nach einer kurzen Ruhepause, wie wir bald hören werden, einem Rufe zur Erziehung und zum Unterrichte junger Mädchen.

„Der Abschied von Koblenz war uns recht hart", heißt es in einem Briefe Luisens an ihren Bruder. „Wir sind dort recht glücklich in unserem Hospital gewesen, und lebten mit sehr lieben und ausgezeichneten Menschen im Verein. Die guten Nonnen, deren Stelle wir nur vertraten, haben wir nur noch flüchtig kennen gelernt, aber auch recht lieb gewonnen."

Sie konnten ruhig und zufrieden scheiden, die braven Stellvertreterinnen. „Es folgte ihnen der Segen vieler Armen und aller, die sie kannten", bezeugt Brentano[3] — und ein schönerer Nachruf in so wenig Worten konnte ihnen nicht werden. Ihr Beispiel aber lebte fort. Denn, wie schon angedeutet, aus dieser Schule helfender Menschenliebe und Barmherzigkeit zu Koblenz ist noch manch andere edle Gestalt emporgewachsen, die im Dienste der Charität ihre

[1] Diel-Kreiten, Klemens Brentano II 398.

[2] A. Joachim, Karoline Settegast 46. Görres, Ges. Briefe III 381.

[3] Ges. Briefe II 154.

Lebensaufgabe gefunden und in Einfalt, Kraft und unbewußter Seelenschönheit die höchsten der acht Seligkeiten verkörpert hat.

O dieses stille, verborgene, wort- und geräuschlose Heldentum der Menschenliebe! Die rührenden Märchengestalten aus dem Reich der Poesie, jene duldenden, hingebenden Jungfrauen, jene himmlisch treuen aufopfernden Schwestern des Volks- und Kindermärchens — man könnte glauben, sie seien zur Wirklichkeit erwacht und ins alltägliche Leben eingetreten, wenn man Erscheinungen wie Apollonia Diepenbrock, Luise Hensel, Karoline Settegast, Margarethe Verflassen, Gräfin Merveldt, Johanna v. Droste-Vischering u. a. in ihrem Tageswirken betrachtet. Und sie waren nur das vereinzelte und weltliche Abbild jener gottgeweihten großen Schar der Barmherzigen Schwestern aller Namen und Schattierungen, dieser erfinderischen Engel des Trostes und des Mitleids, welche freudig Jugend und Leben dahingeben in den Dienst der hilflosen, leidenden und seufzenden Menschheit.

Alle Künste haben gewetteifert, jene Märchengestalten, die unvergänglichen Sterne des Kinderhimmels, zu verherrlichen — sollten diese aufopfernden Frauengestalten der sichtbaren Wirklichkeit, in und außer dem Orden, in denen die Religion der Liebe in ihrer ganzen sanften Hoheit erscheint, eines minderen Preises würdig sein? „Was ist alle Berühmtheit und irdische Größe hiergegen!“ rief Peter v. Cornelius, auf der Höhe seines Ruhmes stehend, aus, als die Rede auf diese Liebe um Gottes willen kam. Selbst ein Skeptiker wie Voltaire fühlte sich gedrungen zu gestehen: es gebe nichts Größeres. Und doch — alle Künste wären nicht im stande, das himmlisch schöne Heldentum dieser Genien reiner Menschengüte, dieser körperhaft durch das Leben schwebenden Charitas, in der ganzen erfinderischen Größe und Fülle preisend zu erschöpfen.

17. In Sondermühlen und Marienberg.

(1826—1827.)

Th. Goßler. Wiesbaden. Malchen Stolberg. Der Bruder in Rom. Die Schwestern Doll und Marienberg.

Im Hause des treuen Armenvaters Dietz und seiner ebenso trefflichen und seelenguten Frau Johanna gönnte sich Fräulein Hensel vor ihrer Abreise noch einige Ruhetage. In diese letzten Stunden des Koblenzer Aufenthalts fällt die aus ihren gedruckten Briefen bekannte Begegnung mit den Brüdern Theodor und Hermann Joseph Goßler, Söhnen des damaligen Regierungspräsidenten Goßler in Köln, welche nicht lange zuvor in Bonn katholisch geworden waren und nun im Begriffe standen, nach Italien zu reisen.

Luise Hensel ging eben mit der Familie Dietz über die Schiffbrücke, weil die Freunde ihr vom „Bonnacker" aus noch die Aussicht zeigen wollten. Hier schloß sich Theodor Goßler ihnen an. Ein Gespräch über das neue schöne Schriftchen von Görres über den hl. Franz von Assisi, den geistlichen Troubadour, veranlaßte Luise zu der Bemerkung: es müsse ein besonderer Schutz und Segen über dem Orden dieses Heiligen walten, da sie soeben die Nachricht erhalten hätte, daß die Kabinettsordre vom König schon unterzeichnet sei, daß die westfälischen Ordenshäuser der Franziskaner wieder annehmen dürften. Diese Mitteilung vernahm Theodor Goßler mit großer Bewegung, und sie wurde Veranlassung, daß er, statt südwärts über die Alpen, nach Westfalen ging und im Franziskanerkloster zu Rietberg als Novize eintrat[1].

Von Koblenz begab sich Luise Hensel zunächst nach Wiesbaden, wo eine hilfsbedürftige Freundin die Arme nach ihr ausstreckte.

[1] Briefe an Schlüter 160. — Über die weiteren Schicksale des P. Henrikus vgl. Rosenthal, Konvertitenbilder I 402—404.

Medizinalrat Dr Peez holte sie „fast mit Gewalt" dahin ab, um seiner leidenden Frau durch ihre Gegenwart Trost und Sonnenschein ins Haus zu bringen. Frau Marie Peez, geborne Weinrich, welche das Jahr zuvor auf eigentümlichen Wegen in den Schoß der Kirche geführt worden war[1], hatte durch Klemens Brentano Luisens Bekanntschaft gemacht und fühlte sich seitdem, wie sie in einem Briefe vom Frühjahr 1825 sich ausdrückt, mit ihr „wahrhaft verschwistert und verwandt durch ein ähnliches Lebensgeschick und den gleichen Zug zum Heile". Luise schätzte sie ebenfalls hoch und lernte sie während des über einen Monat dauernden Aufenthalts in Wiesbaden noch inniger lieben und verehren, wie sie ihrem Bruder Wilhelm kundtat, der mit Freude vernahm, daß sie „in der Umgebung einer liebenswürdigen Familie Erholung von den zu anstrengenden Werken der Liebe im Koblenzer Spital genieße und dabei zugleich sich nützlich erweise". Ein in jenen Tagen zur Welt gekommenes Töchterchen der Freundin hob Luise aus der Taufe; es erhielt die Namen Luise Therese Maria.

In Wiesbaden machte sie auch die Bekanntschaft Melchior Diepenbrocks, der gerade zur Kur dort weilte und „mit ziemlichem Gedeihen" gegen seine Hypochondrie Brunnen trank und badete. Da er bei Dr Peez zu essen pflegte, so hatte sie Gelegenheit, dem geistvollen Bruder ihrer lieben Apollonia, den sie in Koblenz nur flüchtig gesehen, persönlich näher zu treten. Nicht minder wert war ihr der Verkehr mit dem gelehrten Professor und Regens des Priesterseminars in Mainz, Andreas Räß, dem nachmaligen Bischof von Straßburg, der mit der Familie Peez eng befreundet war und öfters nach Wiesbaden kam. Sein Erscheinen wurde stets freudig begrüßt, und auch Luise fand

[1] Vgl. Brentanos Briefe II 107—108. Diel-Kreiten II 326.

an ihm einen geistlichen Berater, dessen stärkendes Wort und milde Unterweisung sich für ihr inneres Leben wohltätig erwies. Mehrere an ihn gerichtete Briefe aus dieser Zeit (1826—1827) sind Zeugen davon[1].

Nach ihrem Abgang von dort meldet sie ihrem Bruder: „Deine freundlichen Grüße an meine Freundin und ihren Mann werden sie freuen, ich schreibe meiner lieben Marie öfter. Ich kenne keinen Menschen, den ich für reiner halte als sie — das ist für eine Ehefrau viel gesagt. Wenn Du auf Deiner Heimkehr sie besuchen willst, wirst Du sie erfreuen und in ihr ein Engelsgemüt kennen lernen."

Am 9. August kehrte Luise Hensel nach Wiedenbrück zurück und begab sich dann, von der Gräfin Stolberg gerufen, zu Anfang September nach Sondermühlen. Von hier sandte sie dem noch immer in Rom weilenden Bruder Nachricht über die Pläne ihrer nächsten Zukunft.

„Du wirst Dich wundern" — schreibt sie[2] —, „von hier aus wieder einen Brief von mir zu erhalten, lieber Bruder. Ich bin seit dem 9. August wieder in Wiedenbrück, wie Kaplan Hensing es wünschte, um Rudolfs Sicherheit willen, den er noch immer für gefährdet hält, wenn ich nicht in seiner Nähe bin. Jetzt bin ich nur für einige Wochen hier (in Sondermühlen), um die Aussteuer und Hochzeit meiner ehemaligen Schülerin, Malchen Stolberg, bereiten zu helfen. In 14 Tagen gehe ich, so Gott will, wieder nach Wiedenbrück zurück, von wo ich später aber wieder hierher muß, indem die gute Gräfin Stolberg mich so gebeten hat, diesen Winter ihre Einsamkeit zu teilen. Wenn ich in Hinsicht des Gottesdienstes nicht so sehr viel

[1] Luise Hensels Briefe an A. Räß, sieben an der Zahl, wurden 1898 von K. Höber veröffentlicht in den Histor.-polit. Blättern CXXII 135—145.

[2] Sondermühlen, den 10. September 1826.

hier entbehrte [der Geistliche war in Melle], würde ich mich ihres freundlichen Anerbietens sehr gefreut haben; so aber habe ich freilich nur sehr ungern eingewilligt. Ich glaube, Dir wird es lieb sein, mich hier zu wissen, und der guten Gräfin einen Gefallen zu tun ist mir eine Freude. Ihre Kinder haben sie, bis auf ihre jüngste Tochter, dann alle verlassen. Ich werde natürlich öfter nach Wiedenbrück gehen, wohin von hier aus oft Gelegenheit ist, um meinen lieben Rudolf, der recht gut und groß geworden ist, zu besuchen; ich behalte deswegen dort meine kleine Wohnung. Wenn Du kommst, möcht' ich Dich gern dort erwarten; dafern Du über Kassel kommst, liegt Wiedenbrück auf Deinem Wege hierher. — Die Gräfin Stolberg grüßt Dich herzlich. Malchen heiratet einen Grafen Robiano, der ein Vetter ihres Schwagers ist. Sie wird in der Nähe ihrer Schwester [Maria Theresia] unweit Brüssel wohnen. Er scheint, nach allem was ich von ihm höre, ein vortrefflicher und sehr frommer Mann zu sein. Den 19. d. M. soll die Hochzeit sein; der Bräutigam wird am 16. erwartet. Ich muß oft im Herzen lächeln, wenn ich einen solchen Erwählten sehe, weil ich meinen Geliebten unendlich liebenswürdiger finde. Wäre ich ihm nur eine recht treue und liebende Braut, aber ach! da fehlt viel. Bete für mich, daß Gott meinem kalten Herzen Liebe und innige Treue auch im kleinen gebe."

Das Kloster stand noch immer im Vordergrund ihrer Hoffnungen und Pläne, während Wilhelm, der Bruder, sie lieber in einem weltlichen Berufe tätig sah. Wenigstens wünschte er, daß sie, wenn wirklich zum Ordensleben berufen — was er wegen ihres selbständigen Charakters bezweifelte —, ein Erziehungskloster wählen möchte. Seine Künstlerphantasie konnte sich mit der Vorstellung, daß Luise, seine jugendlich blühende, lieblich schöne Schwester, dem schweren und aufreibenden Krankendienste sich hingeben, viel-

leicht gar dessen frühzeitiges Opfer werden sollte, nicht versöhnen, und darum machte er von Zeit zu Zeit, wo sich Gelegenheit ergab, immer aber in schonender Weise, seine brüderlichen Einwände geltend.

An einem schönen Sommertage hatte Maler Hensel zu Rom der Einkleidung einer Nonne in Santa Maria Magdalena beigewohnt. Hieran anknüpfend berichtet er in einem Brief vom 29. Juli 1826: „Sie ist Cousine eines Freundes von mir und ich habe sie öfters in Gesellschaft gesehen. Sie heißt Carlotta Picconi und ist ausgezeichnet durch ihr musikalisches Talent; ihr Alter mag sich auf 19 Jahr belaufen. Du wirst leicht fühlen, wie die Feier mich ergreifen mußte und wie Dein Bild vor meiner Seele gestanden. Es ist ein so wichtiger, nicht zurückzutuender Schritt, und Du willst ihn tun? Tust Du ihn, so sei Gottes Kraft mit Dir; aber Überlegung, reifste Überlegung fordert er. Das Wesen der neuen Braut Christi gefiel mir, vielleicht nur im Vergleich mit Dir, nicht ganz. Es schien mehr Dreistigkeit als Festigkeit. Doch ich will nicht urteilen, Gott möge sie ihren Entschluß nie bereuen lassen. — Daß Du Deine Stelle [im Kloster der Barmherzigen Schwestern zu Münster] an Marie Neumann abgetreten, finde ich löblich und gut. Bleibst Du auch bei dem Entschluß, der Welt Valet zu sagen, so finde ich es durchaus den Dir vom Himmel anvertrauten Pfunden angemessener, daß Du in ein Erziehungskloster gehst und aus diesem der Welt nützliche und erfreuliche Bürgerinnen sendest. Pflegen, aufwarten können viele, und für ein gefährliches Leben ausrüsten will mehr sagen, als eines aus der Gefahr retten. Doch soll mein Wunsch Dir nicht als Rat erscheinen, nur warn' ich Dich, innere Stimmungen nicht für höhere Leitungen zu nehmen, es ist so sehr sehr leicht, sich in solchen Zuständen zu täuschen. Im ganzen glaub' ich gewiß, daß eine höchste Fügung über Dir waltet, aber eben darum hast

Du zu wachen, Dich nicht in einzelnen Begegnissen zu irren. Doch verzeihe, ich habe wohl schon zu viel gesagt, mehr als ich verstehe, und so also nur noch der liebende Wunsch, daß Gott Dir seinen gnädigen Willen unbezweifelt deutlich zu erkennen geben wolle."

Darauf antwortet die Schwester im oben erwähnten Briefe aus Sondermühlen: „Daß Du bei der Einkleidung jener Nonne an mich gedacht hast, freut meine Eigenliebe sehr. Du sagst mir aber bei dieser Gelegenheit einige schöne Sachen, die ich auf mich gar nicht anzuwenden weiß. Gott gebe der jungen Himmelsbraut seinen Segen! — Daß dieser Schritt wichtig ist, gebe ich zu; jedoch nicht wichtiger als der Entschluß zur Heirat, und doch besinnen sich die meisten Menschen darauf gar nicht lange und behandeln dies wichtige Werk ohne allen Ernst. Übrigens ist bei mir der Entschluß zum Klosterstande ja schon mehrere Jahre alt, und also wohl keine Übereilung zu fürchten. Es ist auch nichts zu wagen, indem ich schon im 29. Jahr bin und mich zu einem andern Lebensweg nicht mehr wenden würde, selbst wenn mich mein Gelübd (das ich vor mehreren Jahren schon abgelegt habe) nicht hielte. Ich habe immer, wo es auf eine Entscheidung in dieser Hinsicht ankam, gefühlt, daß ich zur Ehe nicht berufen sei. Freilich weiß ich noch nicht, ob und wann oder wo ich eine Zelle finden werde, wo ich, abgeschieden von der Welt, Gott und dem Nächsten mit andern, die denselben Zweck haben, dienen kann, und wenn es um Rudolfs willen nötig ist, so werde ich diesem Wunsch entsagen, aber es würde mir immer eine schmerzliche Entbehrung sein, und ich werde einsam und fremd wie eine Pilgerin durch das Leben gehen, bis mich Gott endlich zur ewigen Heimat einnimmt. Es ist mir jetzt völlig gleichgültig, in welchen Orden und in welches Land ich komme[1],

[1] „Nur daß ich meine lieben, lieben Dietz und so manche gute Seele überall vermissen würde" — bemerkt sie in einem ähnlich

dafern ich einmal Rudolfs Nähe verlassen darf. Pater Wüsten war dafür, daß ich das Kloster Marienstern in Sachsen wählte, wo die dortigen Bernhardinerinnen jetzt ein Pensionat errichten und von wo aus ich schon vor einigen Jahren eine Einladung erhielt. Kaplan Hensing aber wünscht, daß ich Koblenz wähle (wohin Herr Dietz Apollonie und mich berufen hat, um die Armenschulen zu übernehmen), damit ich, wenn Rudolf etwa in Bonn studiert, in seiner Nähe bin, weil er glaubt, es könne gut sein, wenn er in seinen Universitätsjahren mich öfters besuchen könnte. Wenn wir das Anerbieten des Herrn Dietz annehmen, so werden wir Franziskanerinnen werden, wozu wir in Wiedenbrück die Weihen erhalten können, da dort ein Franziskanerkloster ist. Wir nehmen dann aber nur die dritte Regel des hl. Franziskus an, welche sich mit unserem Beruf dort am besten verbinden läßt. Über dies alles wollen wir mündlich mehr beraten; bevor Du kommst, werde ich nichts dergleichen tun, da ich eher Rudolfs Geschick noch nicht gesichert weiß. — Rudolf könnte in keinen treueren Händen sein, und ich finde, daß sein Gemüt sehr gewonnen hat, seitdem der gute Hensing ihn erzieht. Er, wie auch Rudolf, der wirklich jetzt recht liebenswürdig ist, freuen sich ungemein auf Deine Ankunft; wäre sie nur nicht mehr so fern!"

In der Stille und dem Frieden des Lebens in Sondermühlen kam Luise auf den Gedanken, sich literarisch zu beschäftigen und an eine von Brentano vorgeschlagene Arbeit sich zu machen, nämlich an die Bearbeitung von Spees „Güldenem Tugendbuch".

„Da ich jetzt" — schreibt sie am Tage von Mariä Geburt 1826 an Klemens Brentano — „keinen Unterricht mehr zu erteilen habe, denke ich in diesem Winter mich im Latein

lautenden Brief an Brentano am 8. September 1826, der sie für Koblenz zu gewinnen wünschte.

und Französisch zu üben und — wenn es Ihnen lieb ist, wie Sie früher äußerten — auch wohl das Tugendbuch von Fr. Spee und ähnliche Büchlein in Neudeutsch umzuschreiben."

Alles ließ sich dementsprechend an — friedliche, arbeitsfrohe Einsamkeit. „Diesen Winter werden wir hier hoffentlich recht still leben, da die Gräfin nur noch eine Tochter behält." So dachte und schrieb sie.

Mitten im Winter aber ward sie von ihrer Freundin Sophie Doll gar dringend angegangen, ihr Institut in Marienberg (bei Boppard) auf einige Zeit zu übernehmen, da ihre Schwester Therese leidend, sie selbst aber genötigt sei, eine Reise nach Frankreich zu machen. Noch im Herbst hatte Brentano über das Institut der beiden braven Schwestern voll des Lobes geschrieben: „Die Bopparder Erzieherinnen wachsen an Einfalt und Frömmigkeit. Sophie ist enthusiastisch fromm. Sie sind festen Entschlusses, ihre Anstalt zu einer geistlichen emporzubringen." — Der Hilferuf verhallte nicht ungehört. Luise Hensel eilte an den Rhein und nach Marienberg. Die literarischen Pläne mußten zurücktreten vor der nützlichen praktischen Tätigkeit. Das „Goldene Tugendbuch" blieb beiseite liegen, da es galt, durch das mündliche Wort und das Beispiel jungen Herzen den goldenen Weg der Tugend zu weisen.

Es mochte gegen Ende Januar 1827 sein, als sie in Boppard ankam. Das Pensionat, seit etwa drei Jahren von dem mutigen Schwesternpaar gegründet, war in einem Flügel des weitausgedehnten, die Stadt überragenden ehemaligen adligen Frauenklosters untergebracht.

An Brentano, den sie auf der Durchreise in Koblenz in dem ihr so liebgewordenen Kreise der Familie Dietz begrüßt hatte, berichtet sie am Aschermittwoch 1827 über die Anfänge ihres neuen provisorischen Berufslebens auf Marienberg:

„Hier bin ich so ziemlich eingewohnt; nur verirre ich mich im Dunkeln noch öfters in dem großen Hause und ver-

wechsle die Namen der jungen Mädchen oft. Solange Sophie [noch] hier ist, gebe ich nur der kleinen Klasse, die sonst Therese hatte, Unterricht. Die Aufmerksamkeit der Kinder freut mich. Vorgestern und gestern haben Sophie und ich mit den Kindern recht getollt und ihnen dadurch den Wahn genommen, daß ich entsetzlich streng und ernst wäre. Sie scheinen mich jetzt lieber zu haben und vertraulicher zu werden. Ich habe die meisten unserer Kinder sehr lieb gewonnen, weil ihr Herz klar ist wie Kristall und ihre Richtung in der Hauptsache gut. Mehrere sind rührend unschuldig, die meisten fromm, und entschieden schlecht scheint mir kein einziges. Ich sehe recht mit Verwunderung, oder besser Bewunderung, welche Gewalt Sophie über die Herzen der Mädchen hat, und wie Gott ihr die Gabe der Erziehung im hohen Grade verlieh. Daß in dem Institut weniger Ordnung, Reinlichkeit und Exaktität herrscht, als ich sie wünschte, ist wahr; diesem Mangel wird aber schon ziemlich abgeholfen werden, und ich gestehe, daß ich eine Tochter, wenn ich eine hätte, lieber in diese Anstalt als in jede andere, die ich kenne, geben möchte.

„Therese (Doll) ist sehr liebenswürdig, es rührt mich immer sie anzusehen; sie ist freundlich wie ein Engel. Für das Institut wird sie noch immer segensreich sein, solange Gott sie uns läßt, obgleich sie nur durch Gebet, Rat und Zurechtweisung wirken kann, da ihre Kränklichkeit ihr alles andere Wirken unmöglich macht. . . . Ich hoffe, Gott wird diese Anstalt erhalten, bessern und immer segensreicher machen."

Mit einer persönlichen Wendung fährt Luise Hensel dann im selben Briefe an Brentano fort:

„Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen gesagt habe, auf welche rührende Weise ich vor kurzem einen Brief von Ihnen erhalten, den Sie mir im Jahre 19 geschrieben und den ich innig lieb habe und als ein Andenken jenes armen Klemens,

der mir längst gestorben ist und der auch sterben mußte, weil er noch nicht allein für Gott lebte, immer bewahren werde. Ich hatte diesen Brief einmal an H. Overberg gegeben, um Ihr und mein Verhältnis besser danach beurteilen zu können, und fand jetzt diesen Brief auf meinem Tisch, sorgsam eingesiegelt und von einigen Zeilen des lieben Seligen begleitet, die er nur elf Tage vor seinem Tode geschrieben hatte[1]. Mir war es, als ob Overberg mir diesen Brief aus seinem Grabe herauf reichte, und ich mußte ihm und dem armen guten Klemens, der auch schon längst die Ruhe gefunden hat, lange nachweinen. Lassen wir die Toten ruhen! Sie werden seliger einst auferstehen. — Ade, lieber Brentano. Ich achte Sie herzlich und werde immer für Sie beten. Sie mögen mich übrigens lieben oder hassen, loben oder tadeln. Am liebsten wäre es mir freilich, wenn Sie meiner gedächten wie einer armen Schwester, die viel gesündigt hat auf Erden, jetzt aber einfältig für Gott leben will, und die treu mit Ihnen fühlt, was Gott über Sie kommen läßt. Beten Sie für mich, Gott wird es Ihnen vergelten."

Der Aufenthalt in Marienberg dauerte an vier Monate. Luise war dort in Bälde der allgemeine Liebling geworden trotz der Energie, mit der sie überall eingriff. „Gott sei gelobt", ruft ihr die Mutter befriedigt auf die ersten Mitteilungen zu, „daß Dir's überall so wohl geht und Du an jedem Orte liebende Herzen findest! Das ist es, was mich über unsere Trennung tröstet." Jung und alt bot alles auf, ihr das Leben dort freundlich zu gestalten. Ihr 29. Geburtstag, der in die Mitte dieses Aufenthaltes fiel, wurde in der herzlichsten Weise gefeiert. Als sie am Morgen aus der Kirche kam, fand sie den Tisch, an dem sie zu frühstücken

[1] Bernhard Overberg starb am 9. November 1826 in Münster. Das ihm in Münster errichtete Denkmal nennt ihn den „Wohltäter des ganzen Münsterlandes".

pflegte, mit einem schönen Kranz von Frühlingsblumen und Immergrün geschmückt, worin ein Blättchen mit sinnigen Versen lag. Verse und Kranz waren von einer Tante der Schwestern Doll, welche während Sophies Abwesenheit sich mit Luise in den Unterricht und die Erziehung der Töchter teilte. „Nachher erhielt ich noch Glückwünsche, Sträußchen und Kränzchen mancher Art und von der sehr freundlichen Frau Doll zwei große Kuchen, mit welchen ich unsere Töchter und mich am Sonntag erfreuen werde. Aus meinem Frühlingskranz habe ich drei Blümchen für unsere Minna genommen, die ich hier beilege." Der Brief an das „liebe Mütterchen", der dies meldet, schließt mit der Mitteilung, daß Luise „noch in Angelegenheiten einer ihrer jetzigen Töchter einen Brief zu schreiben habe, nachher aber die Kinder in die Fastenandacht führen wolle". Sie ahnte nicht, daß dieser in Kinderharmlosigkeit verbrachte Tag für sie selbst noch bedeutsam werden sollte.

Nicht lange nach diesem festlichen Tage traf ihre Freundin Sophie Doll von der Pariser Reise wieder in Marienberg ein, und Luisens Aufgabe als Stellvertreterin wäre nun beendigt gewesen; auf das Andringen der Freundin, die sie am liebsten ganz behalten hätte, ließ sie sich jedoch bestimmen, noch bis Mitte Mai an ihrer Seite zu bleiben. Zu gleicher Zeit aber kam von Münster aus ein Antrag, der ihrem Lebensweg eine neue Wendung geben, ihrer Tätigkeit für die nächsten fünf Jahre ein dauerndes Wirkungsfeld zuweisen sollte. In einem Briefe an die Mutter vom 30. März, geschlossen am 6. Mai, berichtet sie davon:

. . . „Endlich werde ich noch dazu kommen, meinen Brief an Dich zu schließen, liebe Mutter. Aber ich scheue mich fast, Dir etwas anzukündigen, was Dir vielleicht nicht angenehm ist und was ich Dir doch sagen muß. Ich bin nämlich wiederholt sehr dringend gebeten worden, als erste

Lehrerin bei einer Erziehungsanstalt in Aachen einzutreten und durch Bitten und Vorstellungen bewegt worden, mich für ein halbes Jahr dort zu versprechen, weil die gute, sehr fromme Rätin Nicolay aus Münster, die jetzt diese Anstalt (mit der auch eine Stadtschule verbunden ist) übernimmt, gern zwei Lehrerinnen mit dorthin nehmen möchte, die ihr in demselben Geist wie sie helfen können alles einzurichten. Da wir auf der Welt sind um zu arbeiten, müssen wir ja auch freudig die Hand ans Werk legen, wo wir etwas zu tun finden. Wenn dies halbe Jahr zu Ende ist, werde ich vielleicht endlich die Erlaubnis erhalten, ins Kloster zu gehen, und dann wäre also dies meine letzte Wanderung in die Fremde. Was mich eigentlich bestimmt hat, den Bitten der Rätin nachzugeben, ist, daß ich einen dringenden Brief von ihrem Freunde, einem achtungswerten Geistlichen aus Münster, erhielt, der gerade an meinem Geburtstage geschrieben war, wo ich Gott recht herzlich gebeten hatte, er möge mir meinen Beruf zeigen, damit ich ihm und dem Nächsten besser und treuer dienen möchte von nun an."

Der Brief war von Professor Katerkamp, einem Freunde und Gesinnungsgenossen des Gallitzin-Stolbergschen Kreises. Von so autoritativer Seite und an ihrem Geburtstag entsendet, erschien ihr die Aufforderung wie ein Wink der Vorsehung — und das überwog alle Bedenken!

„Ich werde also" — fährt Luise fort — „so Gott will, am 17. [Mai] hier abreisen, drei Tage in Koblenz bleiben, drei in Düsseldorf, dann meinen Weg über Münster nehmen, dort ein bis zwei Tage bleiben, um mit der Rätin Nicolay einiges zu verabreden, und hierauf nach Wiedenbrück gehen, wo ich acht bis zehn Tage bei meinem Rudolf bleibe. Alsdann muß ich nach Sondermühlen, um mit der guten Gräfin noch einige Tage zuzubringen und meine Sachen zu ordnen. . . .

Daß dies beständige Wandern mir weh tut, ist natürlich; aber ich hoffe, die ewige Ruhe wird mir dereinst desto besser tun. Wie Gott will. — Von meinen lieben Freundinnen Therese und Sophie wird es mir schwer zu scheiden; doch sehen sie selbst ein, daß ich so dringenden Bitten nachgeben mußte. Sie grüßen Dich mit vieler Liebe. Gott sei mit Dir, Du liebe gute Mutter!"

Wie tief ihr Abgang in Marienberg empfunden wurde, mögen einige Zeilen aus dem Briefe, welchen Sophie Doll der Scheidenden am 29. Mai 1827 nachsandte, zeigen. „Daß ich Dir jetzt wieder schreiben muß, und Du nicht mehr in meiner Nähe bist, ist mir so schmerzlich und scheint mir so hart, daß ich mit Gewalt mich zwingen muß, mich ruhig zu ergeben und meinen Unverstand, der nicht begreifen kann, warum Du in Aachen und nicht hier sein kannst, dem heiligen Willen Gottes zu unterwerfen. Der Tag, an dem Du fortgingst, war mir so schwer, wie ich wenige noch erlebte, weil er mir Dich und meine liebe [zur Kur nach Ems reisende] Therese nahm, meine beiden geliebten Schwestern, die mir und meinen Töchtern den Weg zur Heiligkeit zeigen sollten.... Deine kleinen Briefchen waren mir so erquicklich, als ob ich Dich selbst noch einmal wiedergesehen. Wie ich Dich liebe, Luise, kann ich nicht aussprechen, es ist unaussprechlich. Und die jungen Mädchen, wenigstens die, welche Dich verstanden, verehren und lieben Dich aus ganzer Seele, mehr als ich sagen kann; alle die Meinigen, alle Leute im Hause, und die, welche in der Stadt (Boppard) Dich kennen: alle wünschen, daß Du hier geblieben — aber es sollte ja nicht sein. — Vor einigen Tagen sagte ich, wir wollen das Abendgebet in Luisens Zimmer beten, da erhob sich ein lautes Freudengeschrei unter den Mädchen; auch haben wir, seitdem Du fort bist, jeden Tag besonders für Dich gebetet; Du vergißt doch auch unserer nicht bei Gott? . . ."

Luise vergaß die mutigen Schwestern und ihre Anstalt in keiner Weise; denn sie sandte ihnen, an ihrer Statt, alsbald eine tüchtige Lehrerin zu, und ohne Zweifel auf Luisens Befürwortung kam noch im selben Jahre eine Tochter der Gräfin Kerssenbrock, Enkelin der Gräfin Stolberg, zur Erziehung in die Anstalt auf Marienberg.

18. Aachen und St Leonhard.

(1827—1832.)

Die Anstalt. Nellessen. Gräfin Stolberg. Wilhelm Hensel. Diepenbrocks „Geistlicher Blumenstrauß". Luise im Kreis ihrer Zöglinge.

In den letzten Tagen des Juni 1827 traf Fräulein Hensel in Aachen ein, und am Feste der Heimsuchung Mariä — 2. Juli — trat sie ihre Stelle in der Erziehungsanstalt zu St Leonhard an[1]. Es harrte ihrer eine Aufgabe, welche Besonnenheit und Energie erheischte, und sie ging sofort mutig ans Werk. Am Tage ihres Eintrittes schreibt sie dem Bruder von ihrem neuen Bestimmungsort[2]:

„Du wirst indessen einen Brief von mir erhalten haben, worin ich Dir sagte, daß ich den dringenden Bitten einer Schulbehörde hier in Aachen nachgegeben, und eine Lehrstelle bei der Realschule, die mit einem Töchterpensionat verbunden ist, angenommen hätte. Ich bin nun wirklich seit einigen Tagen hier, kann Dir aber doch noch wenig sagen, da eine so wunderliche Wirtschaft hier im Hause war, daß wir erst stückweis alles Gute, Schöne oder Brauchbare aus altem Gerümpel und Schutt (sowohl moralisch als physisch gemeint) herausuchen müssen[3]. Ich kenne noch keines meiner jetzigen

[1] Tagebuch 336. [2] Aachen, 2. Juli 1827.

[3] In ihren Aufzeichnungen (bei Reinkens 221) bemerkt Luise: „Es handelte sich darum, aus einer in einige Unordnung

Kinder, die noch etwas scheu und förmlich sind, was nach und nach wohl abfallen wird. Die Rätin Nicolay, meine jetzige Vorsteherin, ist sehr liebenswürdig und fromm. Bete für uns beide; es gibt noch mühevolle Tage für uns, und ich sehe immer mehr ein, daß es leichter ist, zwei Erziehungshäuser zu stiften, als ein vernachlässigtes in Ordnung zu bringen. Gott wolle uns stärken und erleuchten. Ein großes Glück haben wir hier: wir wohnen nämlich mit dem heiligen Sakrament unter einem Dach; um dieses Heils willen kann man ja schon etwas Mühe, Arbeit und Verdruß ertragen. Ich hoffe, Du besuchst mich hier in St Leonhard."

Luise Hensel stand jetzt im 30. Lebensjahre, in der Vollkraft ihrer schönen Fähigkeiten. Ihr ganzer Bildungsgang befähigte sie zu der übernommenen Aufgabe in vorzüglichem Grade. Ruf und Beruf trafen hier glücklich zusammen. Sie besaß eine natürliche, durch ihre ideale Richtung erhöhte Anlage für die Kunst der Erziehung. Aus der Unterrichtstätigkeit in Berlin, in Münster und Düsseldorf, in Sondermühlen und Wiedenbrück stand ihr bereits eine reiche pädagogische Erfahrung zur Seite. Eine gute Vorschule war zuletzt noch die viermonatliche Aushilfe in Marienberg gewesen. Wenige Lehrerinnen verfügten außerdem über einen solchen Schatz vielseitiger Kenntnisse wie Luise Hensel, welche nicht bloß in Geschichte und Geographie, Literatur und Sprachen bewandert war, sondern auch mit verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften, namentlich Astronomie, Physik und Naturgeschichte, sich ernstlich beschäftigt hatte. Das alles aber vereinigte sich in einem durch und durch selbständigen, klaren und für die Sache begeisterten Charakter.

---

geratenen französischen Anstalt eine deutsche, den Forderungen der Zeit und den preußischen Schulgesetzen entsprechende Schule zu machen."

Schlüter sagt: „Ihre Menschen- und Herzenskenntnis und ihre darauf basierte Klugheit bei Erziehung und Unterricht der Kinder, namentlich in moralischer Hinsicht, hatte etwas Geniales, ohne im mindesten extravagant zu sein. ... Dem Werk, welches sie übernahm, gehörte sie ganz, und dennoch stand sie besonnen darüber." [1]

Daß sie den entgegenstehenden Schwierigkeiten gewachsen war, trat schon nach kurzer Zeit an den Tag. Es muß in der Tat ein Segen über ihrem Tun gewaltet haben: die Anstalt gedieh, die Zahl der Schülerinnen wuchs, ein frischer Geist ging belebend durch die Räume von St Leonhard. Schon nach Verfluß eines halben Jahres hörte Gräfin Stolberg mit freudigem Wohlgefallen, wie „Gott durch sie großen Segen verbreite". „Daß er das tut, meine Luise, dafür bürgt mir die öffentliche Stimme; von mehreren Seiten wird dasselbe gesagt. . . . Wie beneide ich Sie — wenn ich so etwas ohne Sünde beneiden dürfte — wie freue ich mich für meine geliebte Luise, daß er sie ausersehen hat, etwas für ihn zu tun, ihm junge Seelen, die er erlöst hat, damit sie ihn ewig lieben sollen, zuzuführen!" [2]

Die ihr anvertrauten Kinder dem großen göttlichen Kinderfreunde zuzuführen, das war in Wahrheit ihr erstes Augenmerk und höchstes Glück.

Gegen den Schluß des Jahres kann auch Luise selbst ihrer Berliner Freundin von dem guten Fortgang berichten, und „wie Gott sie reichlich mit Freud und Leid beschenkt". „Wärst Du doch einmal hier", ruft sie, „o wie herrlich wäre das! Wie wollten wir einander so manches mitteilen, das uns erbauen und freuen würde. Gewiß wäre es auch Dir wohl in unsern Räumen, in unserem Kirchlein, in unserem

---

[1] Briefe, Vorwort S. VIII.

[2] Sondermühlen, den 3. Dezember 1827.

schönen Garten. Aber freilich würde der große, lärmende Schwarm unserer Töchter Dir nicht angenehm sein."[1]

Auch mit ihrer Umgebung bezeigt sich Luise zufrieden. An der Frau Rätin Nicolay, welche die Leitung des Pensionats, einer städtischen Anstalt, übernommen, hatte sie eine sanfte, gefällige Vorsteherin. Dieselbe war die Witwe des Medizinalrats Nicolay in Münster, von wo sie nach dem Tode ihres Mannes nach Aachen übergesiedelt war. Neben Luise Hensel, welche als erste Lehrerin Geschichte, Deutsch und Französisch zu lehren hatte, wirkten noch sechs Lehrerinnen an der Anstalt, unter denen, wie es scheint, Rosina Liese aus Bocholt, elf Jahre jünger als Luise, ihr am meisten vertraut und ergeben war; stammte dieselbe ja aus der Heimat ihrer geliebten Apollonia Diepenbrock. Was aber endlich besonders dazu beitrug, ihr die neue Stellung angenehm zu machen, war der Umstand, daß sie in dem Pfarrer L. A. Nelleſſen zu Aachen wieder einen vortrefflichen Seelenführer gefunden, den sie hoch verehren lernte. Wiederholt gedenkt sie dessen in ihrem Tagebuch in Worten voll Dankbarkeit. Daß der Heiland ihr „einen so treuen Vater und Führer gegeben", das betrachtet sie als „ein Zeichen seiner nicht zu ermüdenden Liebe und Treue"[2]. Dr Nelleſſen, Oberpfarrer zum hl. Nikolaus in Aachen, hat sich als homiletischer Schriftsteller einen Namen gemacht. Im Jahre 1858 feierte er sein 50jähriges Priesterjubiläum.

Einigen weiteren Aufschluß über die Verhältnisse, in die sie getreten, enthält ein Brief Luisens an ihre Mutter, welche sich um ihre äußere Lage nicht ohne Besorgnis erkundigt hatte. Es war vier Monate nach ihrem Eintritt[3]:

[1] Aachen, den 30. Dezember 1827. An Emilie Piaste in Berlin.

[2] Tagebuch 337 339 341 342.

[3] Aachen, den 18. November 1827.

„Wie herzlich danke ich Dir für Deine lieben beiden Briefe, Dein schönes Lied, Deine herzlichen Gebete und Tränen — ja für alles, alles, was Du mir je geschenkt hast, liebe treue Mutter! . . . Jetzt will ich Dir aber auch zur Beruhigung in Hinsicht meiner Lage sagen, was ich glaubte Dir schon längst gesagt zu haben; verzeihe, daß ich aus Zerstreuung es vergaß und Dich in Unruhe versetzte. Die Rätin ist eine liebe, sanfte und demütige Frau. Meine Stellung zu ihr ist gar nicht schwer; ich möchte sogar, daß ich mehr abhängig von ihr wäre, als sie es will; denn ich halte sehr viel auf den Gehorsam und finde, daß derselbe uns den Weg zum Himmel sehr erleichtert. — Gehalt bekomme ich 250 Reichstaler, habe freie Wohnung, Heizung, Licht und bezahle an die Rätin nur ein sehr billiges Kostgeld, nämlich 50 Reichstaler. Du siehst wohl, liebe Mutter! daß ich in der Folge (dafern ich länger als Ostern hier bleibe) die Freude haben kann, Rudolfs Pension wieder selbst zahlen und Dich noch unterstützen zu können; ich hatte mir dies Glück schon geträumt von Michaeli an genießen zu können, fand aber leider, daß ich für den herannahenden Winter einer neuen anständigen Kleidung bedurfte, um als erste Lehrerin der Anstalt keine Schande zu machen. . . . Mein lieber Beichtvater grüßt Dich herzlich. Ich habe ihm, dem ich alles mitteile, was mir lieb und wichtig ist, Deine beiden letzten Briefe gezeigt, die ihn innig gerührt haben. Er hat auch schon eine heilige Messe für Dich gelesen, daß Gott Deine abnehmenden Kräfte wieder stärken und Dich uns noch lange erhalten wolle. Er nimmt an allem den aufrichtigsten Anteil, was Euch, ihr Geliebten! betrifft, und sein großes und frommes selbstloses Herz lebt, sorgt und betet mehr für den Nächsten als für sich selbst. Ich kann Gott nicht genug danken, daß er mir in diesem Mann einen so frommen und treuen Führer und Freund

geschenkt hat. Möge seine Leitung meiner Seele doch recht heilsam sein!

„Aus einer Stelle Deines vorletzten Briefes, liebe Mutter, scheint es mir, daß Du mich für schwermütig hältst und glaubst, ich behandle unsere Kinder zu strenge. Diese Furcht ist aber nicht begründet, gewiß nicht. Mein Gemüt ist, trotz aller Sorgen und Mühen, die auf mir lasten, heiter, ruhig und mit Gottes Fügung zufrieden. Anders als freundlich und liebevoll pflege ich auch mit unsern Töchtern nicht zu sprechen; denn selbst beim Ermahnen, Tadeln und Strafen habe ich mir dies zum Grundsatz gemacht. Wir haben uns auch gegenseitig mütterlich und kindlich lieb, und so oft ich kann, teile ich mit ihnen die Spielstunden und laufe oder springe kindisch mit ihnen im Garten herum. Doch ich muß schließen. . . . Unsere Töchter haben sich Deines Grußes gefreut und erwidern ihn sehr dankbar. Manche von ihnen macht mir schöne Hoffnungen. Gott erfülle sie!"

In ihrer Anhänglichkeit an die Gräfin Stolberg hatte Luise Hensel sich bei St Leonhard nur provisorisch anstellen lassen; die Aufgabe, die sie übernommen, war zunächst, die Schule einzurichten und in Gang zu bringen. Dann — so war ihr Plan — wollte sie wieder zu der mütterlichen Freundin nach Sondermühlen zurückkehren und als ihre „Seelengehilfin" bei ihr bleiben, bis die Klosterpforte sich ihr öffnen würde — das Kloster, es wollte noch immer aus dem Reiche ihrer Wünsche und Träume nicht weichen! Allein schon gegen den Jahresschluß erklärte man ihr, daß sie die Anstalt nicht verlassen könne, ohne deren Fortdauer in Frage zu stellen. Als Gräfin Stolberg davon hörte, konnte ihr Entschluß nicht zweifelhaft sein. So sehr sie nach ihrer „Herzensluise" verlangte, war sie doch bereit zu verzichten, wenn der mit den Verhältnissen und Personen vertraute Pfarrer Nelleſſen in Aachen es für nötig erachte; seinem

Urteil wollte sie sich unbedingt unterwerfen. Das Urteil des gewissenhaften Mannes lautete für Bleiben, und die Gräfin fügte sich mit jener schönen Ergebung, die ihres Charakters so würdig war. Ihr Brief an Luise Hensel ist ein Spiegel dieser edeln Gesinnung.

„Mich hatte", schreibt sie[1], „nach Ihrem Briefe verlangt, meine geliebte Luise, dessen entscheidenden Inhalt ich erwartete. Befremdet hat er mich nicht, wenn er mir auch wohl wehe getan hat; denn ich habe meine Luise sehr lieb, und wenn es Gottes Wille gewesen wäre, mir wie dem Adam eine Seelengehilfin zu geben, die um mich seie, so wäre das eine freundliche Gabe mehr seiner Liebe auf den letzten Teil meines Weges hienieden gewesen. Er weiß aber wohl, daß es für mich gut ist, allein zu sein, und das weiß ich im Grunde auch wohl, denn ich muß absterben, und jeder Genuß führt mich gar zu leicht von der Liebe zum Willen meines Gottes ab. Es ist also für mich gut, und in Absicht auf Sie, meine Luise, finde ich die Entscheidung des Pfarrers Nellessen vollkommen in der Ordnung und möchte ihm danken. Denn es ist meiner geliebten Luise gewiß besser, ja ich möchte sagen, notwendig, einen bestimmten Lebensberuf zu haben, der ihren Kräften angemessen sei — und diesen hat Ihnen Gott ja gleichsam selbst angewiesen und durch das dringende Verlangen derjenigen, die darüber zu entscheiden haben, ausgesprochen, wie durch den Rat Ihres väterlichen Gewissensführers, der ein trefflicher lieber Mann sein muß.

„Meine geliebte Luise", fährt sie, von ihrem mütterlichen Rechte Gebrauch machend, seelenkundig fort, „muß nun auch ganz offen und wahrhaft folgsam mit ihm sein und den betretenen Weg standhaft und kräftig fortgehen, ohne sich durch Skrupel, kleine Einfälle und was unserem Geschlechte eigen

[1] Sondermühlen, den 14. Januar 1828.

ist, irre machen zu lassen. Je einfältiger wir werden, je tiefer wird unser Frieden — denn dann sehen wir nur auf Gottes Willen und wollen nur den, und der ist sehr einfach“ [1] . . . „Wiedersehen“, fährt sie fort, „werden wir uns gewiß, meine Luise. Wann? wo? auf wie lange, das weiß Gott, aber ich habe die feste Zuversicht, daß ich meine Luise wiedersehe. . . . Ich bin jetzt allein mit Paula, die manches Gute und Liebenswürdige immer mehr entwickelt. Sonnabend, so Gott will, gehen wir über Rudhausen nach Münster, wo ich den Montag anzukommen gedenke. Gott wolle diesen Aufenthalt für Paula heilsam sein lassen; die völlige Einsamkeit hier ist ihr auch nicht gut. . . . Gott segne die lieben Seelen, die er Ihnen anvertraut hat, und erleuchte, kräftige Sie, mildere das Harte, sänftige durch heilige Liebe — gebe uns allen seinen Frieden. Meine geliebte Schwester und Freundin umarme ich mit herzlichster Liebe, Gott nehme uns in seinen gnädigen Schutz. Ihre S. St.“

Als Luise Hensel der Gräfin zum Ersatz in ihrer Einsamkeit eine Freundin zugesellen wollte, antwortete ihr die edle Frau mit liebevoller Anmut: „Liebe Luise! Eine Gesellschafterin kann ich nicht brauchen; es war mir um eine Tochter zu tun — die wären Sie mir gewesen!“ So waren

---

[1] Gräfin Stolberg hegte ernste Zweifel an dem Klosterberuf ihrer jungen Freundin. Das jahrelange Hangen und Schweben und Schwanken erschien ihr für die Natur derselben störend und nachteilig, und sie ließ es an freundschaftlichen Warnungen, an mütterlichen Mahnungen nicht fehlen. Schon im Jahre 1826 riet sie ihr, mit fester Resignation einmal von ihrem Lieblingswunsch sich loszumachen und frischweg einen andern Lebensweg ins Auge zu fassen. „Mich dünkt“, bemerkte sie dazu, „bei diesem Ihrem Beginnen, was gewiß aus Liebe zu Gott und zu dem Nächsten kam, haben manche Hindernisse angedeutet, daß Gott, mit dem Willen zufrieden, die Ausführung nicht haben wollte.“ — Auch in Aachen wurde ihr Ähnliches gesagt; s. Tagebuch 358.

denn diese Tage der Entscheidung für Luise Hensel reich an schmerzlichen Kämpfen. Doch blieb ihr wenigstens das tröstliche Bewußtsein, daß das Haus der gräflichen Freundin in allen Fällen ihr als Zuflucht offen stehe. „Zeigt es sich früher oder später" — so hatte ihr die Gräfin geschrieben — „daß Gott Sie nicht mehr in Aachen haben will, dann, meine Luise, kommen Sie wieder zu Ihrer alten einsamen Freundin, die sich oft nach Ihnen sehnt und auch getrennt in Geist und Herz innigst vereint mit Ihnen fortlebt."

Fräulein Hensel blieb also im Leonhardsstift zu Aachen und wirkte in dem übernommenen Berufe die folgenden vier Jahre standhaft und unverdrossen weiter, und ward, wenngleich nicht die Leiterin, doch die Seele des dortigen Erziehungswesens.

Im Herbste 1828 kehrte Maler Wilhelm Hensel, nach einem fünfjährigen Aufenthalt in Italien, aus Rom in die deutsche Heimat zurück. Er nahm seinen Weg über München und Bamberg, und Luise Hensel eilte ins bayrische Frankenland, um den Reisenden auf der Heimfahrt nach Berlin zu begrüßen. In Bamberg feierte sie das so lang ersehnte Wiedersehen mit dem geliebten Bruder. Sie hatten sich seit neun Jahren nicht mehr gesehen; in einem gemeinsamen Briefe an die in Schlesien weilende Mutter und Schwester gaben sie der Wonne ihres seligen Beisammenseins Ausdruck[1]. „Wie habe ich mich eurer Freude gefreut", antwortet Schwester Minna, „jedes Wort eures Briefes atmete ja die reinste Seligkeit."

Während dieses kurzen Beisammenseins in Bamberg nahm Wilhelm Hensel eine flüchtige Porträtskizze seiner Schwester

---

[1] Der Brief ist leider nicht mehr vorhanden, ebenso wie ein ungefähr gleichzeitiger an Klemens Brentano.

in sein Maleralbum auf. Die Ähnlichkeit der Zeichnung mußte sehr sprechend sein, da sie Luisens Jugendfreundin in Berlin beim ersten Anblick Tränen entlockte. „Die Sehnsucht nach Dir", schreibt Emilie Piaste, „die mir bis hierher immer auf gleiche Weise zur Seite gestanden hat, war in diesem Augenblick so angefacht, daß alles, was mir sonst noch nahesteht auf Erden, mir fast entrückt war, und so war ich nur mit Dir, mit der wehmütigen Erinnerung an unser früheres Zusammenleben, mit der gegenwärtigen schmerzlichen Unwahrscheinlichkeit, Dich auf Erden je wieder zu sehen, beschäftigt."

„Was mich außerdem", fährt dieselbe Berliner Freundin fort, „noch äußerlich mit Dir in Verbindung gebracht hat, war, daß ich neulich viel mit der Frau des Professor Jarcke gesprochen habe. Ihre Aussage stimmt mit der Deines Bruders darin überein, daß beide versichern, Dich sehr heiter gefunden zu haben. O wie freue ich mich in tiefster Seele darüber!" [1]

Als Klemens Brentano im Spätsommer 1828 von seiner Schweizerreise, die er in einem seiner Briefe an Luise Hensel so anschaulich schildert, über Lindau und München nach Barbing, der Sommerresidenz des liebenswürdigen Bischofs Sailer, bei Regensburg kam und dort „drei Wochen wie im Vorhimmel bei dem frömmsten, friede- und liebevollsten, kindlichsten Priestergreise, Freude nehmend und gebend" verbrachte, fand er seinen Freund Melchior v. Diepenbrock, der bei Sailer die Dienste eines Sekretärs versah und „viele wichtige Geschäfte mit ungemeinem Talent und großer geistlicher Gewandtheit" führte, gerade mit der Sammlung und Übersetzung geistlicher Gedichte beschäftigt, welche er auf Sailers Wunsch herauszugeben im Begriffe stand.

---

[1] Aus Berlin, den 22. August 1829.

„Er hat" — so schreibt Brentano an Luise Hensel — „eine bedeutende Menge der herrlichsten geistlichen Lieder aus dem Spanischen übersetzt und dazu ein vortreffliches allegorisches Festspiel von Calderon; von Sailer aufgefordert, weil ein Bedürfnis nach solchem ist, werden sie gedruckt[1]. Und da Deine Lieder teils schon im ‚Katholiken' gedruckt waren und auch in einigen Schweizersammlungen, so hat er sie, was er davon erhalten konnte, gesammelt, und schließt sie der höchst würdigen Sammlung *namenlos* an. Alles, was im mindesten persönlich erscheint, wird ausgemerzt und mit großer Delikatesse verfahren. Er wird Dir nächstens selbst schreiben."

Bei dieser Arbeit war Brentano, der ja ihre frühesten Lieder der Diepenbrockschen Familie in Abschriften mitgeteilt und weitere in Händen hatte, mitbehilflich, und beide hatten ihr Wohlgefallen daran, wie die Lieder durch die leisen Striche an allgemeinem Wert gewannen: „Sie stehen nicht mehr als Ergüsse von persönlichen Leiden da, einige sind gewissermaßen Parabeln und Balladen geworden. Das Buch wird Dich mehr noch freuen können als der ‚Dom heiliger Sänger'[2]. Es war gut, daß es geschah; da sie abschriftlich in vielen Händen sind und viel gesungen werden, so war Gefahr, daß sie an unwürdigem Ort einmal abgedruckt erschienen. . . . Appel hat die Besserungen gut gefunden, und doch verdankt niemand diesen Liedern mehr als sie; sie gesteht noch gern, daß sie ganz davon erweckt wurde. Auch ich habe ihnen viel zu danken, wie Dir überhaupt, was ich Dir nie vergesse. Was mich betrübte, hast Du mir im ersten Traum bei Stägemanns vorausgesagt, und auch das hat Gott zum Guten gelenkt. . . ."

[1] Bis hierher in den Ges. Briefen Brentanos II 220 abgedruckt. Das Folgende aus der Handschrift.

[2] Von J. Peter Silbert. Mit Vorrede von Fr. Schlegel. Wien 1820.

Da Luisens Name im verborgenen blieb, so erhob sie keinen Einwand gegen die Aufnahme ihrer Lieder. Überhaupt hatte sie der ganze Inhalt des Briefes und die darin waltende Stimmung gerührt, und so antwortete sie dem alten Freunde schon nach wenig Tagen[1]:

„Lieber Klemens! Ihr Brief ist mir ungemein lieb und tröstlich; Gott lohne es Ihnen. Es ist mir jetzt bei der Erinnerung an Sie, wie wenn ich einen trüben, regnigten Tag verlebt hätte und gegen Abend bräche unerwartet ein freundlicher Sonnenblick, ruhig Abschied nehmend, hervor. Man ist dann versöhnt mit dem ganzen Tage und geht beruhigter heim. Ich achte Sie herzlich und danke Ihnen für vieles — und das durft' und tat ich auch bis jetzt — nun darf ich aber auch wieder unbefangen als Ihre Freundin zu Ihnen sprechen, und das tut mir wohl. Vergessen wir beide die trübe Vergangenheit, deren Erinnerung uns nur weh tun, aber wohl schwerlich nützen würde. . . . Ihr Brief sagt mir so viel Interessantes; haben Sie Dank für alles, alles. Die Krankheit einer unserer Lehrerinnen hindert mich, Ihnen ausführlich zu antworten. Sobald ich einmal Zeit habe, schreibe ich Ihnen einen recht langen Brief. . . . Wenn der gute Melchior auf diese Weise meine Lieder umgeändert, verbessert und mit Auswahl herausgibt, kann ich nichts dagegen haben. Nur wundert es mich, daß er diese Mühe übernahm. Auf die spanischen Lieder freue ich mich ungemein; ich habe mir einige derselben abgeschrieben und sie sind mir ein wahrer Genuß; ich finde sie ungleich schöner als die von Silbert übersetzten. — — Gute Nacht, lieber Klemens! Ich gebe Ihnen von Herzen die Hand und bin Ihre L."

Die von Melchior Diepenbrock veranstaltete Sammlung erschien im Frühjahr 1829 unter dem Titel „Geistlicher

[1] Aus St Leonhard, den 18. Januar 1829.

Blumenstrauß“[1] und fand eine ungemein warme Aufnahme. Die Lieder der verborgenen „L. H.“ bildeten nicht den geringsten Schmuck derselben; der geistvolle Herausgeber selber hatte die aufrichtigste Freude daran, und wo sie hinkamen, erquickten sie die für religiöse Poesie empfänglichen Gemüter. „Melchior schreibt mir“, meldet Brentano, „daß diese Lieder [Luisens] jedermann entzücken, und auch der Minister Schenk schreibt ganz berauscht davon; von ihm [Eduard v. Schenk] sind die Lieder vor den Deinen.“[2]

Brentano bewahrte aus der Berliner Zeit immer noch Blätter aus Fräulein Hensels Tagebuch, welche diese in den Tagen ihrer jungen Seelenkämpfe niedergeschrieben und dann eines Tages dem Dichter anvertraut hatte in der Absicht, ihn über ihre Gesinnung und Gemütsstimmung ins klare zu setzen[3]. Jetzt, da er, im Begriffe Koblenz zu verlassen und nach Frankfurt überzusiedeln, seine Habseligkeiten ordnete, schied er diese Papiere aus und schickte sie — Samstag vor Pfingsten 1829 — der Freundin zurück. Sein Brief trägt den Charakter der Wehmut, die ihn an diesem wie an jedem Wendepunkte erfüllte. „Noch jetzt“, bemerkt er in diesem Begleitschreiben, „gebe ich Dir diese Blätter mit Angst zurück, sie möchten Dich nochmals in Deiner Ruhe stören; ich bitte zu Gott, daß Du weise seiest und ruhiger als sonst — ich hoffe, Du weidest Dich nicht an diesen alten Seelenwirren und gibst sie dem Feuer. Mir waren sie immer eine Last, aber ich barg sie aus Sorge für Deine Ruhe; Gott gebe, daß Du jetzt über alles das hinaus bist. — Meine

[1] Geistlicher Blumenstrauß aus spanischen und deutschen Dichtergärten, den Freunden der christlichen Poesie dargeboten. Sulzbach 1829.

[2] Aus einem Briefe Brentanos, datiert Koblenz, Samstag vor Pfingsten 1829.

[3] Vgl. Tagebuch 83—86.

Schrift über die Barmherzigen Schwestern und das hiesige Hospital ist fertig, ich gehe nach Frankfurt, sie drucken zu lassen. Ich verlasse Koblenz mit vieler Betrübnis, aber ich muß wohl auf eine Zeitlang fortgehen, und sollte ich wiederkehren, eine ganz einsame Wirtschaft für mich allein anfangen. . . .[1] Ich kann nicht denken, daß ich nicht wiederkehren sollte, noch nirgend war mir so gut, hier habe ich meinen Lieblingsschlag von Menschen. . . . Im Anfang der künftigen Woche reise ich ab, ich bitte Dich herzlich um Deine fortwährende aufrichtige Freundschaft und vor allem Deine Fürbitte von ganzem Herzen, und wäre es auch nur, weil die gute selige Emmerich einmal gesagt, wir seien innerlich sehr gleich. Ich sage das nicht, Dich zu demütigen, noch mich zu erheben, es ist hier nur die Rede von Anlagen und Gemütsrichtungen und Gefahren der Seele, nicht aber von dem, was wir verschuldet. Ich habe aber dieses Wort mannigfach wahr gefunden; da ich Deine Papiere durchblättere, den Gang Deiner Empfindungen und Deiner Interessen von Jugend auf vor der Seele entwickelt habe, da sah ich in vielem ganz meinen Spiegel. — Gott stärke Dich und sende Dir seinen heiligen Geist."

Am 9. August 1829 antwortete Luise Hensel aus St Leonhard[2]: „Dein letzter Brief aus Koblenz, lieber Klemens, hat

---

[1] Hofkammerrat Diepenbrock, mit dem er zusammengewohnt, hatte Koblenz am 7. April 1829 verlassen und war mit seiner Tochter Apollonia nach Bocholt zurückgekehrt. Beide kamen aber später wieder für längere Zeit in die ihnen liebgewordene Moselstadt.

[2] Es fällt auf, daß Luise Hensel im Anfang des Jahres 1829 Brentano gegenüber noch das „Sie" gebraucht, von der zweiten Hälfte desselben Jahres an aber wieder zu dem „Du" zurückkehrt, das sie um die Zeit des Todes der gemeinsamen Freundin A. K. Emmerich eine Weile gebraucht hatte. Es scheint, daß sie zu Koblenz, wo sich in der Zeit ihres Hospitaldienstes auch Brentano aufhielt, ihrer Stellung wegen im mündlichen Verkehre wieder

mich sehr gerührt, wie alles, was mir zeigt, daß Du meiner noch gedenkst und mir wohl willst. Ich hätte Dir längst geantwortet, wenn nicht die Krankheit zweier Lehrerinnen, deren Arbeiten nun großenteils auf mich fielen, mich abgehalten hätte. . . . Dein Brief mit dem Pakete kam am St Antoniustage [13. Juni] und setzte mich in Verwunderung, da ich diese Papiere längst für verbrannt hielt. Ich habe auch schon Deinem Rat zufolge viele derselben vernichtet und werde es vielleicht auch mit den meisten übrigen so machen. Ich danke Dir für die Treue, mit der Du diese Blätter aufbewahrtest, und es hat mich gerührt, so viele Tändeleien und Abgeschmacktheiten meiner Jugend von Dir so lange Jahre gehegt zu sehen. Das meiste dieser Blätter demütigt und beschämt mich; ist hie und da etwas Gutes darin, so ist das eine Gnade Gottes, dessen Liebe zu mir ich nie habe begreifen können. Deine Furcht, diese Papiere könnten mir noch nachteilig werden, ist gewiß ungegründet, da sie mich schon längst nicht mehr ansprechen, weil sie keinen verwandten Ton in meinem Herzen mehr finden. Ich wünschte sie vor einigen Jahren nur noch einmal zurück, um bei meiner Generalbeichte, die zugleich nach dem Gebote meines Beichtvaters ein Abriß meines ganzen Lebens sein sollte[1], ein sicheres Urteil über jene Zeit zu haben. Doch nun genug davon. Verzeihe mir, mein guter Klemens! Es ist mir von Herzen leid, das weiß Gott, vor dem ich Dir längst verzieh, was Du etwa an mir gefehlt. Gott wolle uns ebenso verzeihen, damit wir einst einander in seinem Lichte wieder begegnen. O, lieber Klemens, wären wir da! —

---

das „Sie" aufnahm und dies in der Ferne beibehielt, bis der wehmütige Brief Brentanos von Pfingsten 1829 sie rührte und bewog, zum Zeichen der Teilnahme das ihm genehmere „Du" wieder zu gebrauchen.

[1] Vgl. Tagebuch zum 21. September 1827, 341.

„Daß Dir der Abschied von Koblenz schwer fiel, begreife ich wohl, und es tut mir weh, daß Du die guten Dietz und Settegast verlassen, denen Du wert bist, und die Dich verstehen. Mußte es denn sein? Ich hoffe, Du kehrst wieder zu ihnen. Von Apollonia habe ich noch keine Nachrichten, seitdem sie Koblenz verlassen. Pauline Felgenhauer ist in das Ursulinerinnenkloster zu Düsseldorf gegangen. . . . Das liebe Trautchen[1] hat ja nun ausgelitten. Sie war mir wert und wird mir's immer bleiben. Sie ruhe in Gott und seinem Frieden! . . . Auf Dein Buch über die Barmherzigen Schwestern freue ich mich. . . . Sobald ich etwas zur Besinnung kommen kann, will ich einige meiner Lieder sammeln, die Du noch nicht kennst; Du mußt aber dann selbst auslesen, was geeignet ist; ich habe gar kein Urteil über meine Sachen. In den letzten Jahren, seitdem ich so den Pflug der Arbeit ziehe, habe ich wenig oder gar nicht gedichtet; einige Lieder an die Emrik, die der Stern meines Lebens bleiben wird bis zum Ende, ausgenommen. — Lebe wohl, lieber Klemens. Empfiehl mich Deinem lieben Bruder Franz und seiner Familie sowie dem guten Christian."

Wenn Luise Hensel die Lieder an die Emmerich das einzige nennt, was sie in den letzten Jahren gedichtet, so meint sie nur den kurzen Zeitraum, seitdem sie Koblenz verlassen und Brentano zuletzt gesprochen hatte. Denn trotz der mannigfaltigsten Tätigkeit hatte im Verlauf der zwanziger Jahre ihre Muse nicht geruht. Alle ihre Lebensstationen, seit sie Berlin verlassen, von Münster bis Aachen, sind mit Liedern bezeichnet, am meisten Düsseldorf und Sondermühlen, wo ihr ein ganzer Strauß geistlicher Poesien erblühte, von denen einige, wie z. B. „O weine nicht", mehrere Sulamith-Lieder, zu ihren besten zählen. Selbst in der anstrengenden

[1] Gertrud Nell, Nichte der Frau Dietz.

Krankenpflege zu Koblenz fand sie wenigstens die Stimmung zu persönlichen Liedergrüßen an Mutter und Bruder. Nunmehr aber, zu Aachen, nahm allerdings der „Pflug der Arbeit" sie vollauf in Anspruch.

Über ihr Institut bemerkt sie in demselben Briefe an Brentano: „Unser Haus hat mit Widerwärtigkeiten und Widersachern zu kämpfen, hat manche gute Seite und manchen Fehler. Viele unserer Töchter gedeihen an Leib und Seele. In jetziger Zeit, wo die Eltern ihre Kinder gar nicht mehr erziehen, mögen Pensionate notwendig sein."

Das Gedeihen und Aufblühen der Erziehungsanstalt zu St Leonhard war eine Tatsache, welche sich von Tag zu Tag sichtbarer gestaltete. Der Ruf davon verbreitete sich, und Gräfin Stolberg war glücklich, das Lob der Anstalt aus dem Munde des kirchlichen Oberhirten bestätigt zu hören. „Der Erzbischof von Köln", schreibt sie an Luise Hensel, „hat mit so großer Achtung von Ihrem Institut seit der Reform, die durch Sie und durch die Frau Rätin N[icolay] eingeführt worden ist, gesprochen." [1]

Wiederholt erwähnt Luise Hensel in ihren Briefen, daß viele unter den Kindern ihr Freude machten, sich lieblich entwickeln und manche zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Die meisten haben diese Hoffnungen auch wahr gemacht, und da ihre Namen in den gedruckten Briefen von Luise Hensel mehrfach vorkommen, so dürfen dieselben auch hier genannt werden. Zu den hervorragendsten unter diesen Schülerinnen gehören: Marie Everken aus Paderborn, nachmals Gattin des genialen und menschenfreundlichen Geh. Medizinalrats Dr Schmidt in Berlin, welche Luise Hensel selbst „eine ihrer liebsten und anhänglichsten Schülerinnen" nennt; Pauline v. Mallinckrodt, geb. 1817, die hoch-

[1] 20. August 1829.

begabte Tochter des damaligen Regierungspräsidenten in Aachen, der es später vergönnt war, der alternden Lehrerin ein letztes behagliches Heim zu bereiten; Anna v. Lommessen, die in Luise ihre „zweite Mutter" verehrte; die Schwestern Klara und Retta Fey, sowie Franziska Schervier, liebenswürdige Aachener Kinder, welche als Externe die Anstalt von St Leonhard besuchten, aber mit glühender Begeisterung sich an Luise anschlossen. Ferner Sibylle Merlo aus Köln; Julie Freiin v. Heyden, nachmals Freifrau v. Kanne, Gemahlin des Freiherrn Klemens August v. Kanne auf Bruchhausen, welcher 1853 aus dem Leben schied, „ein Mann nach dem Herzen Gottes"; Alexandrine Masset, nachmals Gattin des trefflichen Regierungsrats Otto in Düsseldorf, der als Landtagsabgeordneter in Berlin im Jahre 1857 gestorben; Antonie Devens, älteste Tochter des Landrats Devens, welche von Luise noch im Jahre 1870 einen Besuch auf der „schönen Knippenburg" erhält.

Luisens geistiger Einfluß muß nach allen Zeugnissen ein ungewöhnlicher gewesen sein. Sie bildete unter den Schülerinnen den Mittelpunkt der Verehrung. Der geniale Zug in ihr, von welchem Schlüter spricht, übte hier seine Kraft vor allem in der persönlichen Einwirkung. Schon ihre äußere Erscheinung, die feine Gestalt mit dem lieblich-ernsten Ausdruck des Gesichtes und den „Vergißmeinnichtaugen", hatte etwas Gewinnendes; sie trug ein schlichtes Gewand und eine weiße Haube, die ihr etwas von einem klösterlichen Aussehen gab. „Luise sah aus, wie ein prächtig katholisches Heiligenbild aus alter Zeit: schön, voll Geist und Poesie, unaussprechlich anziehend für junge reine Herzen."[1] Ihr Vortrag war überaus fesselnd und anregend; was sie sagte, hatte

[1] A. Joachim, Karoline Settegast 45.

„einen besondern Klang". Dazu besaß sie im höchsten Grade die Gabe der Erzählung, und was stand ihrer Phantasie und Belesenheit nicht alles zu Gebote! Lebendig und begeistert zumal war sie, wenn sie von A. Kath. Emmerich erzählte. Nicht minder beliebt waren die Momente, wenn sie sich als Meisterin im Bilderausschneiden zeigte. Und die Bildchen flogen zu Hunderten in die Welt hinaus. Noch im Jahre 1854 erfreut sich Schwester Euphrasia (Fey) im Kloster vom guten Hirten zu Aachen an der „Rückerinnerung aus alter Zeit, wo Luise inmitten ihrer damaligen Kinder so manches niedliche Bildchen ausgeschnitten". Diese Bildchen hatten immer eine sinnvolle Beziehung. — Auch ihre Erholungsstunden waren meist den Interessen der Jugend gewidmet. Wo es immer anging, nahm sie an den Spielen der Mädchen teil und verstand es, mit den Kindern Kind zu sein. Dabei diente ihr Spiel wie Ernst, um in den jungen Herzen „goldene Fädchen anzuknüpfen", wie sie einmal sagt.

„Schon länger", heißt es in einem Briefe an Brentano[1], „habe ich einen Gedanken gehabt, den ich Ihnen nur eilend unvollkommen mitteile. Ich möchte nämlich so gern, daß Sie ein Büchlein machten für Jungfrauen oder vielmehr Jungfräulein. Lachen Sie nicht: ich lasse unsere Kinder jeden Monat einige Lieder lernen, die sie nachher bei der Handarbeit des Abends recht artig singen oder hersagen. Ich finde nun, daß man gar schwer eine Liedersammlung der Art findet, die nichts Verkehrtes oder Schädliches enthält und dabei doch nicht schal und langweilig wäre. Denken Sie einmal nach, ob sie unserer und mancher Mädchenschule nicht einen großen Dienst durch ein solches Büchlein tun könnten. Melodien können wir von unserem Gesanglehrer, der vielen Sinn für fromme, einfache Weisen hat, dann leicht dazu

[1] St Leonhard, den 18. Januar 1829.

erhalten. Ich fürchte, Sie werden keine Luft haben, meinen Wunsch zu erfüllen; aber das tut mir leid. Der Sinn für Lieder ist bei jungen Mädchen gewöhnlich so vorherrschend, daß er zum Guten benutzt werden sollte, da Gott ihn gewiß gibt, um etwa auch da ein goldenes Fädchen anzuknüpfen, wo sonst leicht durch Taschenbücher ꝛc. der Teufel seinen schwarzen Faden anknüpft. Sie tun ja gern Gutes; sagen Sie mir doch gelegentlich Ihre Ansicht hierüber. Sollte man dazu wohl einige der schönen Lieder von Schenkendorfs geistlichen Liedern ꝛc. nehmen dürfen, oder wollen Sie gar keine schon früher gedruckte? Mir wäre es sehr, sehr lieb, wenn ein solches Büchlein zu stande käme; Ihr schönes Lied ‚O Trost in letzten Stunden!' und so manches andere müßten aber auch darin sein."

Ganz im Sinne Brentanos war, was sie zehn Monate später an denselben berichtet. „Die wenigen Freistunden", schreibt sie[1], „die mir in der Woche bleiben, will ich den Advent hindurch mit einer recht angenehmen Arbeit ausfüllen; ich will nämlich unsern Kindern ein Kripplein machen. Köpfe für Maria und Joseph, für einen Hirten und eine Hirtin, sowie für einen Engel habe ich schon; aber das Christkindlein wird häßlich ausfallen, weil man hier nichts Zierliches in der Art findet. Wärst Du hier, so würde unser Kripplein viel artiger werden. — Eine unserer Lehrerinnen, die bei ihrer Familie in Koblenz und Wiesbaden war, hat mir ein hübsches Ave Maria in Steindruck mitgebracht, das Josephine Brentano gemacht haben soll. Ich glaube Deine Anordnung darin zu erkennen und habe es um so lieber. Es ziert meinen kleinen Schreibtisch."

In einem Brief zu Neujahr 1831 antwortet sie auf eine scherzhafte Anspielung Brentanos: „Kamelgedanken habe

[1] Am Feste der hl. Cäcilia [22. November] 1829.

ich allerdings jetzt, da ein prächtiges Kamel unter meinem Bette auf die Erscheinung der heiligen drei Könige wartet, deren glorreichem Zuge es sich anschließen wird. Für jetzt stehen doch nur die bescheidenen Hirten mit ihren Gaben am Kripplein und oben drüber schweben fünf dickbackige Engel, rund umher kriechen Schäflein durch grünes Moos. Unsere Kinder sind aber ganz entzückt über das Kripplein und beten und singen aus allen Kräften. Die Jungfrau Maria sieht allerliebst aus, recht klar und jungfräulich."

Im selben Briefe dankt sie dem Dichter für die auf seine Veranlassung übersetzten Parabeln des P. Bonaventura Girodet, welche er ihr zu Weihnachten zugeschickt hatte, mit dem Bemerken: sie habe diese Parabeln schon zum Teile benutzt für die Schule. „Sie machen mir viel, recht viel Freude." [1]

So nach allen Seiten bedacht, führte sie den ihr anvertrauten „Hirtenstab", von dem sie in ihrem „Pilgerlauf" (März 1832) singt:

„Es war in Mittagsstille,
Wann heiß die Sonne glüht,
Als mir der Liebe Wille
Den Hirtenstab beschied.
Ich tat auf duft'ge Matten,
Wo klare Bächlein sprühn,
Wo hohe Palmen schatten,
Mit meinen Lämmlein ziehn.
Und jegliche Beschwerde,
Sie duld' ich froh und gern
Und führe seine Herde
Treu bis zum Abendstern" . . .[2]

Die Verehrung der Schülerinnen für Luise war eine wahrhaft schwärmerische, so daß sie allmählich die Eifersucht

[1] Neujahr 1831.
[2] Lieder 145.

der Frau Nicolay erregte. Nachmittags in der Rekreationsstunde, so lautet eine Mitteilung der Frau Geh. Rat Marie v. Schmidt, wurde im Garten gewandelt und da war es dann die größte Auszeichnung und Freude, Luisens Arm zu gewinnen. „Mamsell Hensel, wann bekomme ich Ihren Arm?" das war die eifersüchtige Frage, welche tagelang vorher die Schülerinnen beschäftigte. Ihr Zimmerchen galt ihnen wie ein kleines Heiligtum, und manche unter den Zöglingen kannte kein höheres irdisches Glück, als dort zu ihren Füßen zu sitzen und ihr „wie einer Mutter das Herz aufzuschließen". Noch im späteren Leben dieser Mädchen leuchteten diese Lieblingsplätzchen als sonnige Bilder in der Erinnerung fort. „Wie manchmal denke ich an St Leonhard", schreibt Anna v. Lommessen Jahre danach, „an Ihr Zimmerchen, an die liebe Muttergottesstatue vor demselben, die meine ersten Eindrücke teilte, vor der ich so viel gebetet habe." Und ein andermal: „Könnte ich nochmal wie in St Leonhard Ihnen ‚Gute Nacht' wünschen, nachdem ich ein Stündchen vor Ihnen gesessen und geplaudert hätte! O selige Zeit!"

Wo man eines Liedes von Luise Hensel habhaft werden konnte, wurde es abgeschrieben und emsig in eine Sammlung eingetragen. Eine Bemerkung, ein Motto, eine Zensur von ihr prägte sich am tiefsten ein. „Jedesmal, wenn ich Deine Schriftzüge erblicke", schreibt zwanzig Jahre später Marie Schmidt (Everken), „werde ich an die schöne Zeit meiner Jugend erinnert, wo wir Dich alle so unbeschreiblich lieb hatten und jeden beneideten, der unter das Heft eine längere Zensur bekam. Wie hat sich seitdem die Welt verändert!" ꝛc.— Und eine andere schließt: „Ihr altes Krabbelieschen, wie Sie mich in St Leonhard nannten, die nur Spinnenbeine zu machen versteht, erkennen Sie wohl in diesem Briefe . . . ‚Eile mit Weile', schrieben Sie mir oft unter die Aufgaben, ‚das ist ein goldenes Sprichwort für Dich'. Es hat mich

manchmal gehalten und mir warnend gute Früchte getragen, wie so viele, viele Ihrer Worte, meine gute Luise."

Wie hingen alle diese fröhlichen Mädchen nach der Trennung noch an der geliebten Führerin, von der ein Brief aus der Ferne jedesmal freudige Aufregung verursachte! Am 1. Dezember 1836 schrieben ihr die Schwestern Netta und Klara Fey nach Berlin, beide voll zärtlichster Anhänglichkeit. Erstere beginnt: „Wenn Sie nur unsere Freude sähen, wenn ein Brief von Berlin da ist; kaum gönnen wir Mama die Zeit, ihn zuerst zu lesen." Letztere: „Könnten Sie doch nur mal ein Stündchen bei uns sein, wie würden wir uns da ganz anders unterhalten als in einem vier oder fünf Seiten langen Brief. Sie könnten sich dann wohl hüten, von unsern Umarmungen nicht erdrückt zu werden."

Und so hat Euphrosine Richard nicht bloß für sich, sondern gewiß aus dem Herzen vieler gesprochen, wenn sie die Zeit in St Leonhard „die glücklichste und gesegnetste ihres Lebens" nennt. Man denkt hier unwillkürlich an das Wort des Goldmundes unter den Vätern: Höher als den Maler und den Bildhauer halte er denjenigen Künstler, der die Seelen der Jugend zu bilden verstehe[1]. Diese Seelenkunst war ihr in außerordentlichem Grade verliehen. Wie sehr erfuhr sie jetzt, daß diejenigen „vielfältig leben", welche im Leben der Kinder leben!

Von Ekkehard, dem berühmten Lehrer in St Gallen und Virgilerklärer der wißbegierigen Herzogin Hadwig auf Hohentwiel, dessen Beredsamkeit und große Lehrgabe sein jüngerer Ordensgenosse und Namensvetter, der Chronist Ekkehard, ganz besonders rühmt, wird erzählt: er habe auf

---

[1] Chrysostomus: Omni certe pictore, omni certe statuario ceterisque huiusmodi omnibus excellentiorem hunc duco, qui iuvenum animos fingere non ignorat.

einer Versammlung in Mainz einmal sechs Bischöfe getroffen, die ihm ihre Bildung verdankten. Wenn Luise Hensel im späteren Leben Umschau hielt, konnte sie auf eine ungefähr gleiche Anzahl ausgezeichneter Oberinnen von Klöstern und Stifterinnen neuer Ordensgenossenschaften hinweisen, welche von St Leonhard ausgegangen und ihr Bildung und Richtung verdankten. Anna v. Lommessen trat in den Orden von sacré coeur und war längere Zeit Oberin im Kloster zu Warendorf, wo sie Luise Hensel oft besuchte; später kam sie nach Frankreich. Klara Fey gründete die Genossenschaft der Schwestern „vom armen Kinde Jesu" zu Aachen; Franziska Schervier die der „Franziskanerinnen". Lauter Gemeinschaften, welche herrlich gediehen und weithin segenverbreitend wirken. Pauline v. Mallinckrodt endlich wurde Stifterin und Generaloberin der Genossenschaft der „Schwestern der christlichen Liebe" zu Paderborn. Als sie im Jahre 1850 dieses Werk begründete, gab sie ihrer vormaligen Lehrerin und nunmehrigen Freundin alsbald Nachricht davon, weil sie versichert sei, daß Luise den herzlichsten Anteil daran nehme: „Sind Sie es doch, die den Keim alles Glückes in meine Seele niedergelegt haben."

So ist Luise Hensel vielen zum Leitstern ihres Lebens geworden. Wahrlich, die Dichterin hat recht:

„Mehr ist ein Segen, als zehntausend Kronen!"
(Annete v. Droste.)

Das letzte Jahr in Aachen.

(1832—1833.)

Erholungskur auf dem Lande. Rücktritt vom Lehramt. Frau v. Fisenne. Dr Alertz.

Mit der Hebung der Anstalt hatten sich auch die Ansprüche gemehrt, die an Luisens Leistungsfähigkeit gemacht

wurden. Allmählich aber mußte sie wahrnehmen, daß sie ihrer physischen Kraft zu viel zugemutet habe. Da die eigentliche Vorsteherin kränklich war, fiel „fast die ganze Last der Arbeit und Verantwortung“ auf ihre Schultern[1], und im Eifer treuer Pflichterfüllung wollte sie lange nicht beachten, daß ihre Gesundheit Schaden leide. Im Beginn der dreißiger Jahre fing sie aber ernstlich an zu kränkeln, und zwar, wie sie nun wohl selbst erkannte, „aus Übermaß an Arbeit“ und Mangel an Erholung. Es schien sich ein Hals- oder Brustleiden zu entwickeln, und auf ärztliche Anordnung ward sie am 24. Mai 1831 zu einer Erholungskur auf das Land geschickt. Sie zog sich auf einen einsam gelegenen Bauernhof in der Nähe von Burtscheid zurück, „um vierzehn Tage fern vom Geräusche der Welt, losgebunden von ihren täglichen Pflichten, zu leben“[2].

Die Ruhe und die stille Abgeschiedenheit in der ländlichen Natur bekamen ihr wohl, und es gefiel ihr dort so gut, daß sie den Versuch im folgenden Jahr wiederholte. Auch auf ihr Gemütsleben wirkte die Einsamkeit erquickend ein. Die Naturfreude erwachte wieder und half der Einsiedlerin manche friedliche Stunde auf Wegen und Stegen, in Feld und Wald verschönern. Sie liebte ja gerade den Frühling ganz besonders. Die ersten Frühlingsblumen hatten für sie „immer etwas überaus Rührendes“. Lerchenlieder und Tannenduft im Sonnenschein dünkten ihr gar „köstliche Berauschungsmittel“, und die kindliche Herzensfreude an einem verborgenen und heimlich belauschten Vogelneste ist ihr bis ins Alter verblieben. In einer Felsschlucht hatte sie sich einen Sitz zurechtgemacht, in der Nähe einer hohen Buche, die sie mit Efeuranken umzog und in deren

[1] Nach einer eigenhändigen Aufzeichnung von Luise Hensel.
[2] Tagebuch 369.

Rinde sie den Namen Jesu eingeschnitten hatte. Das war ihr Lieblingsplätzchen[1].

Es muß ein poetischer Schimmer über diesem ländlichen Aufenthalt geschwebt haben, weil sich die Erinnerung daran so lange frisch erhielt. Denn noch am späten Lebensabend kommt sie auf diese Einsiedelei und die „angenehme Verbannung" auf dem Bauernhof zu sprechen, in einem Briefe an Schlüter vom Jahre 1875 — dem letzten der von diesem veröffentlichten Sammlung. Dort erzählt sie:

„In den letzten zwei Jahren (der Aachener Zeit), wo meine Gesundheit wankte und sich ein drohendes Lungenleiden einstellte, wo mir das laute Sprechen, zuweilen auch das Flüstern selbst eine Unmöglichkeit war, schickte mich der Arzt zu einer drei- bis vierwöchigen Ausruhe aufs Land. Jeder Besuch war verboten, auch die Unterhaltung mit der guten Bäuerin, die mir dreimal des Tags frisch gemolkene Milch zu reichen hatte, bestand nur in einem freundlichen Kopfnicken. Der einsame Hof lag wunderschön und still abseits auf einem kleinen Hügel. Mir war unbeschreiblich wohl in der grünen Einsamkeit, wo ich mir vornahm, mich allein mit Gott zu beschäftigen; aber da spielte mir meine Naturliebe manchen Streich. Wenn ich zwischen Hecken oder Gesträuch ging, um zu beten, mußte ich bald dieses bald jenes Tierlein, das mir nahe kam, betrachten, vorzüglich mußte ich Vogelnester suchen, um mich daran zu erfreuen. Vor allem aber interessierte mich eine kleine Felsenschlucht, aus der ich mir durch umgewälzte Steine einen bequemen Sitz gemacht hatte. Da gab's aber mancherlei zu tun und zu sehen, und aus der höheren Betrachtung und dem Beten ward nicht viel. — Zweimal bin ich dort

[1] Vgl. Tagebuch 378 385 387. Dazu Briefe an Schlüter 45 69 249.

gewesen; — als ich später einmal wieder in Aachen war und die Gegend meiner angenehmen Verbannung aufsuchte, war leider aus der kleinen reizenden Schlucht ein Steinbruch geworden."

Die Besserung in ihrem Befinden war nicht von Dauer, und die Besorgnis ihrer Freunde wuchs[1]. Der Ausspruch „angesehener Ärzte", die sie zu Rate zog, reifte in der Kranken endlich im Sommer 1832 den Entschluß, die Stelle in Aachen niederzulegen. Durch eine unerwartete und ihrer Überzeugung nach schädliche Maßnahme der städtischen Schulkommission zu Aachen, welche unter dem 30. Juni des genannten Jahres die beiden unteren Klassen der Schule aufzuheben für gut fand, wurde die Ausführung dieses ihr so schwer gewordenen Entschlusses noch beschleunigt. „Ich wurde genötigt", erzählt sie, „ganz gebrochen an Kräften, meine Stelle niederzulegen, und hatte das auch schon erklärt, bevor die Veränderung mit der Schule vor sich ging, die nach meiner Überzeugung den Ruin der Anstalt herbeiführen mußte, indem die städtische Schulbehörde die beiden unteren Klassen aufhob, damit eine andere Schule (St Stephan) dadurch mehr bevölkert werden sollte. Die unteren Klassen waren nicht eigentlich meine Sache; aber ohne dies Fundament mußten die beiden Realklassen in der Luft schweben, und so war ich dagegen gewesen."[2]

Im Juli 1832 erhielt Fräulein Hensel von der städtischen Behörde ihre Entlassung. Die trockene bureaukratische Art

[1] Im März 1832 äußert sich die Gräfin Stolberg ganz bestürzt über die Nachrichten von ihrem Zustand und bittet die Freundin inständig, in den Ostertagen sich eine Vakanz zu machen und zu ihr und ihrer Tochter Paula nach dem stillen Ittlingen (bei Steinsfurt) zu kommen. „Sie so anhaltend, so sehr leidend zu wissen, ist schmerzlicher, als ich es sagen kann, meine geliebte Luise" (21. März, aus Ittlingen).

[2] Aufzeichnungen von Luise Hensel (bei Reinkens 222—223).

und Weise, wie dieselbe — nach einer fünfjährigen ehrenvollen und erfolgreichen Tätigkeit — ins Werk gesetzt wurde, empfand sie als eine Kränkung, die sie lange nicht verwinden konnte. Sie fühlte sich „im Gemüte recht krank und verwundet", schreibt sie an Professor Chr. Schlüter, mit dem sie eben erst in diesem Jahr in Korrespondenz getreten war und in dessen Familienkreise sie wenige Monate zuvor bei einem Besuche in Münster „liebe Stunden" verbracht hatte. „Ach, wie flüchtig sind alle Freuden auf Erden! Ich war so froh in Münster und ahnte nicht, welch bittere Stunden meiner hier schon warteten. Doch wie Gott will! Er wird mir ertragen helfen, was er sendet. — Es bieten sich mir jetzt verschiedene Lebenswege dar; Gott zeige mir den rechten; ich vermag noch nicht, ihn zu erkennen. Bis gegen Ende dieses Monats (August) werde ich noch hier bleiben; wenn mein Übelbefinden sich aber nicht bessert, so denke ich, auf vierzehn Tage hier in der Nähe aufs Land zu gehen; eigentlich mehr, um für meine Seele Ruhe zu gewinnen, als um Körperkräfte zu sammeln. Gott wird mir in dieser Zeit vielleicht seinen Willen, auf dessen Erfüllung ja doch nur alles ankommt, deutlicher zu erkennen geben. Denn in der Einsamkeit redet Gott zum Herzen." [1]

Die Abgeschiedenheit auf dem Lande, in der ihr so vertraut gewordenen Einsiedelei, tat auch diesmal ihre guten Dienste, und zu weiterem Troste kam die bewährte Freundin A. Diepenbrock von Koblenz herbeigeeilt, diese Einsamkeit für einige Wochen mit ihr zu teilen. Das war wieder ein schönes erquickliches Zusammenleben der beiden harmonischen Seelen. Da ward auf gemeinsamen Wanderungen, auf denen Luise der Freundin ihre traulichen Lieblingsplätzchen in Wald und Flur zeigen konnte, über die Zukunft beraten. Die geliebte „Appel"

[1] Aus St Leonhard, 12. August 1832.

blieb bis Ende August. Nach ihrer Rückkehr schrieb sie aus Koblenz[1]:

„Meine geliebte Luise! wie sind wir nun wieder so weit voneinander — diesmal war mir die Trennung von Dir ganz besonders schwer. Unsere Reise (hierher) war recht schön, obgleich mir das Herz schwer; in Köln war ich am andern Morgen mit Euch im Gebet vereinigt, o! wenn wir diese Gemeinschaft nicht hätten, wie schwer würde dann oft das Leben sein. Des Nachmittags gegen 4 Uhr, noch jenseits Andernach, schaute ich aus dem Wagen, und der gute Vater stand auf der Chaussee freundlich grüßend und winkend; das war eine rechte Freude. Ich mußte viel von Dir erzählen und unserem schönen Zusammenleben. . . . Für all die Liebe, die Du mir jeden Augenblick erwiesen, Du liebe treue Seele! habe ich Dir so wenig gedankt, mit gerührtem Herzen tue ich es noch jetzt. Gott lohne Dir alles! Ich denke mich Dir so gerne (zur Seite) auf den grünen Wiesen wandelnd, oder zum lieben Quellchen, und begleite Dich im Geiste; es war schön dort, liebe Luise, und gottlob für mich nicht ohne Nutzen." Nach Jahresfrist kommt die gute Appel in freudig dankbarer Erinnerung nochmals auf diese gemeinsam verlebten Wochen in ihren Briefen zurück: „Ich gedenke noch so oft der schönen Tage in Burtscheid und Aachen, und der schönsten auf dem Bauerngute! — sie gehören zu denen in Dülmen und Wiedenbrück, die mir, solange ich lebe, unvergeßlich bleiben."

Was nun? Die erschöpften Kräfte waren noch nicht so weit hergestellt, um einer neuen Berufstätigkeit gewachsen zu sein. Luise Hensel richtete ihre Augen nach Berlin, wo Mutter und Bruder nach ihr verlangten. Sie wollte gleich dahin abreisen, ließ sich aber durch die Bitten einer frommen

[1] Am 3. September 1832.

bejahrten Dame, deren Tochter ihr befreundet war, Frau v. Fisenne, bewegen, den Winter noch bei ihr in Aachen zu verbleiben. Es war ein Opfer, welches Luise der alten Aachener Dame brachte, die, seitdem ihre Tochter ins Kloster der Karmelitessen zu Lüttich getreten war, sich sehr vereinsamt und gedrückt fühlte; eben weil es ein Opfer war, glaubte Luise in dem Ansuchen einen höheren Wink zu erkennen. So verließ sie nun den 11. September ihre ländliche Einsiedelei und kehrte nach Aachen zurück, wo Frau v. Fisenne in der Adalbertstraße wohnte.

Als im Spätherbst mehrere Cholerafälle in der Stadt vorkamen, ließ sich Luise Hensel es nicht nehmen, einige Kranke zu pflegen und in der Folge für die hinterlassenen Waisen eine Sammlung von Geld und Naturalien zu veranlassen, welche sie im Verein mit dreizehn andern Damen in den Pfarreien der Stadt ins Werk setzte. Beim Aufsuchen der Waisen und Hilfsbedürftigen in einem Distrikt zog sie sich aber durch Erkältung ein nervöses Fieber zu, das die Hilfreiche selber für längere Zeit auf das Krankenlager warf. — Nach ihrer Genesung hatte sie die Freude, Frau v. Fisenne mehrmals nach Lüttich zu begleiten, wo sie im Karmelitessenkloster mehrere liebe Freundinnen — unter ihnen namentlich Schwester Augustine, die Witwe eines preußischen Majors — und an der Oberin eine herzliche Gönnerin hatte. Ihr Name stand dort noch lange im besten Andenken.

Als der Winter vorüber, war ihre Aufgabe in Aachen vollendet und damit eine nahezu sechsjährige, arbeitsreiche und gesegnete Epoche in ihrem Leben zum Abschluß gekommen.

In die Aachener Zeit fällt noch ein Vorkommnis persönlichster Natur, durch welches Luisens Standhaftigkeit noch einmal auf eine ernste Probe gestellt wurde. Ein hervorragender Mann und Arzt in geehrter Stellung warb um ihre Hand. Klemens August Alertz, ein Sohn der alten Krönungsstadt,

geboren den 31. Januar 1800, bekleidete die Stelle eines Kreisphysikus in Aachen, war auch Hausarzt bei St Leonhard und genoß in allen Kreisen ein wohlverdientes Ansehen. Ausgezeichnet durch Wissenschaft und Herzensgüte, in Gesinnung und Charakter tadellos, hatte er sich auch die Hochachtung und persönliche Wertschätzung Luise Hensels erworben. Es war im Januar 1832, als „der liebenswürdige, edle und schöne Mann" — so lauten ihre eigenen Worte — ihr „das süßeste Lebensglück anbot"[1]. Die besondern Umstände des Anerbietens und persönliche Zuneigung machten ihr die Entschließung nicht leicht, und daß ihre Entscheidung nicht ohne inneren Kampf vor sich gegangen, ist aus der Tatsache zu erkennen, daß sie die Frage auch dem Kaplan Hensing und dem Pater Wüsten, ihren vormaligen geistlichen Beratern, vorlegte. Indes der Vorsatz der Entsagung behielt, wie in den früheren Fällen, die Oberhand, und da auch um dieselbe Zeit die Aufforderung an sie gekommen, ihre Kraft dem Krankendienst in einem zu gründenden Hospital in Paderborn zu weihen, so erklärte sie dem edeln Freunde: sie beharre bei ihrem „Entschlusse, Jungfrau zu bleiben und dem Heiland in seinen Leidenden zu dienen"[2].

Der Paderborner Plan, dem zuliebe Luise sogar einen an sie ergangenen Ruf nach Berlin, „als Vorsteherin der ersten Töchterschule des Landes" einzutreten, abgelehnt hatte, kam damals nicht zur Ausführung — aber dem Dienst der Nächstenliebe blieb auch ihr ferneres Leben gewidmet.

---

[1] Tagebuch 390; vgl. 379.

[2] Dr Alertz' späteres Geschick ist bekannt. Im Jahre 1836 führte ihn die Berufung Gregors XVI. nach Rom. Er wurde Leibarzt des Papstes und blieb auch nach dessen Tod als konsultierender Arzt des ihm freundschaftlich geneigten Papstes Pius IX. in der ewigen Stadt, wo er am 10. November 1866 starb.

20. Wieder in Berlin.

(1833—1836.)

Im Hause des Bruders. Die Familie Mendelssohn. Der Freundeskreis. Tod der Mutter. Brentano.

Im Frühjahr 1833 rüstete Luise Hensel zur Abreise. Die alte Mutter in Berlin verlangte dringend nach der geliebten Tochter, von der sie nun bald vierzehn Jahre getrennt lebte, und die sie in der Zwischenzeit nur einmal in Schlesien gesehen hatte.

Frau Hensel war mit ihrer Tochter Wilhelmine im Jahre 1831 von Schlesien wieder nach Berlin gezogen, um in der Nähe des Sohnes zu sein, der bald nach seiner Rückkehr aus Italien sich mit Fanny Mendelssohn, der Schwester des Komponisten Felix Mendelssohn, verheiratet hatte und seit Anfang 1831 als Professor der Geschichtsmalerei an der Akademie der Künste in Berlin wirkte.

Auch Wilhelm Hensel wünschte längst seine Schwester in der Nähe zu haben und wußte dem brüderlichen Verlangen den wirksamen Ausdruck zu geben. „Wir wollen Dich", heißt es in einem seiner Briefe, „nicht überraschen und überreden; Du hast von je an, wie jede rechte gerechte Natur, Dein Gewissen als Führer erkannt; bleibe dabei, es muß Dich dahin führen, wo Du am meisten wirken und erfreuen kannst. Daher wäge, und dann wage aber auch. Sollte unser Familienkreis und Glück durch Dein Kommen sich vollenden, so glaub' ich, Dir für die äußeren Folgen einstehen zu können. Deine Freunde sind dieselben geblieben, Deine Stellung kann nur eine geachtete sein. Über die inneren Folgen kannst Du nur wissen und entscheiden, mein Auge kann nichts für Dich Beunruhigendes erspähen. In einer Tante[1] meiner Frau

[1] Henriette Mendelssohn. Sie starb indessen, ehe Luise Hensel nach Berlin kam.

würdest Du eine katholisch fromme ältere Freundin haben, welche mit der übrigen Familie dennoch im besten Vernehmen steht; kurz, entsprechende und ansprechende Berührungen jeder Art fehlten Dir sicher nicht, so wenig als Dir Wirksamkeit entgehen könnte, wie Dein Geist und Sinn sie braucht."

Ostern 1833 fiel auf den 7. April. Um diese Zeit trat Luise Hensel die Reise nach Berlin an. Sie nahm den Weg über Wiedenbrück und Paderborn, wo sie, an beiden Orten, hochgeachtete Gönner zu begrüßen hatte; in Paderborn insbesondere den ihr wohlwollenden Weihbischof, der mit ihr über die Hospitalangelegenheit zu reden wünschte. Unwohlsein zwang sie hier, eine mehrtägige unfreiwillige Pause zu machen, so daß sie erst in der Mitte des Monats die Reise fortsetzen konnte. „Ich bin nun seit gestern", schreibt sie am 13. April aus Paderborn, „wiederhergestellt, kann aber erst übermorgen weiter, und werde dann, so Gott will, am Donnerstag Morgen in Berlin ankommen, um dort meine seit einiger Zeit sehr kränkelnde Schwester zu pflegen und die kleine Haushaltung meiner Mutter zu führen. Daß ich dort in religiöser Hinsicht sehr viel entbehre, das weiß ich recht gut aus früherer Erfahrung; doch entbindet mich das nicht von der Pflicht, mich den Meinen zurückzugeben, da sie meiner bedürfen . . . Das Leben besteht aus Opfern, und wohl uns, wenn wir es rein wie Abel hinaufsteigen sehen." [1]

In Berlin ward die so lang Ersehnte von den Ihrigen insgesamt „mit großer Liebe" empfangen. Die Freude derselben, die Ruhe, die sie sich selber auferlegte, und endlich eine förmliche Kur verhalfen ihr allmählich zur Genesung.

Die Wohnung mußte Luise bei dem Bruder nehmen, der es nicht anders litt; und da mit dem Hause in der Leipziger Straße ein Garten verbunden war, ein mächtig großer park-

[1] An Schlüter 10—11.

ähnlicher Garten mit „wundervollen alten Bäumen", in dem man „eher einen Augenblick Einsamkeit" finden konnte als in der engen Behausung der Mutter, so fügte sie sich nicht ungerne der brüderlichen Anordnung. Die Mutter konnte sie indes täglich besuchen, und Mittwochs verbrachte sie regelmäßig den ganzen Tag bei ihr und der Schwester. Äußerlich waren somit ihre Verhältnisse aufs beste geregelt, und Luise empfand die Liebe und Güte, die man ihr entgegenbrachte, mit lebhafter Dankbarkeit.

Aber die Schwingen ihrer Seele wurzelten in der Religion und im kirchlichen Leben, und nach dieser Seite fühlte sie sich, zumal im Anfang, bei aller Freundlichkeit in ihrer Umgebung vereinsamt. Ihre Berichte von da tragen darum in der ersten Zeit fast alle eine mehr oder minder wehmutvolle Färbung. Das Tagebuch selbst ist verstummt.

„In religiöser Hinsicht", schreibt sie nach einem Vierteljahr[1] an Schlüter, „stehe ich hier natürlich ganz allein; Gott gebe, daß ich dadurch nicht noch lauer werde. Leider wohne ich der Kirche so ferne, daß ich sie wohl nicht täglich besuchen kann. Mein Beichtvater, der Propst Fischer, ist ein trefflicher Mann, eifrig und doch sehr milde, was hier äußerst notwendig ist; sehen kann ich ihn indessen selten, da er von Arbeiten fast erdrückt ist und mir auch sehr fern wohnt. Nach Umgang mit Menschen, die nur eine äußerliche Richtung haben, sehnte ich mich nie, bin aber jetzt ganz darauf angewiesen und darein verflochten, weil meine Angehörigen sich ihnen hingeben. Mein Bruder ist ein sehr guter, gemütlicher Mensch, an Glauben und Gesinnung ein Christ, läßt sich aber auf keine bestimmte Konfession ein und geht in keine Kirche; die Kunst ist ihm eine Kirche, und sie sowie sein häusliches Glück beschwichtigen wohl alles höhere Sehnen

[1] Berlin, den 8. Juli 1833 (S. 12—14).

in ihm, das ihn früher zur Kirche zu ziehen schien. Meine Mutter und Schwester sind gut und herzlich gegen alle Menschen; das Religiöse nehmen sie mehr von der poetischen Seite, wie das Leben überhaupt. Daß mir bei aller Liebe der Meinen das rechte Element fehlt, versteht sich von selbst; doch Gott hat's so gefügt oder wenigstens zugelassen, und ich könnte es nicht ändern, ohne sie zu kränken."

Was sie demselben Freunde drei Monate später berichtet, dient dem Voranstehenden zur Ergänzung: „Gedichtet habe ich nichts mehr seit Jahren, werde es auch wohl nie wieder, da es mir so sehr an Einsamkeit und Muße fehlt; ich kann selbst nur sehr wenig beten, da mein Zimmer ein beständiger Durchgang ist, was sich einmal nicht ändern läßt. Wie Gott will! Er hat es so gefügt; innerlich bequem wird es mir hier nie werden, und also auch nicht wohl und heimatlich; aber am Ende kommt es doch auch darauf nicht an, und Gott hat mir wieder eine ruhige, friedliche Stimmung gegeben, mit der ich geduldig alles hinnehme, wie es kommt; möge seine Gnade mir diese Stimmung erhalten! Natürlich ist sie mir keineswegs, da ich von je mit einem glühenden, vielfordernden Herzen begabt war. Eine schwere, oft gefährliche Gabe, die nur zum Frieden der Resignation führen oder in Trostlosigkeit untergehen kann. Vor dem letzteren hat mich mein Engel bis jetzt bewahrt."

Eine willkommene Liebesgabe kam ihr im Herbste dieses Jahres aus München zu, wo Brentano eben erst seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Der Druck des „bittern Leidens unseres Herrn nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich" (Sulzbach 1833) war vollendet, und Brentano sandte der Freundin durch den nach Berlin reisenden Landschaftsmaler Ahlborn und dessen Frau ein Exemplar des Werkes. Zwar hatte Luise die Aufzeichnungen bereits in der Handschrift kennen gelernt, und mit dem Autor über die

Behandlung des ursprünglichen Textes sogar manchen Strauß ausgefochten, aber sie begrüßte das Werk doch als ein nützliches Erbauungsbuch, und ihr persönlich klang es wie ein Echo aus dem lieben Dülmen, wohin ihre Gedanken so oft zurückkehrten. Das Buch traf sie übrigens auf dem Krankenlager.

„Für Brief und Buch" — antwortete sie[1] — „den herzlichsten Dank, lieber Klemens. Und zu Deinem heutigen Namenstag die schönsten Glückwünsche. Gott segne Dich und laß es Dir nie an Freud und Frieden fehlen. Ein Blumenbildchen sollst Du wenigstens zum Angebinde haben; was Besseres kann ich in die weite Ferne nicht schicken. Auf Deinen Brief, der allerliebst ist, den ich aber nicht ganz verstehen kann, habe ich Dir so manches zu antworten, wüßte ich nur, wo anfangen. Doch heut werde ich schwerlich weit kommen, da ich seit acht Tagen sofalägerig bin und der Arzt mir nicht erlauben will, zu sitzen. Dir wenigstens heute einige Worte zu schreiben und Dir für das liebe Buch zu danken, war mir aber doch zu sehr Bedürfnis, als daß ich's hätte unterlassen mögen. Gott segne Dich, lieber Klemens! In den nächsten Tagen mehr, so es mir möglich ist. Ade für heute!" —

„Den 30. Januar 1834. Bis jetzt wartete ich vergebens auf meine Genesung, um Dir, lieber Freund Klemens, ordentlich schreiben zu können. Nimm fürlieb, so gut ich's kann; denn länger will ich Dich und die gute Phillips nicht ohne alle Nachricht lassen. Gott weiß, ob es mit meiner Gesundheit je wieder so gut gehen wird, daß ich mehr kann als jetzt. Ihm sei es heimgestellt. — Wenn Du gehört hast, ich sei seit Jahren schon kränkelnd, betrübt, arm ꝛc., so ist das ebenso wahr, wie auch, ich sei fröhlich, gesund, es gehe

[1] Berlin, den 23. November 1833.

mir wohl[1]. Alles hat seine Zeit, doch des Drückenden ist mir, wie ich's verdiente, im Leben mehr geworden als des Angenehmen. In St Leonhard bin ich mit schmerzender Undankbarkeit behandelt worden und mußte weggehen, um der beständigen Versündigung ein Ende zu machen; ich war auch zum Tode müde an Leib und Seele, und konnte und wollte von den Verhältnissen, die sich mir darboten, keins wählen, gab daher den Bitten meiner Angehörigen nach, zu ihnen zurückzukommen, dachte: es wird ohnehin nicht mehr lange dauern, und die Klöster, welche ich wollte, haben mich ja nicht gewollt.

„Den Sommer über ward ich hier sehr gesund und glaubte schon, Gott wolle vielleicht noch irgend etwas anderes von mir als geduldiges Leiden. Seit dem Anfange des Advent bin ich aber nun schon wieder krank, und es scheint sich nicht bessern zu wollen. Wie Gott will! —

„Ich leugne nicht, daß es mir immer wie ein schmerzlicher Widerhall im Herzen ist, wenn Du mir von Klöstern sprichst. Es war, seitdem ich zur Kirche gehöre, meine

[1] Brentano hatte ihr geschrieben: „Herr und Frau v. Kerz, zwei gute katholische Herzen, tragen Dich in denselben und äußerten mit elterlicher Liebe und Treue manche Sorge und Teilnahme um Dich, als seist Du leidend, gebeugt, ohne Behagen von Innen und umher. Auch die anmutige Frau Phillips, welche mit einer magdlichen Begeisterung zu Dir neiget, bedauert Mühseliges in Dir und um Dich. Linum! was hast Du? Ist das prophetische Lied:

‚Und träumte einen Nonnentraum,
Und war gleich wieder jung!'

noch nicht alt geworden? Lasse Dich das nicht betrüben, es ist ein Faden in allen Dingen; sind es Labyrinthe, so führt er uns heraus." — Im selben Brief heißt es aber später noch: „Gott sei Dank! es geht Dir ja wieder gut. Frau Phillips spricht von einem heiteren Briefe von Dir und bringt mir ihre Antwort." Ges. Briefe II 286 289.

Sehnsucht, meine Liebe, vielleicht auch mein Eigensinn. Gott hindert mich sichtlich, und ich ergab mich mit großem Kampf seinem Willen. Jetzt bin ich nicht mehr jung, stark und mutig genug, um mich in ein Kloster drängen zu können. Ich kann ja auch hier nicht fort von meiner Mutter, ich brächte die alte Frau in die Erde. Ob ich sie überlebe, und was Gott dann von mir will, weiß er und wolle es mir zeigen. Er weiß, daß ich trotz aller Sünden ihn über alles lieben und für ihn leben will dort und hier. — In meiner jetzigen Lage ist natürlich manches Schwere trotz der Güte, mit der mein Bruder und seine Frau mich behandeln. An meinen kirchlichen Pflichten hindert mich keines, und ich würde mich auch mit Gottes Hilfe nicht hindern lassen. . . . Meine Mutter, die mich oft besucht, seitdem ich nicht mehr täglich zu ihr kann, grüßt Dich, wie auch Wilhelm, bei dem ich wohne."

Die Leidende erholte sich gegen Erwarten rasch und kam bald wieder so zu Kräften, daß sie mit ihrer Schwägerin sich in die Führung des Haushaltes teilen und der Obhut des vierjährigen Sohnes derselben, Sebastian, sich widmen konnte. Das gab mannigfache Beschäftigung, die vergangene Zeiten vor ihren Augen gleichsam in verjüngter Gestalt neu aufleben ließ.

Für ein auf das innerliche Leben angewiesenes Gemüt mochte allerdings das bunte bewegte Leben, das in dem Hensel-Mendelssohnschen Hause[1] aus und ein flutete, manches Störende haben. Sie suchte die Einsamkeit und sah sich mitten in das Gewoge der großen Gesellschaft versetzt. Aber die Liebe zum Bruder glich doch vieles aus, und es war doch ein Kreis, der mit seinen edeln und mannigfaltigen Kunstinteressen auch viel des Anregenden bot. Was sie jedoch

[1] Leipziger Straße Nr 3, jetzt preußisches Herrenhaus.

innerlich am meisten befriedigte, war das Glück und die Freude der Mutter, die nun ihre drei Kinder wieder um sich sah. Daß sie den Trost hatte, ihre „gute alte Mutter noch in ihren letzten Jahren pflegen zu können", das versöhnte Luise immer mehr mit dem Aufenthalt in Berlin. Und so nahm sie auch, ohne ihr inneres Ziel aus den Augen zu verlieren, mit der angeborenen sinnigen Anmut, mit der bei aller Milde bestimmten, gerade die lebhafteren Geister anziehenden Sicherheit ihres Wesens an dem gesellschaftlichen Leben des Hauses teil.

Wilhelm Hensel, unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Italien zum Hofmaler ernannt und Professor an der Akademie, im Vollbesitz seiner schöpferischen Kraft, von den höchsten Kreisen gesucht und ausgezeichnet, stand mitten im freudigsten Schaffen und Erfinden. Aus Rom hatte er mehrere vollendete große Gemälde mitgebracht, wovon zwei sofort in den Besitz des Königs von Preußen übergingen, nämlich die Kopie von Raffaels Transfiguration und seine erste eigene Komposition großen Stils: die Samariterin am Brunnen, ein „durch Reinheit der Formen und ernstes religiöses Gefühl ausgezeichnetes Gemälde"[1]. Die ideale Richtung der altitalienischen Schule, zu der er sich auf seiner Wanderfahrt im hesperischen Lande hingezogen fühlte, beherrschte seine Kunst auch in Berlin. Zur Zeit war er nun wiederum mit einem religiösen Bilde beschäftigt: Christus vor Pilatus, das im Jahre 1834 zur Vollendung gedieh und in die Berliner Garnisonskirche kam. Es gilt für sein bedeutendstes Werk.

[1] Abgebildet in den Denkmälern der Kunst. Atlas zu Kuglers „Handbuch der Kunstgeschichte". Tafel 124. Die Transfiguration, wofür Hensel 2000 Dukaten erhielt, befindet sich jetzt im Raffaelsaal zu Sanssouci. Das Bild der Samariterin, um den Preis von 600 Friedrichsdor erworben, kam in das Schloß Bellevue bei Berlin.

Ein ganz besonderes Ansehen erwarb sich Maler Hensel als Porträtzeichner. Er traf gut und charakteristisch und besaß eine Fertigkeit, die ihn befähigte, dem Augenblicke jederzeit das Beste abzugewinnen. Er zeichnete (mit Blei oder farbigen Stiften) mitten in der lebhaftesten Gesellschaft, und er ließ selten eine Gelegenheit vorübergehen, wo interessante Persönlichkeiten oder Charakterköpfe um ihn versammelt waren. Aus solcher Gewohnheit und Liebhaberei entstand denn auch mit der Zeit eine Bildnissammlung, wie sie nicht viele Maler erworben haben: eine ganze Legion von Bänden, lauter Porträtskizzen, teils zu Hause bei den beliebten Abendgesellschaften des Sonntags, teils auf Reisen gemacht. Die Sammlung seiner Porträts besteht aus 47 Jahresmappen, die nicht weniger als 1027 Porträtköpfe (Staatsmänner, Gelehrte, Künstler, Dichter, Sänger ꝛc.) enthalten. Auch Luisens Bildnis wurde in diesen Tagen (1835) wieder aufgenommen und dem Zyklus einverleibt.

Dabei besaß er ein Gesellschaftstalent, das ihn persönlich überall beliebt machte. Von behendem Geist, von Witz und guten Einfällen sprudelnd, war er zugleich ein formgewandter Reim- und Versschmied, als munterer Gelegenheitspoet im Freundeszirkel, als Improvisator bei Familienfesten immer schlagfertig und bereit, immer sinnig und ansprechend. Er war kein Dichter, meint Th. Fontane, aber man hätte ihn „Wilhelm den Reimer" nennen können. Eine Sammlung seiner geflügelten Worte würde ein Witz- und Anekdotenbuch, zugleich eine Personen- und Charakterschilderung aus dem zweiten Viertel dieses Jahrhunderts sein, anziehend auch darum, weil sein feines Ehrgefühl ihn die Linie des Schicklichen niemals überschreiten ließ [1].

---

[1] Vgl. Sebastian Hensel, Die Familie Mendelssohn II, Berlin 1879, 257ff. Th. Fontane, Wanderungen III 392.

Bei all diesem geselligen und vielseitig künstlerischen Treiben blieb er eine reine, unverdorbene, hochsinnige Natur, zu der die Schwester mit freudiger Liebe und Bewunderung emporblickte. „Mein Bruder", schreibt sie an Schlüter, „ist ein guter, wahrer, kräftiger Mensch, eben das auch als Künstler. Sie hätten ihn lieb, wenn Sie ihn kennten. Bitte, haben Sie ihn auch schon auf mein Wort ein bißchen lieb, ohne ihn zu kennen, er verdient's." [1]

Auch die Schwägerin hatte Luisens Zuneigung zu erwerben gewußt, die, bei aller Verschiedenheit der Anschauungen, den geraden Charakter der jungen Frau schätzte. Indem sie derselben einen guten Teil der Haushaltungssorgen abnahm, schaffte sie ihr die Muße, der von Jugend auf gepflegten Kunstübung auch fortan ungehindert sich widmen zu können. Gleich ihrem Bruder Felix Mendelssohn zeigte Fanny eine außergewöhnliche und frühzeitig entwickelte Begabung für Musik; die Mutter glaubte sogar schon an dem Kinde „Bachsche Fugenfinger" zu entdecken. Sie hatte unter L. Berger und Zelter sich gebildet, Generalbaß und Kompositionslehre studiert, und besaß in musikalischen Dingen ein Urteil, auf das ihr Bruder, der sie seinen Kantor nannte, große Stücke hielt. Als Klavierspielerin galt sie diesem in mancher Hinsicht ebenbürtig, und besonders im Vortrag klassischer Musik ward ihr Spiel geschätzt. Felix' Lieblingsschwester war übrigens nicht bloß Meisterin auf dem Piano, sondern zugleich eine tüchtige Chordirigentin, was sie bei ihren sog. Sonntagsmusiken erprobte. „Für die Musiken, welche während einer langen Reihe von Jahren an den Sonntagnachmittagen im Hensel'schen Hause stattfanden, und an denen als Hörer teilzunehmen sich die Berliner Welt zur Ehre rechnete, wußte sie die ausgezeichnetsten musikalischen Kräfte Berlins zu

[1] Briefe 15.

gewinnen. Hier wurden nicht nur die Kompositionen ihres Bruders zuerst gehört, sondern namentlich auch ältere Musik, Werke von Bach, von Gluck in meisterhafter Ausführung vorgetragen."[1] Auch Fannys eigene Kompositionen fanden Beifall, nicht zum wenigsten bei ihrem genialen Bruder. Es ist bekannt, daß Felix Mendelssohn mehrere ihrer Lieder, die er besonders liebte, ohne Nennung ihres Namens, unter der Flagge seiner eigenen Lieder mit herausgab (Heimweh, Italien, Suleika und Hatem, Sehnsucht, Verlust, in Op. 8 und 9).

Den berühmten Tonkünstler selber sah Luise Hensel nur vorübergehend in Berlin, wenn er zu kürzeren oder längeren Besuchen erschien. Bei ihrer Ankunft daselbst hatte Felix eben seine dritte Reise nach England angetreten, und nach der Rückkehr von dort übernahm er das Amt als städtischer Musikdirektor in Düsseldorf, woselbst er zwei Jahre neben Immermann wirkte. Im Jahre 1835 siedelte er dann als Dirigent der Gewandhauskonzerte nach Leipzig über.

Noch lebte aber auch der Vater der beiden hochmusikalischen Geschwister, Abraham Mendelssohn, selbst ein ausgeprägter Charakterkopf. Abraham, des Philosophen Moses Mendelssohn zweiter Sohn, hatte 1803 als Kassierer im Fouldschen Comptoir zu Paris begonnen, hatte sich dann mit seinem älteren Bruder Joseph assoziiert und in Hamburg niedergelassen. Hier wurden ihm aus seiner Ehe mit Lea Salomon drei seiner Kinder geboren: Fanny (15. November 1805), Felix (3. Februar 1809), Rebekka (11. April 1811). Während der Besetzung Hamburgs durch die Franzosen flüchteten die beiden Brüder Mendelssohn aus Hamburg, wandten sich nach Berlin und gründeten dort das bekannte, ihren Namen führende Bankhaus. Die Kinder wurden im (protestantischen) Christentum erzogen, anfangs heimlich, aus Rücksicht auf die streng

[1] R. Eitner in der Allg. deutschen Biographie.

jüdischen Großeltern. Der Bruder der Lea (Salomon) war bereits früher Christ geworden und hatte den Namen Bartholdy angenommen. Es ist jener Salomon-Bartholdy, der als preußischer Generalkonsul seine Villa in Rom durch deutsche Künstler mit Fresken schmücken ließ und dadurch seinen eigenen Namen verewigt hat; die Casa Bartholdy auf dem Monte Pincio ist durch die Schöpfungen von Cornelius, Overbeck und Veit als die Wiege der wiedergeborenen Kunst der Freskomalerei weltberühmt geworden. Von ihm und auf seinen Wunsch nahm Abraham Mendelssohn den zweiten Namen Bartholdy auch für seine Familie an.

Abraham war ein Mann von strenger Rechtlichkeit und scharfem Verstand, in seiner Familie trotz eines Zuges von Herbigkeit verehrt und geliebt. Ein schöneres Verhältnis zwischen Vater und Sohn läßt sich nicht wohl denken als das zwischen Abraham und Felix Mendelssohn. Letzterer hörte, auch als er reif und selbständig geworden, nicht auf, den Rat des Vaters in allen wichtigeren Dingen einzuholen, und er wußte, daß er an ihm einen liebenden aber unbestechlichen Berater fand. Das Merkwürdigste ist, bemerkt Hanslick, „daß Abraham, welcher Musik weder praktisch noch theoretisch jemals selbst getrieben, dennoch über Kompositionen seines Sohnes Felix treffende, sogar ins Detail eingehende Urteile fällt". Dabei war er in seinem Auftreten bescheiden und hatte Humor genug, von sich zu sagen, er sei nur der Sohn eines berühmten Vaters und der Vater eines berühmten Sohnes, oder wie er ein andermal sich scherzend nannte: ein Gedankenstrich zwischen Moses und Felix.

Das Glück und der steigende Ruhm des jungen Komponisten besonnte seinen Lebensabend, und der letzte Besuch desselben im Herbste 1835 bildete auch nahezu den letzten ungetrübt heitern Tag seines irdischen Daseins. Am 14. Oktober des genannten Jahres kam Felix ganz unerwartet mit

Moscheles von Leipzig herüber. Sie waren nachts in Berlin angekommen; die im Hinterbau wohnende Familie Hensel wurde morgens mit der frohen Nachricht geweckt. „Nun wurde eine Überraschung für den Vater beschlossen: die ganze Gesellschaft zog aus der Henselschen Gartenwohnung über den Hof nach vorn. Fannys Flügel wurde hinübergeschafft, und es ging ans Musizieren. Die Nachricht verbreitete sich in der Stadt bei den Freunden, und die zwei Tage hindurch war das munterste, lebhafteste Treiben. Beide spielten wunderschön. Am zweiten Abend, unmittelbar vor Moscheles' Abreise, phantasierten sie vierhändig. Als die Zeit der Abfahrt nahte, unterbrach Felix Moscheles durch das Schnellpostsignal; darauf nahm Moscheles in einem rührend feierlichen Andante Abschied, wurde abermals durch das Signal unterbrochen und nun schlossen beide zusammen. — Abraham erzählte noch in den nächsten Wochen von diesen heitern Stunden gern und oft." Am andern Morgen fuhr Felix nach Leipzig zurück; er hatte seinen Vater zum letztenmal gesehen; vier Wochen später schloß dieser die Augen für immer. Felix betrauerte in ihm nicht bloß den Vater, sondern „auch seinen einzigen ganzen Freund während der letzten Jahre und seinen Lehrer in der Kunst und im Leben" [1].

Auch Luise Hensel verehrte den tüchtigen Mann und hatte ihn wegen seiner unbeugsamen Rechtlichkeit und humanen Gesinnung aufrichtig liebgewonnen. Seine früher etwas harte Natur war im Alter weicher und milder geworden. Sie verkehrte um so lieber mit demselben, als er auch ernsten Betrachtungen, Gesprächen und Erörterungen über die höchsten Dinge leicht zugänglich war. Sie disputierte wohl zu Zeiten mit ihm, und es schmerzte sie, wie sie gegen Brentano äußert, daß der ihr so werte alte Mann, der von seiner deistischen

[1] Die Familie Mendelssohn I 422 427; vgl. 77—84.

Weltanschauung, der philosophischen Erbschaft seines Vaters, nicht mehr loszukommen vermochte, das Glück und den Trost der Religion entbehren mußte. Er hatte seine Kinder im Christentum erzogen, „weil es die Glaubensform der meisten gesitteten Menschen" sei — so schrieb er seiner Tochter Fanny bei Gelegenheit ihrer Konfirmation. Konnte Luise ihm ihre Überzeugung nicht mitteilen, so empfand sie doch die warme unverstellte Hochachtung, die ihr Charakter und ihre Glaubensinnigkeit ihm einflößte, und die er ihr in seinen letzten Lebensjahren immer herzlicher zu erkennen gab.

Von Abrahams Schwestern waren zwei katholisch geworden: Dorothea und Henriette Mendelssohn. Dorothea, die hochbegabte, geist- und herzvolle Gattin des Dichters Friedrich Schlegel und Mutter der Maler Johann und Philipp Veit — wer kennt sie nicht! Wenn sie als produktive Schriftstellerin in der Literatur nur einen bescheidenen Rang einnimmt, so war dagegen der Einfluß, den sie durch ihre Persönlichkeit auf einen Teil der Romantiker geübt, um so bedeutender. Wer aber die prächtigen Briefe dieser merkwürdigen Frau gelesen, die sie an ihren Mann und ihre Söhne geschrieben, muß der Charakteristik zustimmen, die ein geistreicher Zeitgenosse von ihr gegeben: sie sei eine starke Frau und eine vollkommene Christin gewesen und ganz geeignet, die Frömmigkeit in der Welt liebenswürdig zu machen, denn sie selber war ganz liebenswürdig[1]. Dorothea beschloß ihr Leben 1839 bei ihrem Sohne in Frankfurt am Main.

Weniger bekannt ist der Name ihrer Schwester Henriette Mendelssohn, welche unverheiratet geblieben: ein Wesen von stillem Zauber, das manche Züge mit Rahel gemein gehabt haben soll; Rahel selbst nennt sie in ihren Briefen „das

[1] Vgl. Fr. Aug. v. Klinkowström und seine Nachkommen. Eine biographische Skizze von dessen Sohn Alfons v. Klinkowström, Wien 1877, 370.

Feinste und Tiefste, was sie gekannt" habe. Sie lebte anfänglich in Wien, ging dann, wahrscheinlich durch ihren Bruder Abraham veranlaßt, nach Paris und leitete hier ein Mädcheninstitut in dem großen Garten des Fouldschen Hauses. Hier lernte sie der General Graf Sebastiani kennen und wählte sie zur Erzieherin seiner Tochter. Henriette blieb ungefähr zwölf Jahre hindurch, bis zu deren Verheiratung 1824, im Hause des Grafen und widmete sich mit Liebe und Aufopferung der Erziehung des jungen Mädchens, das später durch ein tragisches Geschick Gegenstand der allgemeinen Teilnahme werden sollte. Die Komtesse Fanny Sebastiani heiratete nämlich den jungen Herzog von Choiseul-Praslin, der sie im Jahre 1847 ermordete und dann sich der Verurteilung zum Tode durch Selbstmord zu entziehen wußte. Der Prozeß Praslin machte seinerzeit ungeheures Aufsehen; er bildete ein Glied in der Reihe skandalöser Prozesse, welche den Sturz der Juliregierung vorbereiten halfen. Henriette Mendelssohn kehrte nach der Vermählung ihrer geliebten Fanny, deren tragisches Ende sie glücklicherweise nicht erlebte, nach Berlin zurück. Aus der Zeit ihres Aufenthalts in Frankreich hat sich eine Reihe Briefe Henriettens an die Ihrigen erhalten, die nicht ohne historisches Interesse sind, vor allem aber sie selber in einem überaus wohltuenden Lichte erscheinen lassen, voll Hingabe, Treue und Liebenswürdigkeit.

Es war im März 1825, als Abraham Mendelssohn mit seinem Sohne Felix nach Paris reiste, um die Schwester nach Deutschland zurückzubringen. Am Tage nach der Ankunft in Paris, 23. März, schreibt Felix: „Wir besuchten nun Tante Jette und trafen sie schon auf der Straße, auf dem Wege zu uns. Ihr mildes, ernstes, lebhaftes und überaus gütiges Wesen machte einen nicht geringen Eindruck. Und wie geistreich spricht sie! Wie freue ich mich darauf, sie Euch zurückzubringen!"

Henriette war katholisch geworden; schon im Jahre 1812 muß sie die Taufe empfangen haben, und sie „nahm es mit ihrer Religion sehr ernst". An dieser Übung hielt sie eifrig und mit unabänderlicher Festigkeit auch in Berlin, lebte aber dabei in innigem Verkehr mit der Familie ihres Bruders. Ein schönes Zeugnis davon ist in ihrem Testamente niedergelegt, in dem sich folgende Stelle findet:

„Da ich in diesen Worten zum letztenmal mit meinen lieben Verwandten rede, sage ich ihnen hiermit Dank, sowohl für alle Hilfe und Freundschaft, die sie mir im Leben bewiesen, als auch dafür, daß sie mich auf keine Weise in der Ausübung meiner Religion gehindert, und keine Gehässigkeiten gegen dieselbe an den Tag gelegt haben, so daß ich es mir selbst zuschreiben muß, wenn Gott der Herr mich nicht der Gnade gewürdigt hat, meine Geschwister zur katholischen, wirklich selig machenden Kirche hinüberzuziehen. Möge der Herr Jesus Christus mein Gebet erhören, und sie alle mit dem Lichte seiner Gnade erleuchten! Amen." — Nun folgen die Dispositionen über ihr kleines Vermögen und viele Andenken, und der Schluß heißt: „Ich ersuche meine Brüder, oder diejenigen Verwandten, welche dies Testament eröffnen werden, mir die Totenfeier der katholischen Kirche zu gewähren, übrigens aber mich in aller Frühe so still als möglich und ganz einfach bestatten zu lassen. Die Namen Maria Henriette Mendelssohn möchte ich auf dem Leichenstein, und auf dem Kreuze, das ich auf dem Grabe zu setzen bitte, die Worte: Redemisti me, Deus, Deus veritatis! Der Herr stehe mir bei in meiner letzten Stunde und gebe allen meinen geliebten Verwandten seinen Segen, im Leben wie im Tode."

Henriette starb am 9. November 1831 — wie ihre Nichte, Frau Fanny Hensel, in das Tagebuch eingetragen, „mit einer solchen Fassung, einem so klaren Bewußtsein und solcher Sorge

für andere bis zum letzten Augenblick, daß sie ihrem schönen Leben die Krone aufgesetzt hat“ [1].

Ein solches Leben läßt einen Schimmer zurück, wenngleich die Lücke, welche die Verewigte in der kleinen katholischen Gemeinde Berlins gelassen, schwer genug empfunden wurde.

In diese Lücke — so wollte es eine gütige Fügung — war nun, anderthalb Jahre nach dem Tode Henriettens, Luise Hensel getreten, und niemand hat sich wohl über diesen erwünschten Zuwachs aufrichtiger gefreut als Propst Nikolaus Fischer, der geistliche Hirte der kleinen Gemeinde [2], der in der Neuangekommenen ein ebenso mutiges als eifriges Mitglied begrüßte. Das religiöse und kirchliche Vereinsleben war damals noch nicht entwickelt wie in unsern Tagen, und inmitten einer so enormen Überzahl Andersgläubiger bedurfte es um so dringender des herzhaften Beispiels der einzelnen. Die herrschenden Vorurteile gegen die Kirche waren in Berlin noch ungemein mächtig und wurden durch die Haltung des damaligen Hofes noch genährt. Die „nichts weniger als liebfreundliche Stimmung“ des Königs Friedrich Wilhelm III. gegenüber der katholischen Kirche hatte der Propst Fischer kennen zu lernen genugsam Gelegenheit gehabt als Beichtvater der Kronprinzessin Elisabeth von Preußen, geborenen Prinzessin von Bayern, welcher es während der sieben Jahre, da sie in Berlin noch der katholischen Kirche angehörte (1823—1830), nicht gestattet war, dem öffentlichen Gottesdienst in der St Hedwigskirche anzuwohnen [3]. Mit der Thron-

[1] Die Familie Mendelssohn I 75—76 146.

[2] Er war Kaplan zu St Hedwig gewesen, als der Propst A. Taube am 22. April 1823 starb, und wurde dann, nachdem die Propstei eine Zeitlang von Herrn v. Plotho administriert worden, sein Nachfolger.

[3] Vgl. des Propstes Fischer „Notizien über die kirchlich-religiösen und gottesdienstlichen Verhältnisse der Frau Kronprin-

besteigung Friedrich Wilhelms IV. wurde es in mancher Hinsicht besser. Die erste Firmung in der Hauptstadt geschah am Pfingstmontag 1843. Wirklich freie Bewegung hat den Katholiken Berlins erst das Jahr 1848 gebracht.

Wenn Luise Hensel unter ihren Angehörigen sich in religiöser Hinsicht vereinsamt fühlte, so fand sie in andern Kreisen immer mehr Berührungspunkte auch für die Bedürfnisse ihres inneren Lebens. Frau Rätin Sophie Schlosser in Frankfurt freut sich, von ihr zu vernehmen (15. Februar 1834), daß Luise „nicht ganz ohne echt katholischen Umgang" sei, und mahnt sie, solchen zu pflegen und zu erweitern; es sei dies eine Lebensluft, die schwer zu entbehren.

Zu ihren nächsten Berliner Bekannten zählte der Geh. Justizrat von und zur Mühlen und dessen Frau, geb. Schmedding, mit denen Luise alsbald nach ihrer Ankunft in Verkehr gekommen war, herzlich erfreut, in ihnen „sehr gute Menschen und treue, feste Katholiken" zu finden[1]. Der Justizrat war „Ältester" der Kirchengemeinde St Hedwig. — Weiterhin der ebenso tüchtige als trefflich gesinnte Kupferstecher Caspar, der gleichzeitig mit Professor Hensel in Italien gewesen und nun als Mitglied und Bibliothekar der Akademie der Künste in Berlin sein Kollege war, der erste, durch den die Kupferstecherkunst in Berlin wieder zur Geltung gelangte[2].

---

zessin Elisabeth ... vom Tage ihrer Ankunft in Berlin (November 1823) bis zum Tage ihrer Ausscheidung aus der Kirche, 5. Mai 1830". Mitgeteilt in Histor.-polit. Blätter LXXIV (1874) 718—729.

[1] Briefe an Schlüter 12 17.

[2] Joseph Caspar, geb. 1799 zu Rorschach, Schüler von Longhi und Anderloni, lebte seit 1826 in Berlin. Seine vorzüglichsten Arbeiten sind Stiche nach Raffael, Tizian, van Dyck, Murillo. Auch ein Blatt nach Overbeck, La Gerusalemme liberata, hat er 1844 gestochen; ebenso nach W. Hensel die Porträte von Felix Mendelssohn und Schinkel.

Eine gesinnungstreue, herzhafte Genossin hatte sie an Fräulein Marianne Saaling, die mit ihrem frischen Geiste überall belebend eingriff, zu jedem schönen christlichen Werke, zu jedem gemeinnützigen Dienste für die katholische Gemeinde bereit. Sie war älter als Luise und von Jugend auf mit der Familie Mendelssohn, insbesondere mit Fanny Hensel befreundet, welche auf einer gemeinsam mit ihr ausgeführten Schweizerreise (1822) sich warm an sie angeschlossen hatte. Brentano kannte sie von Wien her (1813); er fand in ihr damals schon „ein liebes, anmutig beredetes Wesen", das während des Wiener Kongresses der Gegenstand von Bewunderung und Huldigung gewesen. In freundschaftlichem Verkehre stand sie mit Frau Sophie Schlosser in Frankfurt, und später auch mit Dorothea Tieck, die von ihrem Verstand und ihrer Lebhaftigkeit „einen sehr angenehmen Eindruck" empfangen. Eine Schwester von ihr wurde die Mutter Paul Heyses, der in seinen Erinnerungen die „glänzend begabte, wunderschöne Tante Marianne" mit einigen treffenden Strichen ansprechend zeichnet. Rosenthal erwähnt ihrer in seinen „Konvertitenbildern" (I 391) als einer „durch Geist wie in jüngeren Jahren durch Schönheit ausgezeichneten Dame jüdischer Abkunft, die vermutlich schon zur Zeit des Wiener Kongresses die katholische Religion angenommen[1] hatte, und bis an ihr Lebensende an der Spitze aller katholischen Wohltätigkeitsunternehmungen stand. Kaum dürfte ein Katholik von Bedeutung nach Berlin gekommen sein, ohne ihre Bekanntschaft gemacht zu haben". In Luise Hensel nun erhielt sie eine treue und willkommene Mithelferin in ihren Bestrebungen, eine Geistesverwandte, deren stille hingebende

[1] Richtiger wohl: um das Jahr 1818. Denn im Sommer 1858 feierte sie das vierzigjährige Jubiläum ihrer Aufnahme in die Kirche.

Weise wohltätig wieder auf sie selber zurückwirkte. Mehr als einmal versicherte sie wenigstens: Luise sei ihr „durch Beispiel und Wort mehr geworden, als ihre Demut sich eingestehen" werde.

Ohne Zweifel geschah es durch Direktor Hitzig oder Propst Fischer, daß Luise mit Professor George Phillips in Berührung kam, mit dessen junger Frau wir die Dichterin schon in den ersten Monaten ihres Berliner Aufenthalts in vertraulichstem Verkehr gewahren. Charlotte Phillips, geb. Houfselle, eine höchst anmutige und vortreffliche Frau, stammte aus einer französisch-reformierten Familie Berlins. Im Jahre 1828 legte sie gleichzeitig mit ihrem Manne das katholische Glaubensbekenntnis ab, und seitdem gehörten beide zu den eifrigsten und begeistertsten Mitgliedern der St Hedwigs-Pfarrei in Berlin. Der noch jugendliche, hoch und vielseitig gebildete Gelehrte aus Königsberg, mit 23 Jahren zum außerordentlichen Professor an der Berliner Universität ernannt, stand bereits in dem Rufe eines vorzüglichen akademischen Lehrers. Sein glänzender Vortrag versammelte ein ungewöhnlich zahlreiches Auditorium — bisweilen über 300 Zuhörer — um seinen Lehrstuhl; mehrere durch Wissen und Scharfsinn hervorragende Schriften hatten ihm einen Namen als deutscher Rechtshistoriker erworben. Aber seit sein Übertritt bekannt geworden, war es mit seiner Karriere an preußischen Hochschulen vorbei; Minister v. Altenstein, sein bisheriger Gönner, wandte sich völlig von ihm ab und gab ihm bei jeder Gelegenheit zu erkennen, daß die Aussicht auf eine fernere, seinen wissenschaftlichen Verdiensten entsprechende Beförderung unter seiner Verwaltung verbaut sei. Als daher im Sommer 1833 ein Ruf von München an Phillips erging, zögerte dieser nicht länger, den ungastlichen Boden der Heimat zu verlassen und das Anerbieten der bayrischen Regierung anzunehmen. In München erwartete den in die „Verbannung" Ziehenden eine glanz- und ehrenreiche Wirksamkeit.

So kurz nun der Verkehr des jungen Ehepaars mit Luise Hensel währte, so hatte derselbe doch lange genug gedauert, um eine Annäherung zu befördern, welche zu einem innigen Freundschaftsverhältnis zwischen den beiden Damen sich gestaltete. Der Abschied wurde beiden schwer. Noch auf der Reise, von Nürnberg aus, richtete Frau Phillips ein warmes Dankbriefchen an die in Berlin zurückgebliebene Freundin für die liebevollen Worte ihres „Abschiedsgrußes", die ihr „gar freundliche Begleiter auf ihrer Verbannungsreise" gewesen. „Sie haben mich" — versichert sie — „zwar immer an das erinnert, was ich verloren, doch haben sie mich auch immer wieder von neuem zum Dank gegen Gott aufgefordert für die Gnade, mit Dir, Du liebes Herz, noch einige Tage gelebt zu haben. Der Gedanke an Dich gibt mir mehr Innigkeit im Gebete, und die Gewißheit Deiner Liebe für mich wird mich immer mehr anfeuern, dieser Liebe würdiger zu werden . . . Unserem lieben lieben Herrn Propst, an den ich noch nicht ohne Tränen denken kann, die innigsten Grüße; von München schreiben wir gleich an ihn. Auch die Saaling grüße ich, wie auch Deine ganze Familie." — Frau Phillips blieb von München aus in fortdauernder Verbindung mit ihrer Berliner Freundin, bis ihr das Briefschreiben überhaupt zur Unmöglichkeit geworden. In späteren Jahren hatte sie nämlich das Unglück zu erblinden; schon am Ausgang der vierziger Jahre sind ihre Briefe nur mehr mit Bleistift geschrieben und schwer leserlich. Zu Anfang 1852 war die Erblindung eine vollständige. Sie trug aber diese Heimsuchung mit jener schönen, friedevollen Ergebung, wie sie nur aus dem Glaubensgrunde eines christlich gefesteten Gemütes quillt. Ihre Seelenheiterkeit war die Bewunderung ihrer Umgebung.

Auf gleichem Grunde sproßte die Freundschaft Luisens mit der Familie Radowitz in Berlin. Die Religion der

Liebe gab auch diesem Bunde die rechte Weihe. Herr v. Radowitz, der nachmals so berühmte militärische Diplomat und Vertrauensmann Friedrich Wilhelms IV., befand sich in den Jahren 1830—1836 als Major und Chef des Generalstabs der Artillerie in Berlin, in vielseitiger Tätigkeit und besonders lebhaft beteiligt bei dem (1831—1837) in Berlin erscheinenden „Politischen Wochenblatt", dem Organ der christlich-konservativen Partei, welches auf seine Anregung der ihm befreundete, inzwischen aber nach Wien berufene Professor Jarcke gegründet hatte. Der hochsinnige, durch Geist und klassische Bildung hervorragende Mann war seit 1828 mit Marie Gräfin Voß vermählt, einer Lebensgefährtin, die, in jeder Beziehung seiner würdig, auch mit seinen religiösen und politischen Anschauungen harmonierte und der katholischen Kirche, deren Mitglied sie geworden, mit der ganzen Innigkeit ihrer Seele anhing. Frau v. Radowitz (geb. 1807, gest. 1. Oktober 1889) war eine Enkelin der Obersthofmeisterin Sophie Marie Gräfin Voß, jener merkwürdigen Frau und Vertrauten der Königin Luise von Preußen, welche unter vier Königen (1744—1814) in auszeichnender Stellung am preußischen Hofe gelebt, von Prinzen und Prinzessinnen umschwärmt, von zwei Königinnen als Freundin behandelt, in ihren alten Tagen noch das Orakel des königlichen Schlosses für die gesamte jüngere Generation gewesen; jener Frau mit dem männlichen Mut, die in epochemachenden und verzweifelten Zeitläuften, der Schmerzenszeit der napoleonischen Tyrannei, inmitten einer oft verzagenden Umgebung Kopf und Herz stets oben behalten, deren erprobtem Verdienst darum auch die heutigen Grafen von Voß ihre neunzinkige Krone im Wappen verdanken[1]. — Die Klarheit, Frische und

[1] Die Denkwürdigkeiten ihres reichen Lebens sind aufgezeichnet in dem interessanten Buche „Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe", Leipzig 1876.

Herzhaftigkeit dieser Frau war als geistiges Erbteil auch auf die Enkelin übergegangen, die mit dem ritterlichen Herrn v. Radowitz das Lebenslos teilte.

Es herrschte ein geist- und gemütanregendes Leben in dem Radowitzschen Hause, wie es dem Wesen Luise Hensels zusagte, die sich zu der edeln, feinfühligen Frau lebhaft hingezogen und bald so vertraut fühlte, daß sie ihr das Heiligtum ihres Herzens erschloß. Luise nennt sie in einem Brief „eine zarte, aber kräftige, innig fromme Natur". Aber auch Herr v. Radowitz wußte ihr Sympathien einzuflößen. Sie mußte die Mannhaftigkeit hochachten, womit er seine Glaubensüberzeugung bekannte und vertrat; sie fühlte sich wohl in der Nähe eines Mannes, der, wie eine geistvolle Französin ihn treffend charakterisiert, groß war durch seine Intelligenz und noch größer durch seine Seele, und dem die edle Gabe verliehen war, die Intelligenz anderer und ihre Seele durch die Berührung mit ihm zu vergrößern[1]. — Als derselbe im Jahre 1836 als Bundestagsgesandter nach Frankfurt kam und seine Familie folgte, begann eine lebhafte Korrespondenz, der wir für die spätere Lebenszeit Luisens wertvolle Notizen verdanken.

Mit unzerstörlicher Liebe und Treue hielt Luise an den alten Freunden ihrer frühesten Jugendzeit. Keiner wurde vergessen. Hatte sie doch einmal, noch von Aachen aus, an ihre mit den Familien Chamisso und Hitzig verwandte Jugendgespielin Emilie Piaste einen Brief mit den Worten geschlossen: „So gern wüßte ich von Deinen lieben guten Eltern, Tante Lotte, Antonie [Chamisso], Doris[2] und Hitzig. Grüße sie alle, sage allen meinen innigsten Wunsch zum neuen Jahr und sage ihnen, daß ich eher sterben als einen jener Lieben vergessen werde." Klärchen Steffens, die Tochter

[1] Récit d'une soeur. Par Mme Augustus Craven.

[2] Doris Mnioch, Neumanns Gattin, Pflegetochter Hitzigs. (S. Chamissos Ges. W. VI 71 72 114, V 352.)

des bekannten Naturphilosophen und Dichters Heinrich Steffens, die während dieser Jahre ebenfalls viel in Luisens Nähe weilte, schrieb ihr beim Abschied: „Du hast mich in der traurigsten Zeit meines Lebens oft so wunderbar getröstet und aufgerichtet, mehr als Du glaubst; ich kann es Dir nie genug danken, Du liebes treues Herz! Laß uns im Gebet vereinigt bleiben." Und wiederum im Frühling 1839: „Wie oft denke ich an die vielen schönen Stunden, die ich Dir verdanke; den Trost, den mir Deine Liebe gegeben, werde ich niemals vergessen!"

Die bedeutendste Persönlichkeit dieses Kreises war immer noch der Kriminaldirektor Hitzig, mit dem Luise auch am liebsten verkehrte und den sie regelmäßig allwöchentlich einmal sah. Es war eine Atmosphäre des Wohlwollens, die sie in dem Hause dieses geistesfreien Mannes umgab. „Ich spielte" — schreibt sie an Schlüter — „als Kind viel mit seinen Kindern, und es ist mir in dem Hause, wo manches sehr Gute herrscht, wohler als bei den meisten meiner hiesigen Bekannten, die ein ganz äußerliches Leben führen und gar keinen Ernst, keine Tiefe kennen, weil sie kein Gemüt haben. Meine Angehörigen gehören, Gott sei Dank! nicht alle zu dieser Klasse. Sie erweisen mir täglich Liebe, Geduld, Treue, und geben mir innerlich, was sie können; äußerlich fehlt es mir durch ihre Güte an nichts."

Hitzig, der edle Freund der Romantiker, war es auch, der sich Jarckes und Phillips' nach ihrer Konversion aufs liebreichste in Berlin annahm, was ihm beide Männer zeitlebens nicht vergaßen. Frau Phillips gedachte seiner als eines väterlichen Freundes „immer mit wahrhaft kindlicher Liebe"; in den Briefen an Luise Hensel sendet sie wiederholt „dem lieben guten Vater Hitzig die zärtlichsten Grüße, so auch seinen Töchtern"; „meine Liebe und Dank für sie alle ist immer unverändert", versichert dieselbe im Jahre 1834

von München aus. Und als ein Jahr darauf dessen Schwiegersohn Dr Kugler nach München kam, wurde er aufs freudigste aufgenommen und „mit allen möglichen Fragen gepreßt wie eine Zitrone".

Mit welcher warmen und treuen Sympathie seinerseits Hitzig an Luise Hensel, der Genossin seiner Kinder, hing, klingt aus den wenigen Zeilen eines längeren Briefes, den er ihr im Jahre 1842 nach Köln geschrieben, wie ein schöner Schlußakkord: „Gott segne Dich mit seinem Frieden, liebe teure Luise, Du süße Erinnerung junger frischer Jahre, bewährte Freundin meines Alters!"

Hören wir noch, was Luise Hensel aus ihrem Berliner Leben heraus an Freund Brentano in München zu berichten hat. Zum Klemenstag schreibt sie ihm:

Berlin, den 18. November 1834.

Lieber Klemens! Schon lange war es mir, als müßte ich, auch ohne von Dir etwas gehört zu haben, Dir einmal wieder schreiben; nun aber vor allem meinen herzlichen Gruß und Glückwunsch zum Namenstage, an dem ich Deiner gewiß treu gedenken werde. Gott segne Dich und gebe Dir das Beste und Heilsamste! Ich denke, dieses Blatt wird gerade am 23. Dich erreichen, und darum schreib' ich Dir heut durchaus, so wenig Zeit ich auch habe.

Die kleine Haushaltung meines Bruders, deren Obliegenheiten mir jetzt fast ganz übergeben sind, und sein vier Jahre alter Knabe beschäftigen mich den größten Teil des Tages. Dabei wird meine alte Mutter täglich schwächer, und ich bin daher viel bei ihr; sie wohnt uns ganz nahe, was mir jetzt eine große Erleichterung. Von Dir spricht sie jetzt oft mit einer ganz eigenen Weichheit und sagte mir auch noch vor kurzem: „Ich habe eine wahre Sehnsucht, Brentano einmal wieder zu sehen; wenn Du ihm schreibst, grüße ihn doch von

mir." Ich tue es hiermit und bitte Dich, lieber Klemens, für sie zu beten. Sie geht wohl sichtlich ihrem Ende entgegen. Gott erhalte sie uns noch einige Jahre, wenn es ihr und uns heilsam ist, und gebe ihr dann ein gutes Ende.

Deine Schwester Bettine wirst Du später gesehen haben als ich. Ich habe sie hier einige Male besucht und muß sie noch immer lieb haben, obgleich unsere Wege sehr verschieden sind. Es ist viel Unverwüstliches in dieser reichen, schönen Natur; wie schade, daß sie der Kirche sich entfremdet hat. Die Herausgabe ihrer Briefe[1] betrübt mich, wie Dich. Sie hat in ihrer Aufrichtigkeit mir eine Stelle Deines Briefes vorgelesen, und ich habe ihr gesagt, daß ich in der Hauptsache mit Deinem Urteil übereinstimme, daß es mir weh tue, sie dem spottenden Urteil des Publikums preisgegeben zu sehen, daß es mir aber am meisten weh tue, sie, die eines besseren Gottes wert sei, ganz in der Anbetung Goethes untergehen zu sehen. Sie lachte natürlich über alle meine Äußerungen, las mir aber manche sehr schöne Stelle aus ihren Briefen vor und bewies mir Freundlichkeit und zuweilen sogar Vertraulichkeit bis zu ihrer Abreise. Möge diese liebe Seele wieder zum Heil gelangen! Ich weiß, daß Du sie liebst und treulich für sie betest, und gern will ich dasselbe tun. —

Rudolf ist vor einigen Tagen wieder abgereist. Du siehst aus seinen beifolgenden Zeilen[2] die Ursache seines Hierseins. Im ganzen macht er mir jetzt viele Freude, indem er von seinen Obern die besten Zeugnisse über sein streng sittliches

[1] Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Berlin 1835.

[2] Vom 9. November 1834: „Rudolf Klemens Rochs, Portepeefähnrich im 9. Inf.-Reg., genannt Kolberg" — so unterzeichnet er sich in seinem Brief an den „lieben Paten" Brentano; er hatte in Berlin das Offiziersexamen gemacht und kehrte nun wieder nach Stettin zurück.

Betragen und seinen Fleiß erhält, was ihm auch so schnell fortgeholfen hat. Er ist noch nicht 18 Jahre alt, 6 Fuß groß und hat einen sanften, angenehmen Ausdruck des Gesichts, seiner Mutter sehr ähnlich. In seiner ganzen Haltung und Erscheinung kämpft das streng Militärische mit dem Knabenhaften noch, wie in seinem Gemüte der Jüngling mit dem Jungen. Er ist, Gott sei Dank, noch ohne alle Ziererei und Eitelkeit, bloß auf Lernen erpicht und liebt nur wissenschaftliche Lektüre. In religiöser Hinsicht ist er freilich nicht so innig fromm und eifrig, wie er eine Zeitlang als Knabe war, aber er ist doch ganz Katholik und tut, was er als solcher für positive Schuldigkeit erkennt. Das ist schon mehr, als ich erwartet hatte, und Gott wird ihn näher ziehen; laß uns für ihn beten. Du hast dem Knaben soviel Liebe erwiesen, und daß er das erkennt, freut mich, wenn es auch nicht mehr als Schuldigkeit ist . . .

Mit meiner Gesundheit geht es gut im ganzen. Wilhelm grüßt. Lebe wohl und denke vor Gott Deiner Freundin Luise.

Die Sorge für die alternde schwache Mutter nahm nun immer mehr ihre Tätigkeit in Anspruch, und diese Tätigkeit verdoppelte sich, als im folgenden Jahre ihre Geschwister — W. Hensel mit Frau und Kind und Schwester Minna — eine Reise ins Ausland antraten, welche dieselben etwa vier Monate (Juni bis September 1835) vom Hause fern hielt. Luise zog nun ganz zu ihr. Der Gedanke, der hinfälligen, warte- und liebebedürftigen Frau die letzten Lebenstage durch liebevolle Pflege verschönern zu können, dieses beständige Walten und Sorgen für die gute Mutter versüßte ihr jetzt den Aufenthalt, ja ward ihr, wie sie bekennt, „ein wahres Lebensglück", welches ihr den Sommer 1835 — den letzten ihrer Mutter — für immer denkwürdig machte.

Und auch die Mutter fühlte und pries sich glücklich, von dieser Tochter umgeben zu sein, deren Liebe, wie sie zu sagen pflegte, ihr das Leben verlängere. Vor Jahren hatte Luise aus der Fülle ihres eigenen schönen Haares, das sie, in der sichern Hoffnung, als Barmherzige Schwester ins Kloster eintreten zu können, sich selber abgeschnitten hatte, der guten Mutter ein Fußkissen bereitet.

„Wie des Seidenhäsleins Mutter
Ihrer Brust entreißt den Flaum,
Um ihr Kindlein weich zu betten
In der rauhen Höhle Raum:
So vom Überfluß der Haare,
Den Gott meinem Haupt verleiht,
Hab ich deinem müden Fuße,
Mutter! gern ein Bett geweiht."

So sang sie damals. Nun war es ihr vergönnt, ganz und gar ihrer Pflege zu leben, mit dem Aufgebot einer erfindungsreichen Liebe ihr Krankenlager zu erleichtern, sich Tag für Tag ihrer rührend milden und dankbaren Gesinnung zu erfreuen, mit der Leidenden zu beten und von himmlischen Dingen zu reden, und endlich, als die Stunde des Scheidens schlug, der Entschlummernden die Augen zuzudrücken. — Frau Hensel starb am 4. Oktober 1835.

In einer späteren Aufzeichnung äußert sich Luise: „Diese vier letzten Monate des Lebens meiner lieben alten Mutter sind mir unschätzbar. Sie litt an Brustwasser, und Gott half mir, daß ich ihre Leiden erleichtern (wie sie meinte, ihr Leben verlängern) konnte durch treue Pflege und sehr gewählte stärkende Nahrung. Der Arzt hatte mir schon ein Jahr vorher gesagt, daß sie ihren Leiden erliegen würde, sobald wieder Frost eintrete, wenn nicht früher. Ich mußte in den letzten Tagen des September die Geschwister, die gern noch am Rhein geblieben wären, herbeirufen, da es mit der Mutter sichtlich zu Ende ging. Sie kamen noch gerade acht Tage

vor ihrem Tode, der so fromm, so rührend war. Sie hatte schon, aus eigenem Antrieb, während des Sommers täglich aus einem Gebetbuch die Litanei vom guten Tode gebetet, manches von der Kirche angenommen, so den Glauben ans Fegfeuer[1], mir auch öfters gesagt, daß es ihr lieb sei, daß ich katholisch geworden, und daß sie bedauere, mich damals so gequält zu haben. Zur vollen Überzeugung von der Notwendigkeit, zur katholischen Kirche zu gehören, kam sie leider nicht — wohl aus Pietät für meinen seligen Vater. Ich mußte sie noch am Donnerstag vor ihrem Tode selbst unterstützen, während sie ihr Abendmahl empfing. Sonntag gegen 7 Uhr abends den 4. Oktober verschied sie bei vollem Bewußtsein nach rührendem Abschiede von uns Kindern. R. I. P."[2]

Der Heimgang der geliebten Mutter bildete einen tief eingreifenden Abschnitt in Luisens Leben.

Mit ihr war der Stern erloschen, der ihr das Leben in Berlin erhellt hatte. Wohl mußte sie auf den Schlag gefaßt sein. Wenn aber das lang Geahnte und Erwartete eintrifft, so ist die Gewalt der Wirklichkeit doch ganz neu und drückt die Seele wie zermalmend nieder. „Eine Mutter stirbt immer zu früh, da es keine Liebe gibt, die der Mutterliebe gleicht." Das Gefühl der Leere, das sie aufs neue wieder überkam, weil ihr eine berufsmäßige Aufgabe fehlte, war wenig geeignet, die Trauer über den schweren Verlust zu mildern. Dazu kam die physische Ermattung, wie sie mit den Anstrengungen und Aufregungen eines solchen Krankendienstes unvermeidlich verknüpft ist. „Seit dem Tode meiner Mutter" — klagt

[1] Ähnlich berichtet sie an Schlüter: „Einzelne Wahrheiten unserer heiligen Kirche nahm sie an, wie sie ihr einleuchteten; dazu gehörte auch der Glaube, daß man für die Toten beten müsse" (S. 18). Dort ist auch das letzte Lied mitgeteilt, welches die Mutter wenige Tage vor ihrem Ende geschrieben.

[2] Luise Hensels Mitteilungen an Reinkens 224—225.

sie fünf Wochen später gegen Schlüter — „ist mir noch immer nicht wohl gewesen, und ich kann Ihnen heut nur mit Mühe dies unleserliche Blatt schreiben. Ich bin recht tief betrübt, obgleich ich Gott für vieles, das er meiner Mutter gegeben, zu danken habe und von seinem Erbarmen hoffe, daß ich sie einst bei ihm wiederfinde."

Brentano hatte im Herbst eine Reise nach Südtirol ausgeführt und mit Görres und dem Ehepaar Phillips die wunderbar begnadigte Jungfrau Maria von Mörl in Kaltern besucht, von deren Leben und ekstatischen Zuständen er nach der Rückkehr in einem Briefe an Luise Hensel eine so ergreifend anschauliche Schilderung entwirft. Es ist dies der schöne ausführliche Brief vom 18. November 1835, der in seinen gesammelten Schriften abgedruckt ist. Der dort weggelassene Anfang darf hier eine Stelle finden, weil er sich auf Luise und ihre Mutter bezieht. Brentano schreibt:

„Am Karl Borromäustag, der Frau Phillips Namensfest, erhielten wir Deine Briefe und hörten, daß Du eine arme Waise bist. Es freut mich, daß Deine Mutter, Dir zum Trost, so gottergeben gestorben, und daß es Dich beruhigt, ihr Liebe erwiesen zu haben. Ich danke ihr, daß sie mir nicht mehr gezürnt hat, weil ich Dich, lieb Kind, geliebt habe, bis mir das Herz zerbrochen. An Dir habe ich doch nichts verdorben, nichts verkehrt — ach, hätte ich nur irgend etwas zu dem Guten an Dir beigetragen! Das Liebenswürdige mag wohl ein Potpourri von Gott, Natur und lieb Linum sein! — Sieh, ich habe das Rezept noch immer." Und zum Schluß: „Du mußt nicht denken, als nähme ich nicht herzlichen Anteil an Deinem Verlust, mehr noch an dem Glück, das du gehabt, Kindesliebe zu erweisen. Du warst allein mit der Mutter, da konntest Du es recht. Ich wollte nur nicht viel davon schreiben, denn Du weißt es ja schon . . . Sei mir gut — es ist bald Weihnachten. Weißt

Du noch, wie ich Dir zum erstenmal in Deinem Stübchen bescherte, und Du wie eine Taube in die Stube schwebtest, jene Zeit ist mir ewig unvergeßlich. Es ist die schönste und traurigste und bestgewillte in meinem Leben! Schreib schön wieder, Adieu!"

Darauf antwortet Luise Hensel am 9. Dezember, augenscheinlich warm berührt von dem Freundeston und den wehmütigen Anklängen längstvergangener Tage:

Berlin, den 9. Dezember 1835.

Dein Brief und Dein Mitleid haben mir wohlgetan, lieber Klemens, und ich danke Dir von Herzen dafür, wie für vieles, das Du mir im Leben gegeben oder gegönnt hast. Gott lohnt alles Gute.

Ich konnte Dir nicht eher antworten, weil ich Deine Schwester Savigny nicht sprechen konnte; jetzt hat sie mich aber recht freundlich angenommen und ich sage Dir gern das wenige, was sich aus ihren Äußerungen verstehen und ordnen läßt[1]. Das arme Mutterherz leidet noch schrecklich, doch ist sie so ergeben und sanft in ihrem Schmerz, daß sie mich tief gerührt hat. Ich soll Dich freundlichst von ihr grüßen, und Deine Teilnahme sei ihr lieb und die Liebe, die Du Bettinen geschenkt habest. Nähere Umstände ihres Todes wisse sie leider selbst nicht viel. Das, was sie mir sagte, sind nur zusammengesetzte Stellen aus Briefen des sehr betrübten Witwers, der um Gebetsbeistand bittet, damit er seinen schweren Verlust ertragen lerne. [Folgt nun ein näherer Bericht über die Krankheit und das unerwartete Hinscheiden der jungen Frau in Athen.] Ja, es gibt viel Leid auf Erden, und großes

[1] Brentano hatte die Freundin um den Gefallen ersucht, ihm über die Krankheit und den Tod seiner Nichte Bettina v. Savigny, Gattin des Ministers Schinas in Athen, so viel Detail zu schreiben, als sie erhalten könne.

Leid. Ich begreife nicht, wie es Menschen geben kann, die an der Erbsünde zweifeln.

Auch über unser Haus ist ein neues Unglück gekommen, indem der Schwiegervater meines Bruders gerade sechs Wochen nach dem Begräbnis meiner lieben Mutter gestorben ist[1]. Ich hatte ihn sehr lieb und er mich, es tat mir immer weh, ihm den Trost des Glaubens nicht so recht geben zu können. Er war Deist wie sein Vater, getauft, aber wohl nicht überzeugt. Gegen sein Ende ward auch er sehr milde, verfocht noch am Abend vor demselben das Recht und die Sitte gegen Varnhagen, der mit Lobpreisungen über den Unfug des „jugendlichen Deutschlands" kam, und starb dann morgens ganz plötzlich, den Seinen sehr unerwartet. Ich hatte seit einigen Wochen seinen Tod kommen sehen; es war so vieles an ihm anders und besser geworden. Auch bei meiner lieben Mutter wußte ich längst schon, daß der Herbst sie mitnehmen würde. Wenn man viel alte Leute gepflegt hat, gewinnt man leicht ein Urteil über die verschiedenen Grade ihres Absterbens. Das macht uns wohl sorgsamer und treuer in ihrer Pflege, aber es ist auch ungeheuer schwer, wenn der Sterbende uns so lieb ist. Ich bitte Dich von ganzem Herzen, bete doch für diese beiden Seelen, die mir so lieb waren.

Die wunderbaren Geschichten, welche Du mir schreibst [über Marie von Mörl und zwei andere Stigmatisierte Südtirols], habe ich aus Deinem Briefe Ahlborns und Radowitzs vorgelesen, und es hat sie erbaut und gerührt wie mich. Gott ist in seinen Gaben wunderbar; aber ich gestehe, daß ich

[1] Abraham Mendelssohn, gest. 19. November 1835. Auch der Schwester des Verstorbenen, Frau v. Schlegel, gab Luise Nachricht von seinem Ende. „Was Sie mir" — antwortet Dorothea — „über seine tiefere Seelenstimmung mitteilen, hat mich getröstet; vor Gott entscheiden die innersten Gedanken der Menschen" (19. Januar 1836).

solche mir nie wünschen könnte. Es muß ungeheuer schwer sein, einen solchen Auftrag zu erfüllen und die große Verantwortung zu leisten. Doch Gott hilft denen, welchen er die heilige Bürde eines solchen Berufes auflegt.

Hier in Berlin bleiben werde ich wohl nicht, lieber Klemens, da es hier kein rechtes Element und keinen eigentlichen Beruf für mich gibt. Ich weiß aber nicht, was ich wählen soll von den verschiedenen Wegen, die sich mir geboten haben. Ob ich an den Rhein oder nach Westfalen zurückkehren soll — Gott wird es mir wohl zeigen. Für den Augenblick bin ich noch in der Wohnung meiner Mutter mit Minna; wir werden dann aber einige Tage nach dem Christfest zu meinem Bruder ziehen, wo wir zwei Dachstübchen bewohnen sollen. Ich denke in jedem Fall bis zum Frühjahr hier zu bleiben, bin auch jetzt noch zu sehr herunter, um etwas anfangen zu können. Ach, lieber Klemens, wenn Du so recht in mein mattes, lebensmüdes Herz sehen könntest, würdest Du Mitleid haben und recht für mich beten. Irgend etwas tun werde ich natürlich wieder, wenn ich länger leben soll, aber wo, was, wie ich's tun soll, das begreife ich heute noch nicht. Gott wird mich hoffentlich geistig und leiblich genesen lassen, wenn ich irgend etwas tun soll.

Bei Ahlborns war ich und habe sie beide sehr lieb[1].

---

[1] Wilhelm Ahlborn, der Landschaftsmaler, geb. 1796 zu Hannover, gest. 1857 in Rom. Seine ebenfalls künstlerisch begabte Frau war die Tochter des Oberbergamtsdirektors Martins in Berlin. — Brentano hatte geschrieben: „Wie ich gehört habe, siehst Du manchmal Herrn Ahlborn und seine Frau; ich habe gehört, diese Leute liebten Dich aufrichtig, ja sie liebten schier niemand in religiöser Hinsicht als Dich; grüße sie mir und nähere Dich ihnen. Ein Mensch muß der andern Engel sein." — Luise nahm sich der beiden aufs wärmste an, machte sie mit Marianne Saaling und Propst Fischer bekannt und wurde, wie Frau Ahlborn sagt, für sie „die Schöpferin reicher Ereignisse".

Sie sind wohl innerlich der Kirche sehr nahe, ob sie aber den äußeren schweren und doch so heilbringenden Schritt tun — das weiß ich nicht[1]. Wenn ich wieder bei Wilhelm wohne, werde ich sie öfter sehen; jetzt wohne ich ihnen sehr fern. Es sind liebe Menschen. Die Frau malt sehr zierliche kleine fromme Bilder (ich habe sie dazu überredet), die ihr sehr gelingen. Sie schreibt dann einen geistlichen Spruch in gotischer, sehr schöner Schrift dazu. Mir hat sie auch so eins zu meinem letzten Geburtstag geschenkt. — —

Ob ich noch katholisch bin?! Ich dächte, daß ich es hier am ersten wieder geworden wäre, hätte ich je aufgehört es zu sein. Dies Schwanken, Meinen, Ahnen, Hoffen und Schwärmen unter den frommen Protestanten rührt und stößt mich zugleich ab. Könnte man ihnen nur helfen — aber sie wissen nicht, wie arm sie sind, und daß es Reichere gibt. Leider wohne ich der Kirche sehr fern und bin oft zu unwohl, um sie jeden Morgen besuchen zu können; das ist eine große Entbehrung; bei Wilhelm bin ich auch nur um fünf Minuten näher.

Ja, lieber Klemens, es vergeht kein Weihnachtsfest, das mich nicht besonders auch an Dich und Deine schönen Gaben erinnerte. Ich muß damals noch innerlich sehr Kind gewesen sein, weil es mir so eigen märchenhaft und fromm-zauberisch vorkam, was Du mir brachtest. Ich habe noch manches davon und kann es nicht in die Hand nehmen, ohne daß sich ein ähnliches Gefühl wie damals in mir regte, so etwas wie Andacht und kindische Freude durcheinander. Ach, es war eine schwere und schöne, eine sehr reiche und doch so arme

[1] Ahlborn legte in Gemeinschaft mit seiner Frau am 15. August 1838 in der St Hedwigskirche das katholische Glaubensbekenntnis ab. Vgl. jetzt: Leben des Malers Wilhelm Ahlborn, dargestellt nach seinen Tagebüchern und Briefen von W. Sander. Hildesheim 1892.

Zeit meines inneren und äußeren Lebens. Gott lohne Dir alles Gute!

Lieber, guter Klemens, verzeihe mir alles Dumme und Halbe oder Verworrene, was auf diesem Blatte steht; ich kann's jetzt nicht besser geben; habe Geduld mit mir, das ist ja auch Christenpflicht. Ich wünsche Dir ein frohes seliges Christfest und will an unserer kleinen Krippe auch für Dich beten, wie ich jedes Jahr getan. Ich baue sie mit Minna in unserer kleinen hübschen Wohnung hier im Tiergarten noch auf und lasse alle Kinder meiner Bekannten kommen. Ich tue das seit vielen Jahren; es nutzt den Kindern, und sie sind so froh, wie ich nicht mehr sein kann. Sie soll nun auf der Stelle stehen, wo meine liebe Mutter so fromm gestorben ist.

21. Eine Samariterfahrt nach Dresden.

(1836.)

Frau v. Clausewitz. Graf Brühl. Dorothea Tieck. Ein Frauenverein in Berlin (1837).

Das alte Jahr war kaum beschlossen, das Luise Hensel so viel geraubt, als ihr eine Aufgabe zukam, die freilich nur vorübergehend war, aber ihrem rastlosen Verlangen, dem Herrn in den Leidenden zu dienen, entsprach. Sie sollte die gemütskrank gewordene Oberhofmeisterin der jüngeren Prinzessin Wilhelm, Frau v. Clausewitz, in ihre Obhut nehmen und von Berlin zu deren Verwandten nach Dresden verbringen.

Marie v. Clausewitz, geb. Gräfin v. Brühl, war die Enkelin des durch seine Prachtbauten und Kunstsammlungen, aber auch durch seine Finanzverschwendung bekannten sächsischen Ministers, Reichsgrafen Heinrich v. Brühl, dessen Palais auf der Brühlschen Terrasse zu Dresden heute noch

seinen Namen trägt. Sie hatte zu Warschau (3. Juni 1779) das Licht der Welt erblickt, war aber noch in jungen Jahren nach Berlin gekommen, wohin ihr Vater, Generalleutnant Graf Karl Adolf Brühl, im Jahre 1786 als militärischer Erzieher des preußischen Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III., berufen worden war. Im Jahre 1810 vermählte sich Gräfin Marie Brühl mit dem Major im preußischen Generalstab, Karl v. Clausewitz, dem bekannten scharfsinnigen Militärschriftsteller, dessen Werk „Vom Kriege" epochemachend in der Kriegswissenschaft geworden. Sie lebte 21 Jahre in glücklicher, aber kinderloser Ehe mit dem Manne, dem sie nicht bloß eine liebevoll treue Gattin, sondern zugleich die Vertraute seiner militärischen Studien gewesen. Graf Gneisenau gibt ihr das Lob einer „hochgebildeten Frau mit einem edeln und großen Herzen". Nach dem Tode ihres Mannes, der als Generalmajor, im Alter von 51 Jahren, am 16. November 1831, nur wenige Monate nach dem Hinscheiden seines Freundes, des Feldmarschalls Gneisenau, zu Breslau starb, war sie zur Oberhofmeisterin der Prinzessin Wilhelm, nachmaligen Kaiserin Augusta, ernannt worden.

In dieser Stellung blieb ihre Sorge zugleich der Erfüllung des von ihrem Gatten einst geäußerten Wunsches, daß sie seine Werke herausgeben möchte, unausgesetzt zugewendet. Anfänglich von ihrem Bruder, dann von dem General Graf Karl v. d. Gröben unterstützt, war sie so glücklich, acht Bände der hinterlassenen Werke von Clausewitz der Öffentlichkeit übergeben zu können, welche, mit einer warm und geistvoll geschriebenen Vorrede von ihr eingeleitet, in den Jahren 1833—1835 rasch nacheinander ans Licht traten, während die beiden letzten der zehn Bände nach ihrem Tode von dem Grafen v. d. Gröben herausgegeben wurden.

Sie sollte das Opfer ihrer Bemühungen werden. „Die geistige Anstrengung, welche die Herausgabe so umfangreicher

Werke, besonders für eine mit solchen literarischen Beschäftigungen nicht vertraute Frau, veranlassen mußte, hatte, verbunden mit der unvermeidlichen Gemütsaufregung, die sonst gute Gesundheit der Frau v. Clausewitz in hohem Grade erschüttert, und im Jahre 1835, in welchem sie den achten Band der Werke erscheinen ließ, befand sie sich in einem sehr angegriffenen Zustande." [1] Da dieser Zustand im Januar 1836 sich bedenklich verschlimmerte und die Gestalt eines tieferen Gemütsleidens anzunehmen schien, so kamen ihre Angehörigen mit Gutheißen der Ärzte zu dem Schlusse, daß die Entfernung von Berlin für sie notwendig sei. Sie sollte nach Dresden verbracht und dort der Kur eines Arztes anvertraut werden, der sich in Behandlung von Nervenkrankheiten großen Ruf erworben hatte.

Fräulein Hensel, bereits dafür bekannt, daß sie in Behandlung Geisteskranker einige Erfahrung erworben, wurde zur Begleitung der armen Frau ausersehen, und auf die dringenden Bitten mehrerer Freunde ihres Hauses ließ sie sich bestimmen, das schwere Amt zu übernehmen.

Am 21. Januar 1836 wurde die Reise angetreten und am Abend des folgenden Tages langte Luise Hensel mit ihrer Patientin, nicht ohne Mühseligkeit, aber auch nicht ohne Hoffnung, in Dresden an. Ihrer liebevollen Gelassenheit und verständigen Ruhe war es gelungen, das Vertrauen der unglücklichen Kranken zu gewinnen, und sie hatte bald die Überzeugung erlangt, „daß dieselbe mehr körperlich krank sei als geistig, und daß ihre Gemütsleiden hauptsächlich durch Krankheit bedingt seien". Aber die verkehrte Behandlung, die sie von den Ärzten in Berlin erfahren, hatte die Kräfte der Patientin erschöpft, und schon nach wenigen Tagen nahm der Verlauf der Krankheit eine unerwartete Wendung. Acht

[1] K. Schwartz, Leben des Generals K. v. Clausewitz II 225.

Tage nach der Ankunft in Dresden erlag Frau v. Clausewitz der zerstörenden Gewalt eines mit Heftigkeit ausbrechenden Nervenfiebers.

In Berlin — so erzählt Luise Hensel — „war leider ihr Krankheitszustand von den Ärzten (deren einer zu den berühmtesten des Landes gehört) ganz verkannt und sie als Wahnsinnige behandelt, ihre Lebenskraft aber durch die unsinnigsten Gewaltmittel erschöpft worden. Dort [in Dresden] bekam sie bald den völligen Gebrauch ihrer Vernunft und jede schöne Gabe ihrer Natur wieder; aber sie starb nach acht Tagen am Nervenfieber, das man in Berlin durch Aderlässe und Sturzbäder unterdrückt und natürlich gefährlicher gemacht hatte." „Ich litt erstaunlich bei dieser schmerzlichen Wendung meines Auftrages. Doch fehlte es auch nicht an manchem, was die Sache versöhnend machte. Meine arme, so sehr mißhandelte Frau v. Clausewitz starb schmerzvoll, aber in Liebe und Frieden, so religiös, wie es ihre leider sehr weltliche Richtung zuließ." [1]

Zu dem Versöhnenden gehörte aber auch das Bewußtsein, der leidenden, durch die vorausgegangene falsche Behandlung geängstigten Frau die Schmerzen erleichtert und die letzten Tage versüßt zu haben. „Die liebe Kranke" — heißt es in einer von Luise Hensel verfaßten Denkschrift — „war rührend zärtlich und für jeden kleinen Dienst so dankbar. Sie sprach mit dem Ausdruck der größten Geduld von ihren Leiden, wünschte beten zu können, lächelte einige Male freundlich, wenn man ihr ein Wort der Liebe sagte, und küßte mir und dem mich bei ihrer Pflege unterstützenden Mädchen unzähligemal die Hand. Sie hatte keine andern Äußerungen als die der Liebe und der hingebenden Geduld. . . . ‚Hätte ich nur erst wieder ein Wort der Liebe für Sie!'

[1] Briefe an Schlüter 21.

sagte sie mir einmal. — ‚Ihr meint es so gut, und ich kann es Euch nicht einmal danken.‘ — ‚Meine süße, süße Pflegerin!‘ Solche und ähnliche Worte sagte sie dem ihr mit großer Treue ergebenen Mädchen und mir viele.“ — Am Vorabend ihres Todes hatte ihr Fräulein Hensel, ohne sie zu fragen, während sie schlummerte, Limonade bereitet; als sie dieselbe ihr beim Erwachen reichte, sagte die Leidende: „Ach, wie überrascht und erquickt mich das! Es muß Sie ja freuen, einem so elenden, armen Wesen wohlgetan zu haben.“ Luise Hensel bemerkt in ihrem Reisetagebuch dazu: „Wie tief dringen solche Worte eines geliebten Sterbenden ins Herz!“

Am 28. Januar, gegen die Mittagsstunde, verschied Frau v. Clausewitz, und am Nachmittag des 1. Februar ward ihre Leiche zu Seifersdorf „mit einfacher, sehr erbaulicher Feierlichkeit“ beigesetzt. „Ihr treues Dienstmädchen und ich haben die liebe Hülle bis in die Gruft hinab begleitet, wo sie unter dem Altare der kleinen hübschen altertümlichen Kirche zwischen den Eltern ihres ihr so werten Vetters ruht.“ Später wurden die sterblichen Reste nach Breslau übergeführt, wo General v. Clausewitz seine Ruhe gefunden.

Fräulein Hensel hat über diese Reise ein Tagebuch geführt, das sie später zusammenstellte, um den Angehörigen der verewigten Frau und den um ihr Schicksal besorgten Prinzessinnen am preußischen Hofe einen genauen Bericht zu erstatten. Sie schließt dasselbe mit den Worten: „Es ist wahr, daß leider so manches hinzukommt, was den Verlust dieser ausgezeichneten und trefflichen Frau ihren Freunden noch härter macht. Wenn aber den Herzen, die sie erkannten und liebten, noch etwas zum Trost gereichen kann, so möchte wenigstens ich ihn darin finden, daß die liebe Verstorbene in milder und religiöser Stimmung und ganz klaren Geistes ihr schönes, aber schmerzenreiches Leben beschlossen. Sie hat sich noch

bis zur letzten Stunde des Umgangs ihres teuren Verwandten erfreut und war in ihren letzten Tagen nur von den Händen der Liebe berührt, von einem ebenso geschickten als teilnehmenden Arzt [Dr Wolff] höchst aufmerksam und gewissenhaft behandelt, und es ist jeder Schmerz, der ihr zu ersparen war, von ihr abgewandt worden. Blicken wir ihr nach in wehmütiger Liebe und wünschen und erbitten wir ihrer lieben Seele den Frieden des Herrn. — Dresden, den 2. Februar 1836. — Luise Hensel."

Ihre Aufgabe in Dresden war vollendet, anders und trauriger, als sie geahnt. Am Tage nach der Beisetzung, 2. Februar, reiste Fräulein Hensel ab und kehrte nach Berlin zurück, wo sie „an Leib und Seele krank und verstimmt" ankam, mußte aber dort, sobald es ihr möglich war, den Prinzessinnen über ihre heimgegangene Freundin Auskunft erstatten und kam so noch lange „zu keiner Ruhe über diese traurige Geschichte, für die sich ganz Berlin interessiert"[1]. Sie ließ von ihrem Tagebuch Abschriften besorgen, um sie den Prinzessinnen zu übergeben, welche alle eine lebhafte Teilnahme bezeigten. Am schmerzlichsten unter diesen empfanden den Verlust die Prinzessin Marianne und die Fürstin Luise v. Radziwill, die beiden ältesten Freundinnen der Frau v. Clausewitz, sowie die Gräfin Luise Voß.

Die edle Fürstin Radziwill, eine geborne Prinzessin von Preußen, Witwe des (1833 gestorbenen) Fürsten Anton v. Radziwill, des berühmten Kunstmäcens, schrieb an die treue Pflegerin ihrer Freundin eigenhändig: „Meinen Dank, gute Hensel, für die Einlage — tief hat mich das Leiden der lieben treuen Marie Clausewitz ergriffen. Ihre letzten Tage und Jahre waren sehr traurig, und die Angst für das Los, was sie besorgte, eine schwere Prüfung! — es

[1] An Schlüter 21.

muß Ihnen ein wohltätiges Gefühl sein und bleiben, ihr die letzten Tage durch Liebe und Sorgfalt tragen zu helfen. Der Herr lohne es Ihnen. Ihre treu ergebene Luise."

Der Biograph des Generals Karl v. Clausewitz, der von dem Leben und Wesen der Frau v. Clausewitz ein ausführliches Bild entwirft und auch von ihrem beklagenswerten Ende berichtet, hat die Handlungsweise der Pflegerin keines Wortes der Erinnerung gewürdigt; Luise Hensels Name wird nicht einmal erwähnt. Um so mehr muß hervorgehoben werden, daß die nächsten Angehörigen der Frau v. Clausewitz dem edeln Dienste, welchen Fräulein Hensel bei dieser traurigen Mission auf sich genommen, stets ein dankbares Gedächtnis bewahrten. Der Bruder der unglücklichen Frau, Graf Friedrich Brühl, Major im 1. Kürassierregiment, wußte ihre aufopferungsvolle Hingebung vollauf zu würdigen, und ebenso seine Gemahlin Hedwig, geb. Gräfin v. Gneisenau, des berühmten Feldmarschalls Tochter, dieselbe, von welcher dieser einst gesagt, daß sie Fräulein Hensel ähnlich sehe. Beide sprachen der „treuen, liebevollen Pflegerin" in Worten tiefgefühlten Dankes ihre Verehrung und die Versicherung „inniger, ihr fürs Leben geweihter Erkenntlichkeit" aus und luden sie von Breslau aus, ihrem damaligen Domizil, zu einem Besuche ein, um ihr tatsächlich beweisen zu können, wie Graf Brühl sich ausdrückt, „daß wir Sie als eine unserem Herzen unaussprechlich teure Freundin betrachten". Graf Brühl sandte ihr auch das lithographierte Bildnis seiner „lieben seligen Schwester"[1].

[1] Briefe vom 18. Februar 1835, 17. November 1837, 14. Juli 1838. Graf Friedrich v. Brühl, geb. 16. Juni 1791 zu Berlin, wurde später auch zu diplomatischen Missionen verwendet. Er ist es, der als Generaladjutant des Königs Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1840, mit Rücksicht auf sein katholisches Bekenntnis, dreimal mit Sendungen nach Rom betraut wurde, um in dem

Ein Lichtblick in dem traurigen Dresdener Aufenthalt war das Wiedersehen mit ihrer lieben Dorothea Tieck, das freilich unter den gegebenen Umständen nur eine flüchtige Begrüßung sein konnte.

„Daß ich Dich" — schreibt Dorothea einige Monate später — „in der Zeit, die Du hier zubrachtest, so wenig sah und so gar nichts für Dich tun konnte, ist mir noch immer schmerzlich, und doch erfreut mich auch die Erinnerung des kurzen Wiedersehens." Die Begegnung wirkte auch belebend auf die Korrespondenz, die seitdem wieder angeregter wird. Manches, was Dorothea aus ihrem Gemüte herausspricht, ist wie ein Spiegel, in dem sich Luise Hensel selbst betrachten konnte.

„Deine Briefe, liebste Luise", schreibt Dorothea am 30. Dezember 1836 aus Dresden, „machen mir immer eine große Freude, und ich sehe oft daraus, in wie vielen Dingen wir übereinstimmen. Auch ich erinnere mich aus meiner frühesten Kindheit, welche tiefe Schwermut mich oft ergriff, wenn das Weihnachtsfest oder irgend eine Zeit, auf die ich mich sehr gefreut hatte, vorüber war; ja während der Freude selbst ergriff mich oft schon ein so schauerliches Gefühl der Vergänglichkeit, dessen eigentlichen Grund ich mir erst in späteren Jahren erklären konnte. Und doch können wir es nicht lassen, uns immer wieder an diese vergänglichen Güter zu hängen. Gewiß gibt es keine schwerere Aufgabe, als sich selbst zu ertragen, da man sich so wenig versteht, und wie in ein fremdes Wesen in die eigene Seele hinein sehen muß. . . . Daß Du wünschest, Berlin zu verlassen, kann ich mir denken, für mich wäre es der allerletzte Ort, an dem ich leben möchte; ich habe, obgleich es eigentlich meine Vaterstadt ist, eine

---

Kölner Streit eine Ausgleichung herbeizuführen. Gneisenaus Schwiegersohn starb am 17. Juni 1859 als Generalleutnant. -

wahre Antipathie dagegen. . . . Ich hoffe, meine liebste Luise, daß Du mir noch deine näheren Pläne für die Zukunft mitteilst, ehe Du Berlin verlässest. Möchten wir doch in Verbindung bleiben und uns zuweilen mitteilen, wie es uns ergeht, wenn eine größere Entfernung uns trennt. Das ist mein aufrichtiger Wunsch. Meine Mutter und Schwester grüßen Dich herzlich. Grüß auch Deinen Bruder und vergiß nicht, uns in Dein Gebet einzuschließen."

Mit den „Plänen für die Zukunft" stand es nach Luisens Heimkehr aus Dresden noch unklar und schwankend. Sie lag mit sich selbst im Kampfe, weil sie nur einem erkennbar providentiellen Rufe folgen wollte oder, wie ihre Schwägerin Fanny ihr im Scherze vorwarf, „immer Gottes Stimme sinnlich vernehmen und seinen Finger ausgestreckt sehen" möchte. „Einen bestimmten Lebensplan" — schreibt sie am 9. März 1836 — „habe ich noch nicht, da ich mir ungern erlaube, über meine Wege selbst zu bestimmen. Wenn Gott etwas von mir will, so wird er es mir ja hoffentlich zeigen"[1]. Wohl ließen sich aus Rheinland und Westfalen Stimmen vernehmen, welche nach ihr verlangten. Aber von den Vorschlägen war keiner stark genug, um die Rücksicht und Liebe zu den Geschwistern zu überwiegen, welche alles aufboten, Luise im Familienkreise und in ihrem bisherigen häuslichen Wirken festzuhalten, und so blieb sie fürs erste in Berlin. Sie blieb aus treuer Anhänglichkeit, wie sehr sie auch oft die Entbehrung, die sie sich damit auferlegte, empfand, die Entbehrung einer warm kirchlichen, alles Tagewerk erfüllenden und durchgeistigenden Lebensluft. „Hier ist so recht das Reich der Welt, und die Kirche als Gegenmittel leuchtet hier zu schwach, um so leicht erkannt zu werden."[2]

---

[1] An Schlüter 22.
[2] Ebd. 23.

Sie siedelte nun mit ihrer Schwester Minna wieder zum Bruder über, in das Mendelssohnhaus, wo sie miteinander zwei kleine Zimmer im Hinterbau des Hauses bewohnten. Es waren einfache, schlichte Räumlichkeiten, die der poetische Sinn der Schwestern in ein trauliches Heim umzuschaffen wußte. „Freundlich blühten hier die roten Geranien, und wo Luise ihr Plätzchen hatte, da sah es ganz katholisch aus: Bilder, Beschäftigung, Bücher, Rosenkranz — alles zeugte davon. Hier sammelte sich auch zuweilen die katholische Jugend; denn in Luisens Art und Weise lag nicht bloß reiche Erfahrung, sondern auch anziehende Jugendfrische, so daß es auch Jüngeren ein Genuß war, mit ihr zu verkehren. Über gar vieles, über gar Ernstes und Großes wurde in dem kleinen freundlichen Raume gesprochen, aber auch fröhlich gelacht und gescherzt." [1]

Soweit es in ihren Kräften lag, war Luise redlich bemüht, das kirchliche Gemeindeleben in Berlin zu stärken und zu stützen, zur Hebung des katholischen Bewußtseins tatkräftig beizutragen, und namentlich an den Werken der christlichen Charitas in ihrem Bereiche teilzunehmen. Auf diesem Gebiete stand sie mit ganzer Seele an der Seite ihrer rührigen und unermüdlichen Freundin M. Saaling, welche nach wie vor bei allen mildtätigen Vereinen und Unternehmungen in vorderster Reihe zu finden war. Auf ihre treue und uneigennützige Hingabe konnte der geistliche Hirte der Gemeinde allezeit bauen. Propst Fischer hatte übrigens Berlin im Herbst 1836 verlassen, um in Schlesien die Pfarrei zu Frankenstein zu übernehmen[2]. Sein Nachfolger als fürstbischöflicher Delegat und Propst von St Hedwig war Brinkmann.

---

[1] A. Joachim (die hier als Augenzeugin schildert), in „Alte und Neue Welt" 1878, 199.

[2] Zum Abschied überreichte Fräulein Heusel dem bewährten milden Seelenführer eine von ihr selbst gefertigte schöne Stola.

Im letzten Jahre ihres Berliner Aufenthalts (Sommer 1837) bildete sich unter der Leitung des neuen Propstes ein Frauenverein, welcher sich die Aufgabe stellte, „nach Maßgabe der ihm zu Gebote stehenden Mittel für die Unterhaltung und Erziehung verlassener Waisen in der katholischen Gemeinde in Berlin Sorge zu tragen". Da das Bedürfnis groß war und durch die Verheerungen der bald darauf ausbrechenden Cholera besonders unter der ärmeren Volksklasse noch gesteigert wurde, so fand das Unternehmen, an dem auch Luise Hensel eifrigen Anteil nahm, während Fräulein Saaling neben den Fürstinnen Mathilde und Leontine Radziwill sogar als Mitglied im Vorstand wirkte, lebhaften Anklang. „Die Zahl derjenigen, welche an dem Verein teilzunehmen verlangten, überstieg alle Erwartung und wuchs mit jedem Tage. Es enstand ein Wetteifer in der Gemeinde, welcher an die ersten Christen zu Jerusalem erinnerte, die da reichliche Spenden zusammenbrachten, um den Dürftigen unter ihnen zu Hilfe zu kommen." [1] — Schwierigkeiten gab es freilich genug zu überwinden. Denn die Erwerbung eines eigenen Hauses überstieg noch die Kräfte, weshalb der Vorstand im folgenden Jahre einen Aufruf zu milden Beiträgen auch in die Provinzen ergehen ließ, um die Mittel zu einem Neubau zu beschaffen. Die Anstalt kam gleichwohl alsbald zu stande. Die feierliche kirchliche Eröffnung in dem damals noch gemieteten Hause fand zu Anfang August 1838 mit zwölf Kindern statt. Marianne Saaling berichtete ihrer Freundin Luise, welche kurze Zeit zuvor Berlin verlassen hatte: „Am

---

Herr Fischer dankte von Frankenstein aus (Neujahr 1837) der Spenderin für dieses kunstreiche Werk ihrer Hände, das er vorzüglich in Ehren halten will als „Zeichen ihres Vertrauens, das sie ihm in seiner amtlichen Beziehung zu ihr so reichlich und so gleichmäßig ausdauernd gewidmet habe".

[1] Wortlaut des gedruckten Berichts von 1838.

vorigen Sonntag hat die Einführung der Waisenkinder in die Kirche stattgehabt. Der Propst hat in einer passenden einfachen Predigt die zwölf allerliebsten Jungen der Gemeinde vorgestellt und zu fernerer Beachtung empfohlen. Nachher war Hochamt und Te Deum. Es hat mich, wie Du denken kannst, die ganze Feier sehr gerührt, und herzlich gefreut hat es mich, daß Deine Schwester der ganzen Zeremonie mit beiwohnte. Sie hat das vielleicht ebensoviel in Deinem Sinne als in dem eigenen getan, aber nicht minder ist es ein Schritt zur Gnade" (Berlin, 8. August 1838).

22. Am Rhein und an der Isar.

(1838 und 1839.)

Über Minden an den Rhein. Stift Neuburg. In Schloß Haag und München. Scheveningen. Wiesbaden und Frankfurt.

Ein politisches Ereignis von ungeahnter Tragweite in der Rheinprovinz, der Kölner Kirchenstreit, wurde endlich die Ursache, daß Fräulein Hensel die preußische Hauptstadt verließ. Die Verhaftung des Erzbischofs Klemens August von Köln am 20. November 1837 und seine Abführung nach der Festung Minden — ein Gewaltakt der Regierung in dem Streit über die kirchliche Behandlung der gemischten Ehen — hatte das Signal zum Ausbruch des großen folgenreichen Kampfes gegeben, welchen der herrschende Geist des Staatsabsolutismus gegen die Freiheit der Kirche in Preußen heraufbeschworen. „Gott Dank, man braucht Gewalt!" sagte der pflichttreue, von der Gerechtigkeit seiner Sache erfüllte Erzbischof, als ihm seine Gefangennahme durch den Oberpräsidenten angekündigt wurde; und er hatte recht — der 20. November bildete einen Wendepunkt in der Kirchengeschichte Deutschlands. Mächtig war die Aufregung, welche das unerwartete Ereignis im Volke hervorrief, zumal in den

westlichen Provinzen des Landes, und sie gewann einen noch allgemeineren Charakter, als das Oberhaupt der Christenheit öffentlich, in der berühmten Allokution vom 10. Dezember 1837, sich gegen die an dem Erzbischof geübte Vergewaltigung mit apostolischem Freimut erhob und die Sache des standhaften Dulders und Bekenners zu der seinigen, zu der der allgemeinen Kirche machte.

Die Scheidung der Geister begann; das katholische Bewußtsein erwachte. Im Norden und im Süden erhob sich ein stürmischer, kirchlich literarischer Kampf, der auch die Gleichgültigen aufrüttelnd mit fortriß. Die Parteigegensätze machten sich allerwärts fühlbar, in der Hauptstadt des preußischen Landes nicht am wenigsten.

Wohin die Sympathien unserer Dichterin in diesem mächtigen Geisterkampfe neigten, darüber konnte kein Zweifel sein. Die Gewissenhaftigkeit eines Bischofs, der im Konflikt zwischen weltlichem und kirchlichem Gehorsam, in einer vorzugsweise kirchlichen Frage, der höheren Pflicht folgte, galt in ihren Augen als selbstverständlich. Aber die eigentümliche Stellung, in der sie sich befand, inmitten eines Kreises, in dem die Gegensätze aufeinander stießen, wo Freund und Feind sich bei ihr aussprach, dazu der Mangel an Verständnis, dem alles Katholische in Berlin überhaupt, in so leidenschaftlich erregter Zeit noch hoffnungsloser begegnete: das machte ihre Lage unerträglich und drängte die lange Zögernde endlich zu dem Entschluß, eine Einladung der Frau Rat Schlosser nach Stift Neuburg am Neckar anzunehmen.

Zu wiederholten Malen war ihr diese gastfreundliche Einladung zugekommen, noch verstärckt durch die sekundierende Stimme der treugesinnten Frau v. Radowitz. „Ich bitte Dich", schrieb letztere schon am 27. Dezember 1837 von Frankfurt aus, „wenn es einmal so weit (zum Abschied) kommt, so setze Deinen Wanderstab ohne weiteres hierher;

Du bleibst bei uns und bei Schlossers, wo und wie lange es Dir gefällt. . . . Die Schlosser trägt mir mit vielen Grüßen auf, Dir zu sagen, sie erwarte Dich zu jeder Zeit hier oder auf dem Stift." Und Herr v. Radowitz fügte noch bei: „Wenn Sie im nächsten Frühjahr Berlin verlassen können und wollen, so denken Sie daran, daß Sie hier treue Geschwister haben, die Sie mit offenen Armen erwarten. Gott mit uns!"

Die Trennung ward ihr durch den Umstand erleichtert, daß Maler Hensel, dessen brüderliche Güte sie am meisten an Berlin fesselte, um diese Zeit veranlaßt war, für seine künstlerischen Zwecke eine längere Reise nach England zu unternehmen.

So sagte denn Luise im Juli 1838 Berlin und ihrem Mansardenstübchen Lebewohl und wandte sich zunächst nach Westfalen und dem Rhein. — Sie blieb ein paar Wochen in Münster, zur großen Freude Schlüters; ebenso in Wiedenbrück, das immerfort eine Anziehungskraft für sie behielt. Auch in Minden hatte sie auf der Durchreise Halt gemacht, um den gefangenen Erzbischof in seiner „Staatsklause" zu sehen; die Erlaubnis, ihn zu besuchen, konnte sie nicht erhalten, aber es gelang ihr, den ernsten gelassenen Dulder, der von Gendarmen in die Kirche begleitet wurde, wenigstens einen Augenblick in der Sakristei zu sprechen. Der Anblick seiner Leidensgestalt ergriff sie aufs tiefste, und sie sandte eine Schilderung davon nach Berlin, welche Marianne Saaling zu Tränen rührte.

Von Wiedenbrück nahm Luise den Weg über Düsseldorf und Köln, um auch dort die alten Freunde zu begrüßen; in erstgenannter Stadt vorzüglich Dr Binterim, den gelehrten Theologen und mutigen Streiter für die Kirche, der nicht lange danach seinem Erzbischof in das Gefängnis folgte. In Köln fand sie die freudigste Aufnahme in dem Hause

einer ehemaligen Schülerin aus der Aachener Zeit, Fräulein Sibylle Merlo, welche mit zärtlicher Bewunderung an ihr hing und der Weiterreisenden bis nach Bonn das Geleite gab.

Die öffentlichen Zustände und die Stimmung in den katholischen Rheinlanden warfen freilich einen tiefen Schatten in die Freude des Wiedersehens überall, wo immer sie Halt machen mochte; so auch in der ihr so lieben Stadt Koblenz, deren gastliche Mauern sie acht Tage lang festhielten. — „Über meinen Aufenthalt bei Freunden am Rhein, wo ich hie und da einige Tage ausruhte, lassen Sie mich schweigen", heißt es in einem Brief Luisens an Schlüter. „Überall herrschte Trauer über die unglücklichen Zeitverhältnisse, auch wohl Bitterkeit über Verfolgung und Druck der Kirche, und selbst bei den liebsten und liebenswürdigsten Menschen konnte es einem nicht wohl werden, da man im eigenen Herzen Trauer und Mißbilligung trägt." [1] Als sie aber später hörte, daß auch Binterim verhaftet worden sei, schrieb sie (von München aus) an eine Freundin: „Solche Begebenheiten kommen nicht dem zum Nachteil, der sie leidet, sondern dem — der sie übt. Die Kirche verherrlicht sich in ihren Bekennern. Ich habe jetzt also zwei Freunde, die ich zu den besten Menschen zählen kann, die die Erde trägt, im Kerker um des Guten und Rechten willen: Klemens August und Binterim. Es ist mir jetzt so lieb, daß ich den einen Tag, welchen ich nur in Düsseldorf bleiben konnte, dem letzteren ganz gewidmet, und meine übrigen Freunde dadurch vernachlässigt habe. Der liebe Greis war so freundlich." [2]

So gelangte Luise nach Stift Neuburg, dem nächsten Zielpunkt ihrer Reise. Das schöne Gut, am Saum des Odenwaldes nicht fern von Heidelberg gelegen, war der

[1] Briefe an Schlüter 24.

[2] Gedenkblätter von A. Joachim in Alte und Neue Welt 1878, 202.

Sommersitz des trefflichen Rates Schlosser aus Frankfurt und seiner ihm geistig ebenbürtigen Gattin Sophie, geborene Du Fay; ein rechter Musensitz, in dem alles Schöne und Edle Pflege fand, in den Herbstferientagen das gastliche Pilgerziel zahlreicher Wanderer aus nah und fern. Auch jetzt schien es eben wieder zur Gastherberge geworden zu sein, und Fräulein Hensel fand ein frisch bewegtes Leben und Treiben vor, in dem ihre Freundin, Frau Sophie Schlosser, als liebenswürdige Herrin und Wirtin mit der ihr eigenen ruhigen Klarheit waltete.

Der lang Erwarteten ward der herzlichste Willkomm. Eine romantische Natur und die Aufmerksamkeit lieber Menschen halfen zusammen, ihr den Aufenthalt am Neckar zu verschönern, an dem sie einen vollen Monat sich festhalten ließ. Luise machte Bekanntschaft mit trefflichen und gutgesinnten Menschen aus allen Gauen des Vaterlandes, von denen ihr viele noch lange eine freundschaftliche Erinnerung bewahrten; und „von den schönen alten Bergschlössern", die sie in der Runde besuchte, sandte sie Grüße an die alten Freunde in der Ferne. „Überall war es recht schön, ich aber traurig." [1]

Sie sehnte sich nach einem angemessenen neuen Wirkungskreis, und die Beratung über die Wahl eines solchen bildete das wichtigste Anliegen während des vierwöchigen Zusammenseins mit ihrer welterfahrenen Gastfreundin. Von den Vorschlägen, welche ihr gemacht wurden, suchte sie endlich den schwierigsten aus, der sie auf ein ganz einsames Schloß an der Amper in Oberbayern führte. Sie ward von München aus „dringend gebeten, die Pflege, Obsorge, Leitung einer Geistes- und Leibeskranken, Gräfin Montgelas, zu übernehmen, die ihres elenden Zustandes wegen in dieser tiefen Einsamkeit" geborgen wohnte. Gräfin Hortense Montgelas war die

[1] Bei Schlüter 25.

Tochter des bekannten und einst vielvermögenden, kurz zuvor (13. Juni 1838) verstorbenen bayrischen Ministers Maximilian Joseph Grafen v. Montgelas, und seit ihrem dreizehnten Jahre in einem leidenden gestörten Zustand. Alles, was Luise von der Unglücklichen hörte, erfüllte sie mit Mitleid — und das Mitleid gab den Ausschlag. Sie entschied sich für Bayern.

Zu Anfang Oktober verließ sie das freundliche Stift Neuburg, wo man sie ungern von dannen ziehen sah, weil ihr Umgang den gastlichen Bewohnern „in der kurzen Zeit beinahe zum Bedürfnis geworden war", wie Frau Schlosser der Scheidenden versicherte. „Und hätte ich nur", fügt dieselbe bei, „irgend ein Liebeswerk mit Ihrem Weilen bei uns vereinigen können, ich hätte wenigstens alle Überredungskraft angewandt, Sie dazu zu bringen, fürs erste bei uns zu bleiben. Das aber lassen Sie mich Ihnen wiederholen: wenn Sie nach Einsicht der Verhältnisse, die Sie in München erwarten, erkennen sollten, daß dort für Sie kein angemessener Wirkungskreis sich zeigt, dann mögen Sie unser Haus als das Ihre ansehen und überzeugt sein, daß nicht allein Sie uns sehr willkommen sein, sondern wir es vielmehr als ein Glück ansehen würden, wenn Sie sich uns anschließen wollten." — Mit solchem Nachruf begleitet, zog Luise dem Süden zu, und nachdem sie in Frankfurt noch bei Frau v. Schlegel und den Veit sich eingefunden, auch mit der Familie Radowitz ein beglückendes Wiedersehen gefeiert, auf der Weiterreise dann in Regensburg ihre geliebte Apollonia Diepenbrock nach jahrelanger Trennung wieder ans Herz geschlossen hatte, traf sie in der zweiten Hälfte des Oktober an ihrem neuen Bestimmungsorte ein.

Schloß Haag an der Amper, die nicht weit davon, bei Isareck, in die Isar fließt, war vorzeiten Besitztum eines jetzt ausgestorbenen bayrischen Landsaßengeschlechts, der Herren

v. Flitzinger, gewesen und erst seit 1836 vom Grafen Montgelas erworben. Das alte, heute abgetragene Schloß lag in der Gegend von Moosburg, zwischen Landshut und Freising, von München ungefähr eine Tagereise entfernt. Hier lebte Luise Hensel mit der ihr anvertrauten Kranken in völliger Abgeschiedenheit.

Über die beschwerliche Aufgabe, welche sie, wenn auch nur für einen Winter, übernommen, hatte sich Luise keine Illusionen gemacht. Das Mitleid, das ihr die Schilderungen aus der Ferne eingeflößt, ward durch die nähere persönliche Bekanntschaft „unendlich gesteigert". Gleichwohl muß sie nach einigen Monaten selbst gestehen, es sei die schwerste Aufgabe, die ihr bis jetzt geworden. Aber es stand ihr Geduld und Erfahrung zur Seite und jener Mut, den ein um Gottes willen unternommenes Werk erzeugt. „Beten Sie", schreibt sie an den Münsterer Freund, „für mein unglückliches 27jähriges Pflegekind; Gott wird's lohnen. Beten Sie auch für mich, daß Gott mir Weisheit und Liebe gebe, ihm diese zerstörte Seele wieder zu gewinnen; meine Aufgabe ist nicht leicht. Der Zustand meiner Kranken ist fürchterlich; doch ist für mich keine persönliche Gefahr dabei, da sie nicht wütet oder, wenn dergleichen geschieht, doch nur gegen sich selbst. Das arme Kind büßt die Sünden seiner Eltern, denen Gott Barmherzigkeit erteilt haben möge."

„Ich war" — heißt es in demselben Brief — „einen Tag in München, habe den größten Teil desselben bei meiner Cousine und der unglücklichen Montgelasschen Familie zugebracht, und nur abends in Eil Görres kennen gelernt und Phillips wiedergesehen." Sie entschuldigt sich dann, daß sie eine Bestellung des Freundes an den Philosophen Baader noch nicht ausgerichtet, ja den Inhalt derselben sogar vergessen habe, und führt zur Entschuldigung folgenden ihrem Charakter Ehre machenden Grund an: „Wenn ich irgend einer Sache

oder Person mich gewidmet habe, so kann ich nur sie im Auge haben, nur für sie leben; ich sehe daraus, daß ich sehr einseitig bin, aber ich kann nichts daran ändern."[1]

Eine ärztliche Konsultation mit dem Geheimen Rat Dr v. Breslau in München hatte die Folge, daß bei Beginn des Winters der Landaufenthalt unterbrochen wurde und Luise mit der Kranken für einige Monate nach München übersiedeln durfte. Es ward für die Beiden eine stille Wohnung in der Schönfeldstraße (Nr 17) gemietet, welche sie von Mitte November an bezogen.

Luise hatte nun Gelegenheit, die alten und neuen Freunde in München öfter zu sehen, vor allem das ihr so werte Ehepaar Phillips, Klemens Brentano und die ihr durch seine Briefe bekannte fromme Malerin Emilie Linder, sowie die nachbarliche Familie Görres. Das Haus, in welchem Luise Hensel mit ihrer Patientin wohnte, stieß nämlich an das freundlich im Garten gelegene Görreshaus unmittelbar an, was einen regelmäßigen Verkehr wesentlich erleichterte. Besonders Görres' muntere allbeliebte Enkelin, Marie Steingaß (nachmals Frau Dr Jochner), fand sich gerne und fast täglich bei ihr ein und brachte mit ihrer heitern Unschuld Leben und Sonnenschein in die dumpfe Einsamkeit[2]. An den Sonntagabenden, wo das Görreshaus das Stelldichein der einheimischen und fremden Gesinnungsgenossen war, zog es hinwieder auch Fräulein Hensel in diesen auserwählten Kreis, in dem sie sich „wohl fühlte".

---

[1] Briefe an Schlüter 25—26.

[2] In einem Briefe vom März 1852 schreibt „das ehemalige kleine, nun große Mariechen Steingaß" an Luise Hensel: „Kommen Sie nicht wieder einmal in unser liebes Bayerland? — es würde uns große Freude machen. Oft denke ich noch daran, wie Sie neben uns gewohnt, und ich Ihr täglicher Plagegeist gewesen bin!"

„Von Deinen lieben Verwandten hier", schreibt sie am 16. Februar 1839 von München an eine Freundin in Berlin, eine geborene Koblenzerin und Verwandte von Görres, „kann ich Dir die besten Nachrichten geben, da ich so glücklich bin, neben dem prächtigen Görres zu wohnen. Sein Haus ist etwas zurückgebaut, und ich kann aus meinem Zimmer seine Fenster sehen. Abends, wenn meine arme Kranke schläft, gehe ich noch zuweilen auf ein Stündchen hin und erfreue mich an der Unterhaltung der trefflichen Menschen. Von Orden und Fackelzug an seinem Geburtstag wirst Du durch die Zeitungen gehört haben[1]. Hier das Lied, das ihm die Studenten gesungen und überreicht haben. Es ist wenigstens in der Gesinnung trefflich. Sein ‚Gedächtnis des 20. November' wirst Du gelesen haben[2]; es ist ganz herrlich."

Hier sah sie Männer wie Ringseis, den berühmten Arzt und Professor; F. Windischmann, den Orientalisten; Graf Pocci, den gemütvollen Dichter und humoristischen Zeichner; Professor Streber, den Archäologen und Numismatiker, dessen Frau Ottilie eine Tochter ihres Koblenzer Freundes Dietz war, und andere hervorragende und liebenswürdige Persönlichkeiten. Auch Döllinger und den feingebildeten charaktervollen Major Seyfried lernte sie im Görreshause kennen. Das regste Leben herrschte hier gerade in diesen Jahren, und die Erinnerung an die geistbelebte Tafelrunde blieb noch lange frisch in ihrer Seele haften. „O wie gerne" — schreibt sie mehrere Jahre später von Köln aus an Frau Maria Görres — „wie gerne wäre ich

[1] Zu Neujahr 1839 war dem Professor Görres von König Ludwig I. der Verdienstorden der bayrischen Krone, mit welchem der persönliche Adel verbunden ist, verliehen worden.

[2] „Zum Jahresgedächtnis des 20. Novembers 1837", d. i. der Gefangennehmung des Erzbischofs von Köln. Regensburg 1838.

wieder in dem geliebten Kreise! Doch solche Sonntagabende werden mir nicht mehr zuteil."

In München hatte Luise Hensel ferner die Freude, ihre Cousine Ida wiederzufinden und an dem stillen Frieden ihres glücklichen Familienkreises sich zu erquicken. Ida Trost hieß jetzt Ida Prand. Auf ähnlichen Wegen einst, wie Luise, geführt, war ihr Lebensschifflein nun in einen ruhigen Hafen eingelaufen. Eine Reihe von Jahren hatte sie als Gesellschafterin im Hause der Frau Rat Schlosser gelebt, wo sie, geschätzt und geliebt, zu Frankfurt wie auf Stift Neuburg schöne, sorgenfreie Tage verbrachte. Seitdem war sie die Gattin eines wackern, mit ihrer Geistesrichtung harmonierenden Bayern aus Waging, des Bassenheimschen Domänendirektors Alois Prand, geworden. Eine Vierzahl fröhlicher Kinder blühte bereits um sie heran; ein hochbegabter Bruder ihres Mannes, Joseph v. Prand, war Kanonikus am Hofstift von St Kajetan, nachmals Dompropst an der Kathedrale zu München (gest. 1882). Mit warmer Herzlichkeit sah Luise sich in diesem kleinen Zirkel aufgenommen; man wetteiferte, ihr Liebes zu erweisen; mit Jubel ward ihr jedesmaliges Erscheinen von den Kindern begrüßt, deren junge Herzen sie zu fesseln, deren Phantasie und Gemüt sie mit sinnreichen Kleinigkeiten anzuregen und zu befeuern wußte.

So war ihr in dem schweren und aufreibenden Krankendienst wenigstens ab und zu eine Stunde geistiger Erholung geboten, solange sie in München weilte. Fräulein Hensel sollte übrigens die Isarstadt nicht verlassen, ohne den Naturmächten ihren Tribut zu entrichten. Den Aufregungen erliegend, erkrankte sie ernstlich und bedurfte nun für einige Zeit selbst der sorgsamsten Pflege. Da war es ihre Herzensfreundin Charlotte Phillips, welche sie sofort zu sich nahm und im eigenen Hause verpflegte und alle Samaritanerliebe ihr angedeihen ließ — zum nicht geringen Trost der fernen

Geschwister in Berlin, die in banger Sorge um sie lebten; namentlich Schwester Minna war von der beunruhigenden Angst so angegriffen, daß sie, als endlich die Nachricht ihrer Genesung kam, vor Freude in heftiges Weinen ausbrach. „Doch das wird sich bald geben", berichtet sie am 20. Februar 1839 nach München, „da die Sorge gehoben ist. Der guten lieben Phillips und ihrem Manne sage doch meinen innigsten herzlichsten Dank für alle Pflege und alle Liebe, die sie Dir erwiesen. Gott möge es ihnen belohnen!" Auch der Bruder Wilhelm äußert sich ähnlich in dem gemeinsamen Geschwisterbrief, in welchem er zugleich den Tod des Komponisten Ludwig Berger zu melden hat: „. . . Bergers Hinscheiden[1] wird Dich doch ergreifen, da er wenigstens einst sein Leben an das Deine knüpfen wollte. Nun dank ich doppelt, daß es nicht geschehen, aber recht leid tut mir's doch um ihn. Wie dünn wird der Kreis unserer Jugendbekannten nach und nach, was denn doch zu ernstem Bedenken Anlaß geben muß. Gib uns nur häufiger Nachricht, es ist mir recht schwer, daß Du wieder so weit hinweggezogen bist."

Im März 1839 finden wir Luise Hensel mit ihrer Pflegbefohlenen wieder in der ländlichen Einsamkeit des Ampertales, auf Schloß Haag. Zu ihrer Unterstützung ließ man jetzt eine Barmherzige Schwester aus Aachen kommen. Die von ihr vorgeschlagene und erbetene Schwester Scholastika traf

[1] Ludwig Berger, gest. 17. Februar 1839. Über sein Ende schreibt Fanny Hensel, deren Musiklehrer er einst gewesen, am 19. Februar an Luise: „Vorgestern starb hier der arme Berger, ganz plötzlich. Indem er einer halbblinden Schülerin den Takt vorzählte, fiel er um und war auf der Stelle tot. So wenig ich ihn auch in der letzten Zeit gesehen habe, so tat es mir doch herzlich leid, denn er war wirklich ein liebenswürdiger Mann, und ich hatte eine alte Anhänglichkeit für ihn."

im folgenden Monat auf dem Schlosse ein und blieb nun an ihrer Seite, solange Luise noch in Bayern und in der Umgebung der kranken Gräfin verweilte. Dies dauerte bis in den Sommer, wo Luisens Verpflichtung abgelaufen war. Zu weiterem scheint ihre angegriffene Gesundheit nicht mehr ausgereicht zu haben, und Wilhelm Hensel, in brüderlicher Besorgnis um die Schwester, legte gegen fernere Verpflichtung liebe- und eifervolle Verwahrung ein.

Doch übernahm sie auf den Wunsch der gräflichen Familie, welche das höchste Vertrauen in ihre Person setzte und ihre Opferwilligkeit dankbar anerkannte[1], als letzten Dienst die Aufgabe, Gräfin Hortense, deren Zustand sich übrigens sehr viel gebessert hatte, in ein Seebad zu begleiten. Als Ziel dafür war Scheveningen ausersehen.

„Dies soll also", schreibt Frau Professor Phillips der Scheidenden am 6. Juli nach Schloß Haag, „der letzte Gruß sein, der Dich im schönen Bayerlande trifft? . . . Eine ernste, trübe Zeit hast Du hier im Lande verlebt, doch der liebe Gott hat sie so sichtlich gesegnet, daß Dir doch auch eine recht freudige Erinnerung bleiben muß in dem, was Du der armen Kranken an Seele und Leib wohlgetan hast. Gott sei mit Dir auf Deiner Reise, die mich mit großer Wehmut erfüllt! So schön hatte ich mir es gedacht, daß Du hier bleiben solltest in unserer Nähe, in einem Wirkungskreis, der Deiner Seele zusagt, die so gerne andern hilft. Doch der liebe Gott hat es nun anders gefügt und so soll man freilich zufrieden sein. . . . Du hast einen Drang, zu nützen und zu wirken, und was Du auch Gutes tust, alles genügt Dir

[1] Zeuge des die freundschaftlich warmen Briefe der Freifrau Karoline v. Freyberg-Eisenberg, geb. Gräfin v. Montgelas, welche im Namen der Familie mit Luise verhandelte und ihr ein treues Andenken bewahrte.

nicht, da Du fühlst, Deine Kraft ginge noch weiter. Wir wollen Gott recht bitten, daß er Dir den rechten Weg zeigt und sein heiliger Wille an Dir geschehe!"

Nicht minder nahe ging Luisens Scheiden von München ihrer Cousine Ida. „Die lieben Tage" — ruft diese in ihrem Abschiedsgruß — „sie sind nun wieder vorüber, auf die ich mondenlang mich gefreut habe. Nimm meinen Dank, Du liebe liebe Luise, für Dein Kommen — für Dein Weilen in meinem Hause — und für all Deine Liebe und Treue. Wie mir mein Herz bei Deinem Fortgehen geblutet, weiß nur der liebe Gott, dem allein ich es sagen kann, wie viel Du mir bist und warst und ewig, ewig bleiben wirst. In ihm, Du liebe liebe Luise, bleiben wir ja auch vereinigt, und da laß den Ort sein, wo wir täglich uns finden und grüßen. Die Kinder beten alle Tage für Dich, sie haben Dich so lieb — so auch Alois und Joseph [Prand] —, doch wo ist der Mensch, der Dich nicht lieb hat? Nirgend! . . . Gott sei Dir nahe, meine Luise; seine Engel wollen schützend und beglückend Dir zur Seite gehen und Dich dahin führen, wo *seine* Liebe Dich haben und brauchen will."

Gegen Mitte Juli trat Luise Hensel mit ihrer Pflegebefohlenen die Reise in das Nordseebad an. Auch auf dieser Reise blieb Schwester Scholastika in ihrem Geleit, und die Gegenwart dieser verständigen, herzensfrischen und heitern Schwester, im Scherze von der Gräfin wohl auch „Masoeurchen Ungeduld" geheißen, ward ihr während der ganzen Badezeit in *Scheveningen* eine große Erleichterung, so daß sie den Aufenthalt selbst mit stiller, dankbar empfundener Erquickung genoß und den vollen unverkümmerten Eindruck der großartigen Herrlichkeit des Meeres mit von dannen trug. Der Schwester Scholastika fiel dann die Aufgabe zu, nach dem Schlusse des Badgebrauchs die Gräfin Hortense, ihr „Miseräbelchen", nach Schloß Haag zurückzubringen, wäh-

rend Luise Hensel nun ihr Wanderzelt wieder an den Gelänben des Rheines aufschlug.

Von Scheveningen begab sich Luise zunächst nach Brauweiler, in der Nähe von Köln, wo ein ehemaliger Kollege aus der Aachener Institutstätigkeit, Pfarrer Von der Bank, seit sieben Jahren als Seelsorger wirkte. Dann zog sie rheinaufwärts. Ihr Winterquartier aber gedachte sie in Wiesbaden, bei ihrer alten Freundin, der Frau des Medizinalrats Peez, zu halten. Doch unternahm sie während der schönen Herbsttage noch einige Ausflüge in die Runde, namentlich auf das gastliche Stift Neuburg, dessen Herrin die Wiederkehrende mit offenen Armen empfing. Ein von dort aus an Brentano gerichteter Brief gibt uns — dank dem St Klemenstage! — über ihr Wanderleben näheren Bericht:

Stift Neuburg, den 20. November 1839.

Lieber Klemens! In einigen Tagen ist Dein Namenstag, und das versteht sich von selbst, daß ich Dir von Herzen alles Glück und Heil dazu wünsche, wie auch, daß ich an dem Tage noch mehr als sonst Deiner, meines lieben alten Freundes, gedenke und für Dich bete. Wie es sich auch von selbst versteht und immer verstand, daß ich am 8. September [Br.'s Geburtstag] recht herzlich Deiner gedenken mußte. Heute habe ich Dir aber auch sonst noch allerlei zu erzählen, obgleich man hier auf dem Stift Neuburg (das ich übrigens mit meiner Reisegefährtin schon morgen wieder verlasse) wenig Ruhe hat, um schreiben zu können. Schon zu Deinem Geburtstage wollte ich Dir einen langen Brief schreiben; aber ich hatte in Brauweiler, wo ich vier Wochen zubrachte, so viel Kirchennähereien angefangen, daß es mir unmöglich war, zu meinem Vergnügen etwas zu tun. Ich habe aber an dem Tage recht herzlich Deiner gedacht, lieber Klemens! Du weißt, daß der Tag mir in mehr als einer Hinsicht so wehmütig

ist. Meine Gedanken waren bei Dir und den geliebten Toten; Du hast den Abend des Tages unter lieben Freunden heiter zugebracht, wie Ida schreibt; das freut mich recht.

Die schöne Menterschwaig ist mir mit den Bildern der Freunde, die Du dort für mich versammelt hattest am Abend vor meiner Abreise, ganz identisch geworden; es geht mir immer so im Leben: wie ich die Menschen zuletzt gesehen habe, so bleiben sie mir in der Erinnerung; ihre Stimmung, ihre Mienen, ihre Kleider selbst. Vielleicht ist das andern Menschen auch so, und darum erscheinen wohl die Verstorbenen in der Tracht, die sie auf Erden getragen. Dies erinnert mich an einen wunderbaren Menschen, den Pfarrer von Eibingen, den ich vor einiger Zeit in Wiesbaden kennen gelernt habe und auf den ich später zurückkommen will; jetzt muß ich Dir vor allem sagen, wie es kommt, daß ich nach Beendigung meiner Scheveninger Reise erst in Brauweiler, dann in Wiesbaden war, nun aber wieder hier bin, denn Du könntest mich sonst für eine Landstreicherin halten, was mir nicht angenehm wäre.

Also: in Brauweiler war ich, um meinem ehemaligen Kollegen, dem Pfarrer Von der Bank, der früher Lehrer in St Leonard war, Kirchengewänder zu machen[1]. Die in der dortigen ehemaligen Abtei etablierte Besserungsanstalt hat dabei mein Interesse gleichfalls sehr erregt, und ich habe mit den kleinen aufgefangenen Vagabonden und den detinierten großen Mädchen, die unter strenger Aufsicht beständig arbeiten müssen, während sie nicht sprechen dürfen, viel Zeit zugebracht. Das Haus, obgleich leider nur zu sehr bloß Polizeianstalt, hat doch manche sehr gute Seite, und man erlebt zum Teil auch gute Früchte, besonders in Hinsicht der Kinder, die dort

[1] Johann Heinrich Matthias Von der Bank wurde einige Jahre später Oberpfarrer in Linnich, woselbst er als Jubelpriester und Definitor im 79. Lebensjahre am 21. Oktober 1879 starb.

erzogen werden; aber es könnte unendlich mehr nützen, wenn die ganze Anstalt mehr auf dem Gebiet der Kirche erbaut wäre. Herr Von der Bank tut, was nur immer ein eifriger Priester in solchen Verhältnissen tun kann, und die Regierung (was man anerkennen muß) hindert ihn nicht bei seinen seelsorglichen Bemühungen in Rücksicht auf Unterricht, Beicht ꝛc., doch sind die aufsichtführenden Personen zum Teil sehr schlecht gewählt, und überhaupt ist alles mehr militärisches Reglement als kirchliche Ordnung. Doch verzeih, guter Klemens, wenn ich eben wieder vergaß, daß nicht alle Menschen sich für Verbrecher und Wahnsinnige so interessieren wie ich. Also weiter in meinem Bericht über meine letzten Herbstmanövers.

In Brauweiler mußte ich auf Scholastikas Rückkehr [von München] warten, da ich ihr meinen Mantel geliehen hatte. Mitte September reiste ich mit dem Dampfschiff nach Wiesbaden; zwei Tage war ich in Koblenz geblieben, konnte aber wenige unserer dortigen Freunde sehen, da ich mich in Brauweiler in der letzten Zeit zu sehr mit den Kirchenarbeiten angestrengt und dabei nachts zu viel gewacht hatte. Ich kam in Wiesbaden noch unwohl an, bin aber nun, Gott sei Dank! genesen.

Bei Peez' fand ich niemand ganz wohl als ihn und das kleinste Kind, ein allerliebstes Mädchen von drei Jahren. Alles übrige verquint und ißt Arzneien wie Suppe. Du kannst denken, wie einer Homöopathiepatin dabei zu Mut ist, solchen Selbstvergiftungen zusehen zu müssen. Mein Patchen ist ein sehr begabtes Kind von 13 Jahren. . . . Klara, die älteste Tochter, ist ein gutes, kränkliches Mädchen geworden; um ihretwillen habe ich vor 14 Tagen den Ausflug hierher mit ihr gemacht, wozu Frau Schlosser wiederholt sehr eingeladen hatte. Morgen gehen wir aber nach Wiesbaden zurück, wo ich den Winter, meinem Versprechen gemäß,

bleiben soll. — Von Klara soll ich Dich recht sehr grüßen. Sie verlangt mit wahrer Sehnsucht danach, Dich wieder zu sehen, und es scheint mir, daß sie Dich ebensowohl wie alle Deine französischen Nonnen für einen Heiligen hält; ich bin bis jetzt noch nicht ganz der Meinung, obgleich ich Dich herzlich lieb und wert halte. Peez' wünschen beide sehr, daß Du sie besuchst; es wäre recht artig von Dir, wenn Du es tätest; Du könntest jetzt vielleicht dort viel nützen und auf die beiden braven, aber nicht recht beseelten Geistlichen guten Einfluß haben. Ich habe zu meiner wahren Freude in Rücksicht der kirchlichen Gesinnung einen ungemeinen Fortschritt zur Besserung im Nassauschen, sowohl bei Geistlichen wie bei Laien, wahrgenommen; wie anders war's noch im Jahr 1826, wo ich den Sommer in Wiesbaden zubrachte.

Peez' verkehren mit vielen trefflichen Geistlichen der Gegend; darunter eben auch mit jenem Pfarrer Hartig in Eibingen, der mit den Gespenstern umgeht, als wären sie seine Brüder und Schwestern. Mich interessiert dieser seltsame Mensch ungemein; doch habe ich großen Respekt vor seiner mir, gottlob! unsichtbaren Sippschaft. Ein Betrüger ist der Mann in keinem Fall; wie viel aber bei seinen Erscheinungen (die häufig auch prophetischer Art sind) auf überreizte Nerven (er lebt sehr streng und gönnt seinem Körper nicht das Notwendige) geschrieben werden müsse, weiß ich nicht. In jedem Fall sind seine Erzählungen, wenn man ihn dazu bringt, äußerst interessant. Er ist in seinen wunderlichen Einfällen (verzeih) Dir oft sehr ähnlich. — Doch ich muß enden, da ich noch einpacken muß. Schlossers grüßen.

Hast Du meinen [über München nach Italien reisenden] Bruder gesehen? Ich habe aus Venedig nur einige Worte von Fanny erhalten. Im Frühjahr soll ich mit ihnen am Niederrhein zusammentreffen und mit nach Berlin zurückkehren. Daß ich mich auf Berlin nicht freue, weiß Gott,

der's doch so haben will; denn nutzlos mich bei Fremden herumtreiben, während die mir noch übrig gebliebenen lieben Geschwister nach mir verlangen, halte ich für ein Unrecht, das ich nicht verantworten kann.

Adieu, lieber guter Klemens! Gott segne Dich. „Führen Sie sich gut uff" und schreiben Sie mir bald einmal; ich will mit Dank jedes Wort beantworten.... Deiner lieben Fräulein Linder (die ich, wie Du weißt, auch verehre) meine herzlichsten Grüße; noch herzlichere aber unserer lieben Frau Phillips. Allen Freunden (Schlotthauer, Ringseis 2c.) lieben Gruß. Görres', wenn Du sie siehst, viel, viel Liebes. Deine L.

Der Winter in Wiesbaden verfloß ihr still und ohne Störung, doch nicht ohne anregenden Verkehr mit christlich ernsten und interessanten Persönlichkeiten; unter andern lernte sie in Wiesbaden Philipp Wackernagel kennen; auch Freiherr George v. Kleist, ihr und ihres Bruders kurländischer Jugendfreund aus der ersten Berliner Zeit, eine schwärmerisch edle Natur und treue Seele, traf dort wieder mit ihr zusammen und hatte die Freude, in zweimonatlichem Umgang sie als dieselbe erprobt, ja „noch veredelter gefunden" zu haben, „freundlich und friedsam wie ein frommes Kind, das emporschaut" [1].

Das Frühjahr führte Luise auf einige Monate nach dem nachbarlichen Frankfurt, wo sie längst erwartet und mit freundlichen Einladungen bestürmt worden; lebten ja dort die Radowitz, Schlosser, Veit, Steingaß: Familien, die ihrem Herzen teuer, durch Seelenverwandtschaft mit ihr innig verbunden waren. Sie genoß diesmal die Gastfreundschaft des

[1] Brief aus Heidelberg, den 10. April 1840. Als dieser George v. Kleist am 1. Februar 1850 auf seinem Gute Leegen in Kurland starb, wurden ihm seinem Wunsche gemäß die Briefe von Wilhelm und Luise Hensel mit in den Sarg gelegt.

Malers Philipp Veit, in dessen Hause sie „ein Stübchen und freundliche Aufnahme" fand, in dessen kinderbeglückter Familie sie sich in aller Weise nützlich zu machen wußte. Nur ein teures Haupt fehlte in diesem Kreise, Veits Mutter, Dorothea v. Schlegel, die ein halbes Jahr zuvor gestorben war, bis zuletzt der allverehrte geistige Mittelpunkt des Hauses, und auch Luise Hensel in liebevoller Gesinnung zugetan. Luise zählte hier, wie es in einem Briefe heißt, zu den „allertreuesten ihrer Verwandten".

23. Ein Winter in Berlin.

(1840—1841.)

Dietz. Brentanos Schwestern. Tod der Dorothea Tieck.

In der freien Reichsstadt am Main erwartete Luise Hensel die Ankunft ihres Bruders, der viel später, als geplant war, mit Frau und Sohn aus Italien zurückkehrte. Statt Frühling war es Spätsommer geworden, als Professor Hensel bei seiner Schwester in Frankfurt eintraf. Zu Anfang September 1840 traten dann die vereinigten Geschwister miteinander die Reise nach Berlin an. Nur in Leipzig wurde noch ein kurzer Halt gemacht, um das Wiedersehen mit Felix Mendelssohn zu feiern. Acht vergnügte Tage verlebten sie in dem Familienkreise des glücklichen und schaffensfrohen Komponisten, der ihnen unter andern seine neue, zum Gutenbergfest komponierte „Buchdrucker-Kantate" vorspielte. Die vierte Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst wurde im Jahre 1840 in ganz Deutschland mit festlichem Glanze begangen.

Am Abend des 11. September erreichten die Reisenden endlich Berlin, wo Luise den folgenden Winter über verblieb. „Gott verlasse mich nicht im Lande der Philister, unter denen ich doch manche herzlich lieb habe" — ruft sie

in einem Brief an den Kaplan Hensing in Wiedenbrück aus. Sie wollte noch einmal ein halbes oder ganzes Jahr im Zusammenleben mit den Geschwistern verbringen, ehe sie dauernd nach der Rheinprovinz übersiedelte, wohin sie ihre Sympathien und die Wünsche anhänglicher Schülerinnen immer wieder zogen.

Von ihrer stillen, meist zurückgezogenen, auf den Kreis der alten Freunde beschränkten Lebensweise in Berlin wissen wir nur das Wenige zu sagen, was sie in einem Briefe an Brentano darüber einfließen läßt.

Berlin, den 20. November 1840.

Lieber guter Klemens! Zu Deinem Geburtstag konnte ich Dir nicht schreiben, weil ich mit meinem Bruder und meiner Schwägerin auf der Reise hierher war; es gelang mir aber, den Tag doch gut katholisch zuzubringen, da wir in Leipzig waren, wo eine Kirche ist. Ich habe Deiner gedacht, das versteht sich von selbst, und unserer lieben seligen Freundin [A. K. Emmerich], die auch an dem Tage das irdische Licht erblickte; und auf wehmütigere und schmerzlichere Weise noch mußte ich meines verstorbenen Vaters gedenken, der an demselben Tage starb und hier auf Erden das Glück nicht hatte, die Wahrheit zu erkennen. . . .

Herr Dietz, der als Deputierter lange hier war, hat mir gesagt, daß Du so großes Leid erfahren durch den Tod der guten Frau v. Sendtner[1]. Ich trage das von Herzen mit Dir, denn ich weiß, wie Dein Herz solchen Verlust tiefer

[1] Eine brave Witwe in München, „die fromme, sorgenvolle Haus- und Armenmutter", welche wenige Tage, nachdem sie den hilflosen Dichter in ihre Wohnung aufgenommen, plötzlich einem Schlaganfall erlag, den 5. Oktober 1840. Sie ist die Übersetzerin der damals viel gelesenen englischen biographischen Erzählung: Geraldine, a tale of conscience (von Miß E. C. Agnew). London 1837. Deutsch: Augsburg 1839.

empfindet als irgend eins. Gott tröste Dich und die armen Kinder! . . . Ich bin überzeugt, daß Du den verwaisten Kindern mit Rat und Tat beistehen wirst, und das wird Dir wohltun und Dich und sie am besten trösten. Es ist mir jetzt so lieb, daß ich die gute Frau noch gesehen habe; das habe ich Dir auch zu danken, wie vieles Gute, lieber Klemens; vergelt Dir's Gott!

Über meine ferneren Wege gebe ich in dem Brief an Appel Rechenschaft[1]; interessiert es Dich, so wollst Du ihn lesen und gütigst dann gelegentlich an unsere liebe Freundin senden. Ich habe der guten Seele, die ich so herzinnig liebe und verehre, seit Jahren nicht geschrieben, aber um so öfter und lieber ihrer gedacht.

Aus Frankfurt habe ich Dir kurz vor meiner Abreise noch geschrieben, und ich bat Dich, lieber Klemens, im Namen zweier Schülerinnen von mir um die Erlaubnis, daß Dein schönes Gedicht „St Marina" zum Besten einer armen braven Witwe, der man so gern einen kleinen Handel einrichten wollte, gedruckt werden dürfe[2]. Du hat aber nicht geantwortet, und in Aachen haben die Quälgeisterchen nun keine Ruhe und wollen durchaus, ich soll Dir noch einmal diese Bitte recht ans Herz legen, was ich denn hiermit getan haben will. Du tust ein gutes Werk, wenn Du die Erlaubnis gibst, denn viele wird das prächtige Lied erbauen und der armen Witwe wird es aus der Not helfen. Du brauchst nur noch Dein Jawort zu geben, die Abschrift haben sie schon nach Steinles Exemplar genommen. Alle Bedingungen, die Du etwa machen willst, wollen sie sich gefallen lassen. Bitte, Lieber, antworte bald und gnädig.

---

[1] Im Nachlaß von Apollonia Diepenbrock nicht mehr vorfindlich.

[2] Dieses durch eine Zeichnung Steinles angeregte Gedicht, 1838 entstanden, erschien 1841 im Druck zum Besten des kleinen Armenspitals der Apollonia Diepenbrock in Regensburg.

Von Deiner Schwester Savigny soll ich herzlich grüßen und Dir sagen, daß sie sich so sehr nach Mitteilungen von Dir sehne und für jede Zeile so dankbar sein wolle. Das lange Kränkeln ihres Mannes und ihr beständiges Kopfweh hindre sie am Schreiben, aber sie habe Dich von Herzen lieb und denke Deiner viel. Die S. hat wirklich sehr an Innigkeit und wohl darum auch an katholischer Religiosität gewonnen. — Ich habe einen so großen Widerwillen gegen das Ausgehen, wodurch man so viel Zeit verliert, sonst würde ich Deine Schwester gern öfter besuchen; ich gehe aber fast gar nicht aus. Bettina sah ich unlängst bei Steffens mit ihren drei Töchtern. Sie ist wohl; die beiden ältesten Mädchen sind dem Anschein nach sehr liebenswürdig, besonders die Älteste, die auch allgemein gefällt. Der Bruder hat sie wieder aufs Land berufen, was gewiß sehr gut ist, denn der Kreis von Männern, der sich um die Mutter drängt, kann jungen Mädchen unmöglich gesund sein.

Wilhelm und Fanny [Hensel] sind überaus zufrieden mit ihrer Reise, und letztere hat wahres Heimweh nach Rom, was ich nicht erwartet hatte. Sie haben mir eine schöne geweihte Palme mitgebracht, die mir große Freude macht. Mein kleiner Sebastian kam gelbsüchtig an, ist aber jetzt wohl und geht in die Schule.

Rudolf ist wieder als Lehrer bei der Divisionsschule angestellt, wie im vorigen Jahre, und beträgt sich gottlob sehr gut; seine kirchliche Lauigkeit scheint indessen leider noch nicht gewichen zu sein. Schließe ihn doch in Dein Gebet[1].

[1] Rudolf Rochs verbrachte die nächsten Jahre dann wieder bei seinem pommerschen Regimente in Stettin und kam später als junger Hauptmann nach Stargard. Hier starb er, zum Schmerz seiner mütterlichen Tante, schon am 7. März 1856 ganz unerwartet an der Cholera, erst 40 Jahre alt.

Grüße gütigst Schlotthauers, Fräulein Linder, die lieben Görres und alle Freunde, die etwa nach mir fragen. Unserem guten Anmutshammel[1] will ich noch auf ein Blättchen einen Gruß schreiben. Nun aber ade und alles Liebe und Gute, mein lieber Klemens! — Hedwig[2] hat seit sechs Wochen einen Sohn, während ihr jüngstes Mädchen elf Jahre alt ist. Schinkel ist noch immer sehr geistesschwach, und es soll keine völlige Genesung zu hoffen sein[3]. Gott walt's. Deine Freundin L.

Der Anfang des Jahres 1841 schien für Luise Hensel nicht glückverheißend: er beraubte sie einer ihrer teuersten Freundinnen. Dorothea Tieck war am 21. Februar 1841 aus dem Leben geschieden. Die Kunde von diesem unerwarteten Verlust verbreitete in weiten Kreisen schmerzliche Überraschung; mit am schmerzlichsten war wohl Luise Hensel davon berührt, als Klärchen Steffens ihr die erste Nachricht brachte. Sie hatte Dorothea wahrhaft schwesterlich geliebt; sie hatte zu denjenigen Freundinnen gehört, mit denen sie auch in der Ferne in ununterbrochener geistiger Vereinigung blieb, und deren briefliche Zurufe stets eine Echo in ihrer gleichgestimmten Seele wachriefen. Die Tochter Tiecks war eine jener bedeutenden Erscheinungen, die man, einmal gesehen, nie mehr vergißt, denen man gern im Leben wieder und wieder begegnet, weil deren nähere Berührung jedem geistig Strebenden

---

[1] Frau Professor Charlotte Phillips wurde von Brentano mit diesem Scherznamen bedacht.

[2] Hedwig v. Stägemann, nun Frau v. Olfers. Sie hatte sich 1824 mit dem preußischen Legationsrat Ignaz Franz Maria v. Olfers vermählt und war dem Gatten auf seine verschiedenen diplomatischen Posten ins Ausland gefolgt, bis er 1835 nach Berlin zurückgerufen wurde. Hier fanden sich die beiden Jugendfreundinnen nach langer Trennung wieder zusammen. Von 1839 bis 1869 war Herr v. Olfers Generaldirektor der königlichen Museen in Berlin.

[3] Der berühmte Architekt starb, von einer Gehirnlähmung betroffen, am 9. Oktober 1841. Seine Frau war mit Luise Hensel befreundet.

ein geheimnisvoller Reiz, dem tiefer angelegten Gemüt ein Segen ist.

Dorothea selbst, das wußte niemand besser als Luise, hatte den Blick längst sehnsuchtsvoll nach einer andern Heimat, nach der Region des Unvergänglichen gerichtet. Ihr Leben war in den letzten Jahren „eine fortgesetzte Vorbereitung auf den Tod". Als im Jahre 1837 ihre Mutter starb, die sie über alles in der Welt liebte, da war auch ihr Herz gebrochen und das süßeste Band, das sie an das Leben fesselte, durchschnitten. „Ach, hättest Du meine Mutter ganz gekannt!" schrieb sie an Luise damals, 28. Februar 1837. „Ihre stets sich selbst vergessende Liebe, ihre Gottergebenheit und Geduld, ihre unbeschreibliche Zärtlichkeit zu mir. Ihr ganzes Leben war ein fortgesetztes Denken und Wirken für uns. Sie überschätzte mich so sehr, aber diese Überschätzung war keine Verblendung des Verstandes, sie kannte so genau alle meine Fehler, es war nur ihre Liebe, die das tat, und wie beseligend ist eine solche Liebe! Ein Verhältnis, wie zwischen uns war, ist wohl bei Mutter und Tochter sehr selten, deshalb konnte es auch nicht bleiben, es war zu glücklich für diese Welt, und ich muß, das fühle ich wohl, durch eine härtere Schule gehen. . . . Die Mutter war eigentlich das einzige, was mich noch mit der Welt verband. Ihr frisches, jugendliches Gefühl, ihre Teilnahme und Freude an allem zog auch mich zu mancher Freude, zu manchem unschuldigen Genusse hin. Dies Band ist nun plötzlich zerrissen. . . . Könnte ich mich nun von der Welt zurückziehen und nur dem Gebet, den Werken der Nächstenliebe leben, ich glaube, ich würde bald den Frieden finden, aber meine Stellung in der Welt ist zu schwer, ich weiß mich noch gar nicht darein zu finden, begreife nicht, von welcher Seite ich das Leben wieder angreifen soll."

Indes erkannte Dorothea wohl, daß Vater und Schwester ihrer noch bedürfen, der Vater zumal, dessen Dasein, nach

dem Ausdruck der ihm befreundeten Frau v. Lüttichau, „durchleuchtet war durch die Glut dieses liebendsten Wesens". Sie allein durfte es wagen, hin und wieder den Nebel von Weihrauch zu zerteilen, in den die Gräfin Finkenstein und andere blinde Verehrer den gefeierten Romantiker hüllten. Dorothea, versichert Karoline Bauer in ihren Memoiren[1], hat den Vater vor mancher Torheit und Ungerechtigkeit bewahrt.

So lebte sie noch einige Jahre in möglichster Zurückgezogenheit dahin. Ihre Lebensweise hatte viel Ähnlichkeit mit derjenigen Luisens. „Mit der Frühmesse begann sie ihren Tag, die erste im Hause erhob sie sich und eilte jeden Morgen um 6 Uhr zur katholischen Kirche. Mit der Laterne ging sie im Winter über die dunkeln Plätze und Straßen; die Jahreszeit machte keinen Unterschied, nicht Wind, nicht Wetter scheute sie. Dann erst fing ihr weltlicher Tag an. Sie ward Mitglied eines katholischen Frauenvereins und übernahm (1837) in einer Armenschule den Unterricht in weiblichen Handarbeiten. Für die ärmsten unter diesen Mädchen fertigte sie im Hause die nötigsten Kleidungsstücke an. Sie tat abermals einen tiefen Blick ins menschliche Leben. Wie viel leibliches Elend, wie viel geistige Not und Versunkenheit gab es in diesen dunkeln Regionen! Den Lehren und Heilsmitteln ihrer Kirche gab sie sich ganz hin, Symbole und Kultus umfaßte sie mit vollem Glauben, die Kirche ward das Heil und der Trost, sie der Fels, der Rettung verhieß, wenn die Welt um sie her versank." So schildert R. Köpke ihr Tagesleben in seinen Erinnerungen an L. Tieck.

Nur die kirchlichen Ereignisse, die Bewegungen im Kölner Kirchenstreit nahmen auch ihr Interesse wieder lebhafter in Anspruch und zogen ihr Innerstes ebensosehr in religiöse Mitleidenschaft, wie dies bei Luise Hensel der Fall war. Sie

[1] III 529.

vermöge nicht auszudrücken, schrieb sie derselben am 24. Juni 1838 aus Dresden, wie betrübt sie die Zeiten machen, die Begebenheiten und noch mehr das, was sie darüber hören müsse. „Mir ist manchmal zu Mute, als müßte ich den Heiland von neuem geißeln und verspotten sehen, so zieht es mir das Herz zusammen. Laß uns an dem Glauben festhalten, der unsere einzige Stütze ist, daß Gott seine Kirche nie verläßt, daß sie bestehen wird, trotz der Macht der Hölle, und daß die schwersten Kämpfe nur dazu dienen, sie noch schöner zu verherrlichen und zu läutern, was sie auch immer bedarf."...

Im selben Brief findet sich noch folgende, auch für ihren Vater merkwürdige Stelle: „Gott sei gepriesen, der auch uns, so ohne unser Verdienst, gegen alle menschliche Vermutung, zu seinem Lichte geführt hat. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie mich das oft rührt, wenn ich bedenke, wie einer meiner Großväter ein Berliner Bürger, der andere Pastor in Hamburg war, und wie auch meine beiden Eltern, als sie sich miteinander verheirateten, von der Kirche oder dem Katholischen, wie sie es damals nannten, nichts weiter wußten, als daß es lauter Unsinn sei. Meine Mutter ist wunderbar dazu geführt, eigentlich durch meinen Vater. Sie hat es siegreich mit vielen Opfern und Leiden errungen, und ausgeharrt, bis Gott ihr die Krone verliehen. Er ist von der betretenen Bahn, zu der ihn Gottes Erleuchtung führte[1], wieder abgewichen, Gott möge ihm gnädig sein, darum bitte ich täglich, und bitte auch Dich, es zu tun, liebste Freundin. — Doch nun lebe wohl, vergiß mein in der Ferne nicht, wie ich auch Deiner stets in Liebe gedenke. Laß uns für die Kirche beten und getrosten Mutes bleiben.

Deine Dorothea."

[1] Bekanntlich ist der Angabe oft widersprochen worden, daß L. Tieck wenigstens eine Zeitlang katholisch gewesen. Hier erscheint sie aus authentischem Munde bekräftigt.

Getrosten Mutes hat Dorothea noch das Jahr 1841 angetreten. Da erkrankte sie an den Masern, ein typhöses Fieber gesellte sich bei, und aller ärztlichen Kunst des Obermedizinalrats Dr K. Gustav Carus zum Trotz nahm die Krankheit einen tödlichen Ausgang. Als ihre jüngere Schwester Agnes an ihrem Sterbebette niedersinkend unter Schluchzen ausrief: „Was soll nun aus mir werden?" flüsterte sie sanft mit seligem Lächeln: „Kind, lerne von mir sterben!" Der Tag ihres Heimgangs war ein Sonntag.

Der 68jährige Tieck war zu tiefst erschüttert. Sein ganzes Dasein geriet darüber ins Schwanken. Kalt, starr, tränenlos, ohne ein Wort oder irgend einen Laut zu finden, verbarg er sich in den entlegensten Zimmern, jedem Zuspruch unzugänglich, dem christlichen Trost verschlossen. „Seine väterliche Liebe hatte sich auf dieses hochbegabte Mädchen mit solcher Kraft der Innigkeit geworfen, daß sein Herz von diesem Verluste wie gebrochen und seine Kraft lange Zeit gelähmt war."[1] Sie war die Genossin seiner literarischen Tätigkeit, die Freude seines Alters, der Stolz seines ganzen Lebens gewesen. Auf ihren Grabstein ließ Tieck später die Worte setzen: „Mein Glück und mein Vorbild."

Von dem Bildnis der Frühvollendeten erschien einige Zeit später ein lithographischer Abdruck, dessen Blätter nicht in den Kunsthandel kamen, sondern nur als Andenken für Dorotheas Freunde bestimmt waren. Mit wehmütiger Freude empfing Luise Hensel diesen letzten „Gruß", als ihr durch die Fürsorge ihres in Dresden lebenden kurländischen Gönners George v. Kleist im Oktober das Bild der verklärten Freundin zukam, das, „wenn auch nicht in aller Vollkommenheit gelungen, doch das schöne seelenvolle Gesicht

[1] H. v. Friesen, Erinnerungen an L. Tieck I 31. R. Köpke, Erinnerungen an L. Tieck II 99.

schauen läßt und der Erinnerung an das Unersetzliche einen Halt gibt".

„Was Sie mir", bemerkt der genannte Gönner am 4. Mai 1842 aus Dresden, „über Ihre verklärte Freundin schreiben, ist herrlich und enthüllt den seltenen inneren Wert der Vollendeten. Sie war klug und fromm und deshalb ein Kind des Himmels, welches schon hienieden sich göttlich entfaltete und das Irdische veredelte, weil es sie doch ans Leben fesselte. So viel vereint war wohl selten auf Erden! Deshalb harmonierten auch Ihre verwandten Seelen, und fanden und liebten sich!"

24. Köln.

(1841—1850.)

Das Armenkränzchen. Tod Brentanos. Im Hause Bartmann. Die Heiltumsfahrt nach Trier. Das Jahr 1848. Elisabethenverein.

„Und wieder in die Ferne
Die Seele sehnend zieht"...

Bereits im Mai 1841 finden wir Luise Hensel an den Ufern des Rheins. Sie hatte Berlin, wo sie wieder, wie vordem, „ein vielgeschäftiges und zerstreutes Leben" zu führen genötigt gewesen, mit Köln, der herrlichen Domstadt, der Stätte und dem Mittelpunkt warm pulsierenden kirchlichen Lebens, vertauscht. Die Sehnsucht nach nützlicher Tätigkeit und die unablässige Bitte ihrer jungen Freundin und ehemaligen Schülerin, Fräulein Sibylle Merlo, welche seit einem Jahre sie mit feurigem Drängen eingeladen, zogen sie dahin. An der Seite dieses jugendlich enthusiastischen Mädchens, das infolge der Heirat einer Schwester ganz allein stand und sich verwaist fühlte, wollte sie einen ihrem Herzen genügenden Wirkungskreis sich schaffen und dem opferschönen Beruf, durch Werke christlicher Liebe andern wohlzutun, mit vereinten Kräften obliegen — so lange

wenigstens, als ihr nicht durch die Vorsehung eine bestimmtere Aufgabe zugewiesen wurde.

Luise wohnte mit Fräulein Merlo zusammen in einem Hause der Brückenstraße, in der Nähe der St Kolumbakirche, und befand sich bald in einem Kreise, dessen geistige und religiöse Richtung sie mit Befriedigung erfüllte. Denn ihrer Natur wohnte die Kraft inne, gesinnungsverwandte Seelen anzuziehen.

Schon nach wenig Wochen hatte sich auf ihren Vorschlag ein „Armenkränzchen" gebildet, an dem mehrere Freundinnen und Verwandte von Billchen Merlo sich beteiligten. Man kam an bestimmten Tagen zusammen; jede der Teilnehmenden gab ihren Beitrag zu Anschaffungen für Arme, und dann wurde fleißig genäht von 2 bis 7 Uhr abends, dazwischen etwas Anregendes und Erbauliches gelesen. Am liebsten war es aber allen, wenn Luise Hensel, der beseelende Mittelpunkt des Kränzchens, in ihrer anziehenden Weise zu erzählen begann. Das Leben und Leiden der sanften Dulderin zu Dülmen scheint auch in diesem Kreise ein Lieblingsthema gewesen zu sein; und um diese rührende Sehergestalt reihte sich dann die Elite der edelmütigen Beschützer und Verehrer derselben, die ja fast alle eine leuchtende „Spur von ihren Erdentagen" zurückgelassen haben.

„Ich habe hier", schreibt Luise an Brentano, 9. Juni 1841, „mit meiner Schülerin und einigen lieben jungen Mädchen einen kleinen Verein gegründet, wo wir für Arme nähen, etwas Gutes lesen usw., was uns große Freude macht; ich denke, Gott wird den guten Willen der guten Kinder segnen; bete auch Du um Gedeihen. Wir haben heut einen sichtlichen Segen, einige Stücke Leinen, erhalten auf ganz unerwartete Weise. Die Not ist hier so groß, und leider sind vor acht Tagen zwei Menschen wirklich verschmachtet, die drei halbverschmachtete Kinder hinterließen, eins von drei

Wochen, wofür ich nun besonders sorgen muß. — Meine Schülerinnen haben so viel Freude an allem, was sie von der lieben seligen Emmerich hören; wirst Du nicht bald wieder mit einem Teil Deiner Papiere in Ordnung sein, und wird er uns nicht bald zugänglich? Ach, wärst Du hier und könntest uns vorlesen; es wäre eine Freude. Wir kommen alle Wochen zweimal zusammen bei einer sehr braven Frau Haan[1], eine Verwandte von der seligen Frau Hirn. Ihre beiden erwachsenen Töchter gehören uns an, recht liebe Kinder."

Was Luise Hensel hier von der Produktionskraft Brentanos erwartete, blieb ein frommer Wunsch; über seinem Leben senkte sich die Dämmerung nieder.

Von verschiedenen Seiten, durch Dietz, Frau v. Radowitz und andere Freunde des Dichters, war Luise davon benachrichtigt, daß Brentanos Gesundheit bedenklich erschüttert sei; auch des Dichters eigene schwermütige Briefe ließen keinen Zweifel über die fortschreitenden Wirkungen des Leidens, das so bald zu seiner Todeskrankheit sich entwickeln sollte. Je näher sie die Katastrophe herankommen sah, desto wärmer und herzlicher wurde der Ton ihrer Zuschriften an den armen Freund in München. Alles Störende, Schroffe, Quälende seines Wesens aus früherer Zeit war seitdem aus ihrem Gedächtnis weggewischt; sie sah vor ihren Augen nur mehr das Wohltätige, Edle und geistig Fördernde, was sie aus dem Umgang des genialen Mannes geschöpft und durch das ganze Leben dankbar nachempfunden. Es ward ihr jetzt mehr als je zum Bedürfnis, dem Freunde immer wieder ihre treue Gesinnung zu bezeugen, dem Leidenden durch die erneuerte

[1] Frau Christine Haan, geb. Lyversberg, Gattin des Kaufmanns Heinrich Alois Haan in Köln. Ihre Tochter Elise Haan wurde eine der intimsten Freundinnen Luisens und ihre treue Genossin in den Werken der Charität.

Auffrischung alles dessen, was sie seiner Freundschaft verdanke, in seiner Traurigkeit einen Quell des Trostes zuzuführen.

So knüpft sie an eine erfreuliche Mitteilung aus dem Leben ihres Neffen und Pflegesohns, schon im vorerwähnten Briefe, die Bemerkung:

„Ich bin nun froh, daß ich mich einst des hilflosen Kindes erbarmte und es unter großen Sorgen und manchen Opfern und Tränen erzog. Gott habe ewig Dank dafür! Auch Dir danke ich, lieber Klemens, für alles, was Du je für dieses Kind getan und gebetet; ich danke Dir auch innigst für jede Liebe und Treue, die Du mir erwiesen, und die Gott Dir hier und dort lohnen wolle. Ich habe Dir viel, sehr viel zu danken, mehr als ein Mensch es aussprechen kann. Auch alles, was unsere liebe selige Freundin mir war und hoffentlich im Himmel noch ist, habe ich Dir ja zu danken, denn Du gewannest mir dies heilige Herz. Auch Appels Bekanntschaft danke ich Dir, und so vieles, so vieles. — Nun lebe wohl! Ich habe Dich recht herzlich lieb. Segne Dich Gott! Bete für mich; ich tue es auch für Dich. Von Herzen Deine Freundin L."

Ihr letzter Brief an Brentano ist vom 21. Februar 1842 datiert. Der Dichter hatte im Herbste zuvor noch einmal seine Geschwister und Freunde in Frankfurt besucht, die nicht ohne Wehmut den Verfall seiner äußeren Erscheinung wahrgenommen. „Wie ich die alte Gestalt sah", berichtet Frau v. Radowitz an Luise, „und das ausgezeichnete Gesicht — war mir das Weinen nah!" Bald nach seiner Rückkehr in die bayrische Hauptstadt nahm die Krankheit ernstere Form an; die unverkennbaren Symptome der Wassersucht hatten sich eingestellt, die Vorboten der beginnenden Auflösung. Durch den in München anwesenden Freund Dietz drang die Kunde von der drohenden Gefahr an den Rhein und bis nach Köln. Da drängte es Luise, dem Kranken noch einmal ein

herzliches Wort des Grußes und der Teilnahme zuzurufen. Es klingt wie ein letztes irdisches Lebewohl:

Köln, 21. Februar 1842.

Lieber guter Klemens! Durch einen Brief von Emilie an ihre Schwester hier erfuhr ich gestern abend, daß Du wieder in München und krank bist; Herr Dietz hat es Deinem Bruder Christian geschrieben. Wie tief mich diese Nachricht bewegt, weiß Gott allein, der es weiß, wie lieb und wert Du, der Freund meines Lebens, mir bist, dem ich viel zu danken habe und in dem ich viel Gutes liebe und achte. Ich kann nur für Dich beten, guter Klemens, und das tue ich seit gestern abend fast beständig. Möge Gott Dir helfen, Deine körperlichen und geistigen Leiden stark und gern zu tragen zu seiner Ehre und Deinem Heil! Möge er Dich genesen lassen und Dir noch manches gute Jahr verleihen!

Wärest Du in Frankfurt erkrankt, so hätte ich es nicht über mich gebracht, wegzubleiben; ich hätte mich Dir zur Pflegerin wenigstens geboten. Ach, ich weiß wohl, daß es Dir an Freunden nicht fehlt, die Dich gern pflegen und alles Schwere mit Dir tragen; das genügt mir aber nicht für mein eigenes Herz, das so gerne zu Dir möchte. Ich habe den guten frommen Herrn van der Meulen gebeten, die heilige Messe für Dich zu lesen, was er mit inniger Teilnahme und Andacht tun wird. Seine alte Mutter und Karoline beten auch täglich für Dich und grüßen Dich herzlich. Sie haben Dich immer so lieb gehabt und wollen Dir jetzt in Deiner Prüfung wenigstens beistehen, so gut sie können. Es tröstet mich ungemein, daß der gute liebe Herr Dietz gerade in München ist; der trägt alles treu mit Dir, das weiß ich. Gott segne ihn! ich grüße ihn in herzlichster Achtung. Wenn meine liebe Frau Phillips nicht gerade selbst krank ist, wird sie Dir auch eine treue Pflegerin sein, sowie die gute Fräulein Seyfried. Möge es den guten Seelen gelingen, Deine Leiden

zu lindern, lieber teurer Klemens! — Ich sage es mir zum Trost, daß Du viele Freunde um Dich hast und einen guten gewissenhaften Geistlichen, der Dir befreundet ist. Doch sind meine Gedanken beständig um Dein Krankenbett, und ich habe keine Ruhe als im Gebet für Dich. Ich fühle jetzt erst, wie wert Du mir bist, guter Klemens! — Verzeihe mir doch, daß ich Dir das sage, da alle menschliche Liebe und Teilnahme in so ernsten Stunden sehr wenig Trost bringen kann. Ach, ich kann nicht anders, darum habe Geduld mit mir, wenn ich Dir lästig bin.

Ich bitte Dich auch von ganzem Herzen um christliche, brüderliche Verzeihung alles dessen, wodurch ich Dir je weh oder unrecht getan habe. Ich habe Dich doch immer im Herzen lieb und wert gehalten und Dein redliches Herz erkannt, wenn ich auch einigemal Dir gezürnt habe. Vergib mir das, lieber Bruder, wie auch ich Dir von ganzem Herzen vergebe, längst vergeben habe, so Du je gegen mich gefehlt oder mir weh getan. Gott segne Dich! Möchte er mir noch den Trost bereiten, Dich hier auf Erden wiederzusehen. Gehst Du mir aber voran in jene Welt, so werde ich für Dich beten bis zu meinem letzten Atemzuge, und ich bitte Dich, daß Du meiner dort gedenken wollest, sobald Du zum seligen Anschauen Gottes kommst. Dort hoffe ich nach Gottes Erbarmen Dich bald wiederzusehen. Lebe wohl! Deine treue Schwester Luise.

Auf Erden sah Luise Hensel den Dichter, dessen merkwürdiger irdischer Pilgergang einst so wunderbar in ihr eigenes Lebensgeschick eingegriffen, nicht mehr. Am Morgen des 28. Juli 1842 ward der vielgeprüfte „Pilger" von den Schmerzen einer qualvollen Herzkrankheit durch den Tod befreit. „Er ist wie ein Held gestorben, und sein Kampf in der letzten Nacht war ein Heldenkampf", schrieb ihr erschüttert der treue van der Meulen, der die letzte Nacht bei dem Sterbenden gewacht.

Dieser Verlust ging ihr tief zu Herzen. Was sie dem Freunde in ihrem letzten Briefe versprochen, hat sie getreulich gehalten; sie bewahrte dem Heimgegangenen, den sie mehr als dreißig Jahre überlebte, in mündlichem und schriftlichem Eintreten für die Ehre seines Namens und das Verständnis seiner Persönlichkeit, in liebender Fürbitte für seine Seelenruhe, bis ans Ende ein christlich frommes Gedächtnis. —

Um diese Zeit rüstete sich Köln zu einem denkwürdigen und herzerhebenden Feste. Einen erhebenden Ehrentag bezeichnet ja in der Geschichte der Stadt der 4. September 1842, der Tag der feierlichen Grundsteinlegung zum Fort- und Ausbau des herrlichen Domes, der jahrhundertelang in trauernder Unvollendung dagestanden. Der kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV., der zwei Jahre zuvor den preußischen Thron bestiegen, beteiligte sich, umgeben von vielen Fürsten und Prälaten, persönlich bei der Feier. Das war so recht ein Fest nach dem Herzen Luise Hensels. Denn es war, wie der Erzbischof-Koadjutor Geissel in seiner Ansprache bei der Einweihung es bezeichnet hat, in Wahrheit ein Fest der Religion und der Kunst und ein Fest des Vaterlandes, an dem die ganze deutsche Nation in freudiger Zustimmung teilnahm. Das Sehnen und Bestreben der edelsten Männer, die dafür geredet, geschrieben und gearbeitet, die Hoffnungen von Patrioten wie Görres, Schlegel, Boisserée, gingen an diesem Tage in Erfüllung. Luise fühlte das mit. Aus innerster Seele waren ihr die Worte des hochherzigen Königs gesprochen, als er in seiner berühmten, wahrhaft königlichen Rede zum üblichen Hammerschlag ausrief: es sei ein Werk des Bruderssinns aller Deutschen, und er danke Gott, diesen Tag zu erleben. Wie hätte ihr patriotisches Herz nicht in den lauten allgemeinen Jubel mit ausbrechen sollen, als er mit den zündenden Worten schloß: „Der Dom von Köln — das bitte ich von Gott — rage über diese Stadt, rage über

Deutschland, über Zeiten, reich an Menschenfrieden, reich an Gottesfrieden, bis an das Ende der Tage!" —

Maler W. Hensel wurde durch dieses Ereignis zu einem Gedicht auf den Kölner Dom begeistert, das er der Schwester auf Weihnachten zusandte. Die Schlußstrophe ist dieser geliebten und hochgehaltenen Schwester selbst gewidmet. Sie lautet:

„Seht ihr dort am Heil'genschrein
Eine Jungfrau still allein?
Was darinnen steht in Stein,
Ist sie als lebendig Seyn:
Wecke Gott wie diese Eine
Eine heil'ge Domgemeine!"

Als Luise Hensel im Herbste 1842 von einer kleinen Reise zurückkam, sah sie sich wieder vor einen neuen Beruf gestellt, der ihr wie eine Schickung von Oben zugewiesen erschien.

Sie sollte die Erziehung von drei verwaisten Kindern übernehmen, deren Eltern kurz nacheinander, die Mutter zuerst, gestorben waren. Der Vater, Everhard Bartmann, aus einem angesehenen altkölnischen Hause, hatte vor seinem Hinscheiden den jüngeren seiner beiden unverheirateten Brüder, Wilhelm Bartmann, gebeten, die Vormundschaft über seine unmündigen Kinder zu übernehmen, zur Pflege und Erziehung derselben aber womöglich Fräulein Hensel, über die ihm durch seine Schwester, Frau Schülgen, viel Rühmliches mitgeteilt worden, zu gewinnen. Frau Schülgen, die Tante der Verwaisten, war Mitglied des Armenkränzchens, und sie tat die ersten Schritte, um die Freundin zur Übernahme dieser Aufgabe zu bestimmen. Anfangs wollte aber Fräulein Hensel durchaus nichts davon hören, bis der Anblick der Kinder sie weich stimmte; als sie die unschuldigen Waislein einmal gesehen und diese so zutraulich ihr entgegen-

kamen, da war sie von Mitleid gerührt, daß sie ihre Einwilligung kaum mehr versagen konnte. Dazu kam, daß Fräulein Sibylle Merlo, diejenige, welche sie ja nach Köln gerufen hatte, um die gleiche Zeit sich gedrängt fühlte, ins Kloster zu gehen, was dieselbe wirklich bald danach ausführte[1]. Da auch Pfarrer Schaffrath ein Bittwort einlegte und ihre eigenen Geschwister in Berlin der Meinung zustimmten, daß „in diesen hilflosen Waisen ein nicht zurückzuweisender Ruf von Gott an sie ergangen zu sein" scheine, so war sie vollends mit sich einig. „Du weißt", schrieb ihr aufmunternd der Bruder Wilhelm Hensel, „wie ich für die Werktätigkeit im Glauben bin, und kannst also meiner Einwilligung immer gewiß sein, wo diese gefördert wird."

Luise siedelte also in das Haus der Gebrüder Bartmann über, ein freundliches Haus am Heumarkt (Nr 76), wo sie nunmehr, vom 30. November 1842 an, über sieben Jahre eine bleibende Stätte in vielfach nützlicher Tätigkeit behielt. Es waren drei kleine Kinder — wovon das älteste fünf, das jüngste wenig über zwei Jahre zählte —, ein Mädchen und zwei Knaben, die ihrer Obhut anvertraut waren. Zu den eigentlichen Pflegekindern — Lieschen, Joseph und Franz —

---

[1] Fräulein Sibylle Merlo trat in den Orden der Redemptoristinnen und wurde zu Wien eingekleidet. Sie erhielt den Namen Maria Anna Josepha vom kostbaren Blute Jesu Christi. In einem Briefe an Frau v. Radowitz schreibt Luise Hensel am 24. Februar 1845 aus Köln: „Die Merlo, die mich bewog, von Berlin hierher zu kommen, ist jetzt im Kloster der Redemptoristinnen und dort zufrieden, was sie in der Welt nicht war. Sie schreibt mir recht nette Briefe über ihr Glück." Im Jahre 1848 durch die Revolution mit ihren Ordensschwestern von Wien vertrieben, kam sie nach Wittem in Holländisch-Limburg, zwischen Maestricht und Aachen gelegen, wo sich ebenfalls ein Kloster dieses beschaulichen Ordens befindet. Dort ist sie als Chorschwester am 3. Dezember 1878 gestorben.

kam dann noch tags über eine Cousine derselben, Philomena Schülgen, im gleichen Alter mit Lieschen, um gemeinsam mit denselben zu lernen.

Nun galt es wieder, im vollen Umfang Mutterstelle zu vertreten. Erziehung und Unterricht und nebenzu die Aufsicht über den Haushalt fielen ihr zu, und so sah sich Fräulein Hensel bald von den Freuden und Nöten einer „geräuschvollen Kinderstube" in reichlichem Maße umgeben und mochte wohl Grund haben, den Freunden, denen sie über ihre neue Stellung Auskunft gab, zuzurufen: „Erbitten Sie mir Weisheit und wahre Liebe, Geduld und Freudigkeit zu meinem Tagewerk!" Aber sie befand sich ja hier auf wohlversuchtem Felde; sie hatte von je eine ganz besondere Freude an den Kleinen, an diesen unschuldigen Wesen, die, um mit Dickens zu reden, „so frisch von Gott kommen"; sie liebte die ihr Anvertrauten und sah sich von ihnen wiedergeliebt.

Schon am ersten Abend fühlten sich die Kleinen zu ihr hingezogen, wozu ihre äußere Erscheinung vielleicht beitrug; der herzgewinnende Eindruck ihres Wesens offenbarte sich wiederum an diesen offenen Kinderseelen, und ehe sie zur Ruhe gingen, nannten sie dieselbe schon ihre Tante, welchen Titel sie bis an ihr Ende beibehalten hat. Was Luise am Tage ihres Eintrittes im Gebet erfleht, daß Gott ihr „ein wahres Mutterherz" für die Mutterlosen geben möge, empfand sie mit jedem Tage mehr in Erfüllung gehen. Mit der Pflichttreue, der auszeichnenden Eigenschaft ihres Charakters, verschwisterte sich mütterliche Güte und Liebe. Daß der neue Beruf ihr ohne eigenes Zutun zugeschoben worden, gab ihr die rechte Zuversicht. Was nicht eigene Wahl ist, meinte sie, trägt man leicht. Und gewiß: der Gehorsam hat eine stärkende Kraft.

„Was Sie mir", antwortet sie auf eine Zuschrift des Freundes Schlüter in Münster, „über mein gegenwärtiges

Tagewerk Lobendes sagen, verdiene ich nicht. Ich habe nicht aus Demut meine Verhältnisse selbst gewählt, sondern sie sind mir sozusagen durch die Fügung Gottes aufgedrungen worden, und die armen Waislein sind mir lieb geworden und werden es immer mehr. Beten Sie für sie und für mich, daß wir auf Erden unsere Pflicht tun und einst selig werden. Alle drei haben ihre schlimmen wie ihre guten Anlagen; möge Gott mir helfen, diese zu pflegen und jene zu besiegen! Ich bedarf sehr Ihrer Fürbitte in jeder Hinsicht; mein jetziges Tagewerk ist ein sehr mühsames durch die Nebenumstände; die Erziehung der Kinder ist freilich die wichtigste, aber nicht die mühsamste meines jetzigen Berufes." [1]

Über diese in äußeren Umständen, wohl auch in mancher Verschiedenheit der rheinländischen und der norddeutschen Art gelegenen Schwierigkeiten enthalten Luisens Briefe da und dort leise Anklänge. Indessen dienten solche Hemmnisse nur als Sporn, der übernommenen Aufgabe gerecht zu werden, der sie nicht nur mit dem Einsatz ihres Talents, sondern mit der Kraft ihres ganzen Gemütes sich hingab, wie das ja in ihrem Wesen lag, daß sie, wenn sie „irgend einer Sache oder Person sich gewidmet, nur diese im Auge haben, nur für sie leben konnte". Und hier war ihr Herz beteiligt: „sie sind ja recht besonders Gottes Kinder, es sind ja Waisen" — pflegte sie zu sagen.

Sie wußte auch, wo für Herz und Geist die rechte verjüngende Kraft zu schöpfen in den Mühen des täglichen Berufes. Das Antlitz des göttlichen Kinderfreundes leuchtete ihr beständig vor Augen. Jeden Morgen besuchte sie die heilige Messe, und jeden Sonntag ging sie zum Tisch des Herrn. So oft es die Zeit erlaubte, nahm sie auch an Nachmittagen an einer Andacht teil. Sie hatte so viel vom

[1] Briefe an Schlüter 30.

Lateinischen sich angeeignet, um den Gebeten der Kirche folgen zu können, und hielt darauf, daß auch ihre Pflegekinder mit der Zeit das Nötige lernten. Ihr Beichtvater in Köln war der Pfarrer Schaffrath zu St Maria in der Schnurgasse, ein von ihr und ihren Freundinnen sehr verehrter Priester, der als Ehrendomherr in Köln 1866 gestorben ist; jeder Sonnabend sah sie mit ihren Genossinnen vom Armenkränzchen um den Beichtstuhl dieses würdigen Seelsorgers versammelt.

Das Armenkränzchen blühte fort. Die wöchentlichen Zusammenkünfte fanden nach wie vor — jetzt am Freitag — statt; abwechselnd je in einem andern Hause der Beteiligten und nach genauer Satzung! Wer zu spät kam, mußte Strafe zahlen, zum Besten der Armenkasse; ebenso, wer ohne Entschuldigung ausblieb. Zu Weihnachten baute Fräulein Hensel, am alten lieben Brauche haltend, eine schöne Krippe, und was im Laufe des Jahres in dem Freitagskränzchen angefertigt worden und nicht schon für augenblickliche Not zuvor Verwendung gefunden, wurde alsdann im Namen des neugebornen Heilandes an Arme beschert. Ihrer Anordnung gemäß sangen die armen Kinder bei der Bescherung einige Krippenlieder, worauf die Spenderin an die kleine beglückte Schar wenige freundliche Worte richtete und sie zur Liebe und Dankbarkeit gegen Gott, zum Gehorsam gegen Eltern und Lehrer ermahnte.

Ein Gedenktag von hoher persönlicher Bedeutung blieb ihr stets der 8. Dezember, der Jahrestag ihres Eintritts in die Kirche, den sie mit ganz besonderer Weihe beging. Seit diesem Marientag, der „der Anfang ihres Heils geworden", trug sie auch den Doppelnamen, den sie ihren Liedern beigesetzt: Luise Maria. Es bereitete ihr daher eine frohe Überraschung, als der 25. Jahrestag dieses für sie so wichtigen Ereignisses, am 8. Dezember 1843, durch ein kleines Fest

im Hause Bartmann gefeiert wurde, an dem der ganze Kreis der ihr befreundeten Familien in Köln sich glückwünschend beteiligte. Domkapitular Dr Vill[1] hatte zu diesem Anlaß ein Gedichtchen verfaßt, das von einem Töchterchen der Frau Schülgen (Elise, Cousine der Bartmannkinder) vorgetragen wurde.

Ein- bis zweimal im Laufe des Jahres machte Fräulein Hensel einen Besuch bei dem Erzbischof v. Geissel, dem nachmaligen Kardinal, der im selben Jahre, da sie in das Bartmannsche Haus eingetreten, als Koadjutor des Erzbischofs Klemens August und Apostolischer Administrator in das erzbischöfliche Palais der alten Colonia eingezogen war. Als der greise Erzbischof Klemens August, auf seiner letzten Reise nach Rom (1844), einige Stunden in der am rechten Rheinufer, Köln gegenüber liegenden Stadt Deutz sich aufhielt, eilte sie alsbald dahin, um den Segen des ehrwürdigen Bekenners zu empfangen, der „groß im Wirken, in der Furcht vor Gott größer und der Größeste im Dulden" gewesen. Auch ein „Blumengruß zum 23. November" (Klemenstag) in den Liedern[2] ist diesem guten Hirten gewidmet.

Im übrigen verlief ihr Leben in gleichmäßig geregelter Tagesordnung und bietet darum wenig zu berichten. In den ersten Jahren erscheint sie von den Anforderungen des neuen Berufes völlig hingenommen, so daß, da ihr Eifer keine Schonung litt, ihre Gesundheit wieder ins Schwanken geriet. Ihr Tagebuch, das schon in den letzten Jahren starke Lücken zeigt, bricht mit dem 13. April 1843 gänzlich ab. Auch ihre Korrespondenz scheint eine geraume Zeit beinahe verstummt. Mangel an Zeit, schreibt sie im August 1845 an Gräfin Robiano (ihr „Malchen Stolberg"), habe sie „seit

[1] Als Dompfarrer in Köln gestorben 1863.

[2] S. 348.

Jahren gezwungen, fast jeden Briefwechsel aufzugeben". Ein am 27. November 1843 begonnener Brief, an eine ihrer intimsten Freundinnen, Frau v. Radowitz, gerichtet, blieb fünf Monate halbvollendet liegen, ward am 28. April 1844 fortgesetzt und endlich, nach einer abermaligen langen Pause, am 24. Februar 1845 zu Ende gebracht[1]. Einen teilweisen Einblick in ihre damalige Stimmung und Tätigkeit mögen die nachfolgenden Stellen daraus gewähren.

Am 27. November 1843. „Meine herzgeliebte gute Marie! Du wirst es schwer glauben, welch unaussprechliche Freude mir Dein lieber Brief vom 26. Mai war und wie oft ich ihn seitdem gelesen und mein Herz daran gestärkt und erfrischt habe. Gott lohne es Dir, daß Du mich innerlich nicht aufgegeben, wie viel Ursache Du auch dazu hattest! Ich werde Euch immer in Liebe und Dank ergeben bleiben, wenn auch Übermaß von Arbeit mich hindert, Dir dies oft zu sagen; Du kannst Dich in jedem Fall auf die Treue meines Herzens verlassen, denn wenn an demselben auch sonst nichts Gutes ist, so ist ihm doch wenigstens diese Ader unverderbt geblieben. Doch ich sehe voraus, daß mir wenig Zeit bleiben wird, und ich habe Dir viel, viel zu sagen." — (Das Weitere bezieht sich auf persönliche Erlebnisse ihres Neffen Rudolf und dessen Zukunft.)

„Den 28. April 1844. Gestern und vorgestern war meine Seele mit Euch, und zwar natürlich vorzüglich mit Dir beschäftigt, und es traten so viele rührende Bilder aus früherer Zeit vor meine Seele, daß ich mich innig sehnte, Dir wenigstens in einigen Zeilen zu sagen, daß ich Dein in herzlichster Liebe gedenke und daß ich nicht undankbar und

[1] Auch in den Briefen an Professor Schlüter ist hier eine mehrjährige Lücke, und die Periode von 1843 bis 1851 überhaupt nur mit zwei Briefen ausgefüllt.

untreu bin, wie sehr ich es auch leider scheinen muß. Gott segne und behüte Dich und alles Geliebte, das er Dir gab! —

„Ich konnte Dir gestern auch diesen Gruß nicht einmal sagen; mein Tagewerk, so unbedeutend es auch ist, erdrückt mich fast, denn ich habe keinen Augenblick Ruhe und Einsamkeit, die mir leiblich und geistig so nötig wäre; denn ich fühle, wie meine Kräfte abnehmen, und habe den ganzen Winter gekränkelt, bin auch zweimal ernstlich krank gewesen. Doch in Gottes Händen steht alles wohl; will er's, so werde ich wieder neue Kräfte gewinnen; in jedem Fall danke ich ihm, und kann es nicht genug danken, daß er mir diesen Auftrag gegeben, da ich ihm in seinen Lieblingen dienen kann, was ihm ja lieb sein muß.

„Ich setze voraus, daß Du durch Veits erfahren haben wirst, daß ich nicht bei einer Geisteskranken, sondern die Erzieherin dreier Kinder bin, die vater- und mutterlos sind und bei ihrem Vormunde, der aber ein trefflicher Mann ist, leben. Die Kinder, bei denen ich nun $1^1/_2$ Jahre bin, gehören einer angesehenen altkölnischen Familie an und haben einmal ein sehr bedeutendes Vermögen zu erwarten, was ihren Lebensweg wohl erschweren und gefährden kann. Das älteste ist ein Mädchen (Lieschen), sieben Jahre alt, dann ein fünfjähriger Knabe (Joseph) und ein vierjähriger (Franz). Alle drei waren durch schlechte Mägdepflege in einem sehr traurigen Zustande, und ich glaubte besonders nicht, daß ich den kleinsten am Leben erhalten würde. Doch alle drei blühen jetzt wie die Mairöschen und sind auch ganz liebe Kinder, die mir viel Freude, wenn auch freilich manche Sorge machen. Laß die lieben Dinger mit mir Deinem Gebet empfohlen sein. — Die Kinder empfangen allen Unterricht von mir allein, an welchem auch noch eine kleine Cousine derselben teilnimmt. Ich muß aber zugleich auch den Haushalt führen, da der Ohm der Kinder und zugleich ihr Vormund mit

einem alten Bruder[1] zusammenlebt, und beide nicht verheiratet sind."

Wenn Luise Hensel im vorstehenden über Abnahme ihrer Kräfte klagt, so war dies jedenfalls nur Ausfluß vorübergehender Ermüdung. Sie erholte sich und gelangte wieder zu vollen Kräften. Als Guido Görres auf seiner Rheinfahrt mit seiner jungen Frau nach Köln kam, fand er die Dichterin frisch, tüchtig, körperlich wie geistig regsam, und beide gedenken dankbar der „sehr vielen Freundlichkeit", die sie ihnen während eines dreiwochenlangen Aufenthalts in der prächtigen Domstadt erzeigt. Guido Görres veröffentlichte um jene Zeit seine „Erinnerungen an Klemens Brentano", und erhielt für diesen Zweck von ihr mannigfach wertvolle Aufschlüsse und Mitteilungen über den heimgegangenen Dichter.

Eine herzstärkende Unterbrechung bot ihr im Sommer 1844 die Heiltumsfahrt nach Trier, wohin sie sich im Geleit ihrer Schwester Minna begab und „unbeschreiblich viel Freude" hatte. Es war die Ausstellung des ungenähten Rockes Christi. Die großartige Wallfahrt, die Görres ein großes, vor dem Angesichte aller Völker von mehr als einer Million freier Menschen abgelegtes Zeugnis für ihren lebendigen Glauben an Christus, den Sohn Gottes, nannte, dauerte vom 18. August bis 6. Oktober 1844. Luise traf dort unter andern auch mit Gretchen Verflassen aus Koblenz zusammen, die sie seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. „Wären Sie doch auch dort gewesen!" schreibt sie an Schlüter. „Es ist nicht auszusprechen, welche Anziehungskraft dem Gewande des Herrn innewohnt. Wären alle die Spötter und Lügner, die darüber lästern, dort gewesen, sie müßten schweigen. Auch die unbeschreibliche Ruhe und Ordnung, welche in der ungeheuer

[1] Christian Bartmann, Rentner in Köln, gest. 1872.

überfüllten Stadt herrschten, waren ebenso erbaulich als unbegreiflich und wunderbar." [1]

Ähnlich berichtet Luise an Frau v. Radowitz in dem vorerwähnten, mehrfach unterbrochenen Briefe:

„Am 24. Februar 1845. Im vorigen Sommer war meine Schwester in Aachen, um die Bäder von Burtscheid zu brauchen; nachher hat sie 14 Tage hier (in Köln) zugebracht, und ich mußte auf ihren eigenen Antrieb mit ihr nach Trier zum heiligen Rock reisen. Dort waren wir fast drei volle Tage und hatten viel Freude und Trost. Wir waren in der Zeit sechsmal beim heiligen Rock, der seine unbestreitbare Anziehungskraft auch in hohem Grade an meiner Schwester bewies, die ich gar nicht fortkriegen konnte, und die in Tränen aufgelöst war. Ich gestehe, daß auch auf mich noch nie eine Reliquie einen solchen Eindruck gemacht hat. Ich dachte auch an Dich, meine geliebte Marie, und wünschte, daß Dir die Freude werde, das Kleid des Herrn zu sehen. Vielleicht seid Ihr dort gewesen; das würde mich unbeschreiblich freuen, denn es tut mir jeder leid, der nicht dort war. Alle die verleumderischen Lügen und Schmähungen, welche man jetzt über jenes Ereignis verbreitet, ärgern nun meine Schwester, wie manche gute Seele, und sie zankt sich mit Freund und Feind in Berlin herum. — Ich denke bei dieser Sichtung der Geister: es ist wohl gut, daß der Herr seine Tenne fegt, damit an den Tag komme, was mancher heimlich im Herzen trug. Begreifen kann ich aber den Unsinn nicht, daß Leute [2] sich hinstellen und sagen: Wir

[1] Briefe an Schlüter 28.

[2] Ronge und sein Anhang. Durch seinen „Offenen Brief" vom 15. Oktober 1844, an den Bischof Arnoldi gerichtet, worin er die Ausstellung der ehrwürdigen Reliquie in Trier verurteilte und damit die sog. deutsch-katholische Bewegung einleitete, war Ronge der Held des Tages geworden.

wollen eine Kirche stiften und an unser eigenes Machwerk glauben und darauf leben und sterben. Begreifen kann ich es auch nicht, wie die Berliner für den elenden Ronge schwärmen können. Ich habe es für eine Verleumdung gehalten, was man mir von dem allgemeinen Enthusiasmus für ihn erzählte und schrieb; jetzt besuchte mich aber Dr Julius, und seine Erzählungen und meiner Schwester Briefe stimmen ganz mit jenen Nachrichten überein. Sind unsere armen Landsleute denn durchaus närrisch geworden? Gott gebe, daß kein teures Haupt unter den Betörten ist! — Für Deine Schwester und Julie [v. Obstfelder] möcht ich stehen, wie auch für meine Geschwister, von denen übrigens nur Minna dort ist. Mein Bruder ist mit Frau und Kind wieder in Italien, wo Rebekka[1] seit zwei Jahren ihrer Gesundheit wegen mit Mann und Kindern weilt."

„Mein Bruder", fährt Luise in ihrem Chronikberichte fort, „ist am 2. Januar (1845) von Berlin aufgebrochen und glücklich in Florenz angelangt, wo meine Schwägerin mit Sebastian geblieben, während Wilhelm nach Rom gegangen, um dort den Winter über ein angefangenes Bild zu vollenden. . . . Ende Juni hofft Fanny mit Schwester und allem Zubehör nach Deutschland zurückzukehren, ihren Bruder in Frankfurt, ihren Ohm in Horchheim (bei Koblenz) und mich hier in Köln zu besuchen oder mit mir ein Zusammentreffen in Koblenz zu haben. Jedenfalls würde wohl der Herbst darüber herankommen; doch freue ich mich sehr auf dies Wiedersehen. Gott gebe, daß alles glücklich von statten gehe!" —

Der Besuch des Bruders bildete jedesmal einen Lichtpunkt in Luisens Leben; und im Verlaufe der Kölner Jahre ward ihr diese Freude zu verschiedenen Malen zu teil. So

---

[1] Rebekka Mendelssohn, Gattin des Professors Dirichlet, des Mathematikers.

gleich im Herbste 1843, als der Maler von einer Sommerreise nach England zurückkehrte; von den Eindrücken und Erfolgen seiner Kunstfahrt erfrischt, brachte er drei vergnügte Septembertage bei der geliebten Schwester in Köln zu, und entriß sie dann für einige weiteren Tage den Fesseln ihres Berufseifers, indem er sie „fast mit Gewalt mit nach Frankfurt schleppte“ [1]. Hinwieder machte auch sie mehr als einmal eine Reise zu den Geschwistern nach Berlin; so im Juni 1846, und später.

Als ihre Schwägerin Fanny Hensel im Frühling 1847 so plötzlich starb [2], war es ihr ein tröstlicher Gedanke, daß sie das Jahr zuvor noch einige glückliche Wochen zu Berlin in deren Hause zugebracht hatte. Innig bedauerte sie den Bruder, der mit der Zerstörung seines häuslichen Glückes selbst wie vernichtet schien. Gleich nachdem sie die Todesbotschaft erhalten, eilte sie, von ihren Pflegekindern begleitet, zu Kaplan van der Meulen an St Kolumba, um ihn zu bitten, Messen für die Abgeschiedene zu lesen.

Der so unerwartete Tod der Schwägerin, dem schon ein halbes Jahr später der Tod von Felix Mendelssohn folgte, blieb auch für die Schwestern des Malers Hensel nicht ohne Rückwirkung, da dieser bald darauf seinen Haushalt auflöste, wodurch seine Schwester Minna genötigt war, eine andere Stellung sich zu schaffen. Letztere wandte sich nach dem Rhein. Im Juli 1847 kam Minna, von ihrem Bruder begleitet, nach Köln, wo die drei Geschwister, diesmal freilich in trüber Stimmung, ein Wiedersehen feierten. Wilhelm Hensel hatte übrigens für die Zukunft der beiden Schwestern in edler Weise gesorgt. Nach Fannys Testament erhielt jede der

---

[1] Brief an Frau v. Radowitz, 27. November 1843.

[2] Am Klaviere sitzend sank sie am 17. Mai 1847, von einem Gehirnschlage berührt, nieder und verschied.

beiden eine Rente von 300 Talern jährlich. Diese sollte ihnen zwar erst nach Wilhelms Hinscheiden zufallen, letzterer aber wollte das Gedächtnis seiner geliebten Frau auch dadurch ehren, daß er die Auszahlung schon bei seinen Lebzeiten bewerkstelligte. Sein Wunsch war, daß die Schwestern zusammenzögen. Fräulein Minna Hensel ging zunächst wieder in die Bäder von Burtscheid, und zog dann zu Luise nach Köln, wo sie in der Nähe der Bartmannschen Wohnung sich einmietete und über ein Jahr verblieb.

Ein festlicher Anlaß führte den Maler Hensel im folgenden Sommer wiederum zum Besuche der Schwestern nach dem ehrwürdigen Köln. Es war die sechste Säkularfeier der Grundsteinlegung des Domes, die durch die Anwesenheit des Königs Friedrich Wilhelm IV. und des Reichsverwesers Erzherzog Johann, sowie durch die Beteiligung von neun Bischöfen nebst dem Vertreter des Heiligen Vaters, Nuntius Viale Prelà, verherrlicht wurde. Dem Gefolge des Königs von Preußen hatte sich auf dessen Wunsch auch Professor Hensel angeschlossen. Er wohnte als Gast im Hause der Brüder Bartmann, deren Bildnisse er in diesen Tagen zeichnete, und den Kindern war der neue freundliche „Ohm" mit seinen guten Einfällen und allerlei nicht minder guten Süßigkeiten gar sehr willkommen. Das dreitägige Domfest (14.—16. August 1848), bei dem auch die von König Ludwig I. von Bayern gestifteten prachtvollen Glasgemälde an der Südseite der Kathedrale enthüllt wurden, verlief, von den „drei großen Ideen Religion, Vaterland und Kunst" durchweht[1], in großartiger Weise und beglückte alle Herzen durch die schöne Eintracht zwischen Landesherrn und Bischof. Mit Stolz und Freude blickte Luise Hensel auf den edeln, wohlwollenden fürstlichen Schirm-

[1] Dr Baudri, Der Erzbischof von Köln Johannes Kardinal v. Geissel und seine Zeit, Köln 1881, 108.

herrn des Dombaues und Schutzherrn des kirchlichen Friedens, der ihr König war.

Als Wilhelm Hensel seine Rückreise über Frankfurt antrat, gab ihm Luise bis Bonn das Geleite. — Noch im Dezember desselben Jahres aber begleitete sie ihre Schwester zurück nach Berlin, um mit dem vereinsamten Bruder die Weihnachtstage zu verbringen. Mehr als je war sie ihm jetzt, was er sie oftmals genannt, sein zweites Selbst.

Die Stürme des Jahres 1848 hatten übrigens den Maler seinem dumpfen Schmerz um die verlorene Gattin entrissen und ihn seiner angebornen Energie wiedergegeben. Das bedrängte Königtum fand an Wilhelm Hensel einen rührigen Verfechter. Er stand an der Spitze des Berliner Künstlerkorps, und die nicht minder monarchisch gesinnte Schwester freute sich von Herzen, daß er als Hauptmann einer Schar von mehr als 300 Künstlern so mannhaft und unerschrocken für die Sache der Ordnung und des Rechts eintrat. Sie selber war von gleicher Art und behielt, wie immer in Zeiten der Not und Drangsal, unverzagt den Kopf oben. Fast zornig klingt ihr in Köln entstandenes Lied „1848" über den frevlen Übermut, der sich an ihrem geliebten König, „dem Gesalbten in der Krone", vergreift, und wenn sie auch bitter klagt, daß alle Bande gelöst und Treu und Eid ein Spott geworden, sie verliert nicht die Zuversicht, daß der Herr der Kirche zur rechten Zeit „den Greuel wenden" werde[1]. Pastor Hensing lobt sie darum. „Ihr Schreiben", antwortet er ihr um diese Zeit, „enthält zwar manches ernste, aber daß Sie in den unerwarteten Zeitereignissen den Mut und das Vertrauen durch Gottes Gnade bewahrt haben, das tut uns so wohl.

[1] Das Gedicht, das keineswegs zu ihren besten zählt, mußte auf ihr ausdrückliches Begehren später in die von Schlüter besorgte Liedersammlung aufgenommen werden, weil ihr, sagt sie, daran liege, ihre Gesinnung unverhohlen auszusprechen. An Schlüter 191.

Verharren Sie dabei, und der Sie bisher so wunderbar geleitet hat, der in so vielen Gefahren Leibes und der Seele Ihr Schützer und Helfer war, er wird auch vollenden, wozu er Sie berufen hat." — Der Bruder, dem sie von Köln aus über die Stimmung am Rhein Bericht erstattet, schreibt am 19. Oktober 1848: „Sehr gefreut hat mich, was Du von der schönen Stimmung unserer Soldaten bei Euch sagst; ich habe eine frühere Stelle des Lobes aus Deinem Briefe dem König mitgeteilt und werde es auch mit der auf die Geburtsfeier bezüglichen tun."

Fräulein Hensel scheint auch die Verfasserin der „Dankadresse" zu sein, welche „Viele Frauen Kölns" an das dortige Militär erließen als Dank und Anerkennung für den guten Schutz, den sie in den Tagen einer aufrührerischen Bewegung genossen. Nach dem für den König so demütigenden Aufruhr in Berlin spukte es auch in den Provinzen; die stürmischen Verhandlungen in der Berliner Nationalversammlung steigerten die allgemeine Erregung. Auch in Köln kam es zu tumultuarischen Auftritten; aufgeregte Massen durchzogen die Straßen; in mehreren Gassen wurden Barrikaden errichtet. Man fürchtete, daß der Pöbel in die Wohnungen am Heumarkt, die in der Umgebung der Hauptwache lagen, eindringen und von dort auf das Militär schießen würde. Die kritische Nacht verlief indessen wider Erwarten ohne einen Zusammenstoß. Fräulein Hensel, die auf das Äußerste gefaßt gewesen, wußte nicht genug das Verhalten des damaligen Stadtkommandanten Engels zu loben, dem sie es vorzugsweise zuschrieb, daß kein Blut geflossen. Dem Eindrucke dieser Vorgänge entsprang ohne Zweifel die erwähnte Dankadresse; das mehrfach korrigierte Konzept derselben von Luise Hensels Hand ist noch vorhanden (leider ohne Datum). Die Adresse lautet:

„Wenn es auch die Sitte deutscher Frauen nicht ist, öffentlich aufzutreten, so fühlen wir uns doch zu lebhaft gedrungen,

auch unsern Dank dem ehrenwerten Militär auszusprechen für den guten Schutz, dessen wir und die unsrigen sich in den Tagen der Unruhe und des gesetzwidrigen Treibens so vieler schlecht Gesinnten erfreuten. Wir wenden uns mit Vertrauen an Ew. Hochwohlgeboren, und indem wir zuerst Ihnen selbst unsern Dank und unsere volle Anerkennung aussprechen, bitten wir, diese unsere Gesinnungen gütigst auch dem hiesigen Militär ausdrücken zu wollen, sowohl den ehrenwerten Offizieren wie den braven Gemeinen, indem wir es wagen, für letztere ein Scherflein von unserem Taschengelde beizufügen.

Viele Frauen Kölns."

In dieser bewegten Zeit ward auch ihrem Drang nach charitativer Tätigkeit ein weiteres Feld eröffnet. Es gehörte zu ihren stillen Aufgaben, die Not und die Dürftigkeit in den ärmsten Vierteln der Stadt aufzusuchen, wobei sie gewöhnlich von einer oder der andern Freundin aus dem Armenkränzchen begleitet war. Eine dieser Freundinnen sagt von Fräulein Hensel: „Sie konnte außerordentlich gut mit den armen Leuten fertig werden. Sehr oft bin ich mit ihr zu den Armen gekrochen, in Häuser, wo man wirklich auf Hand und Fuß die Treppe herauf mußte."[1] In der Regel wurde der Samstag Nachmittag für diese mildtätigen Gänge (in die Spitz- und Löhrgasse ꝛc.) gewählt. Als daher durch die Landesverfassung vom 5. Dezember 1848 der christlichen Vereinstätigkeit die Bahn frei gemacht war, da war es natürlich, daß Luise Hensel in vorderster Reihe unter denen sich befand, welche durch persönliche Mitwirkung an dem Werke des Vinzentiusvereins in Köln sich beteiligten, und schon im Frühling 1849 ist sie zur Vorsteherin des Frauen- und

[1] Mitteilung von Fräulein Elise Haan (gest. 10. Mai 1883).

Jungfrauenvereins gewählt[1], der dann unter dem Namen des Elisabethenvereins sich so segensreich entfaltete.

Indes war nunmehr ihres Bleibens in Köln nicht allzu lange mehr. Als das Jahr 1849 zu Ende ging, gelangte auch die siebenjährige Frist hausmütterlicher Wirksamkeit, zu der sie sich verpflichtet hatte, zum Abschluß. Ihre Aufgabe war erfüllt. Die Kinder waren so weit herangewachsen, daß das älteste, Elise, zur weiteren Ausbildung in ein auswärtiges Institut geschickt, die Knaben aber, wie es ihr Alter heischte, unter männliche Leitung gestellt werden konnten. Ihrerseits hatte auch Luise bereits ein Unternehmen eingeleitet, das sie im letzten Jahre lebhaft beschäftigte und im folgenden nach Nonnenwerth, der schönen sagenberühmten Rheininsel, führen sollte.

Aber als es nun zum Scheiden kam, da erfuhr sie so recht, wie sehr ihr in dem siebenjährigen Zusammenleben die lieben Pflegekinder ans Herz gewachsen waren. Mit der angebornen Lebhaftigkeit des Naturells empfand ihr mütterlich fühlendes Herz jetzt doppelt schwer das Ergreifende solchen Abschiedes, „wo gleichsam die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in ein Bild zusammengedrängt vor das innere Auge tritt und alle Liebe, alle Sorge und Hingebung gewaltsam aus den Tiefen der Seele hervorruft". — Aber sie hatte das Bewußtsein, eine gute Saat gesät zu haben; und die Herzen der Kinder verblieben ihr unverbrüchlich zugetan. Lange noch in späteren Jahren war sie ihnen bei allen Vorkommnissen

[1] Pastor Hensing, der sie ein halbes Jahr zuvor in Köln besucht hatte, schreibt am 16. April 1849 aus Langenberg: „Daß man Ihnen durch die Wahl zur Vorsteherin des Vinzentiusvereins Liebe und Achtung erwiesen hat, das war, wie Sie leicht denken können, wieder Wasser auf unsere Mühle. Der liebe Gott wolle auch bei dieser Gelegenheit wieder viel Gutes durch Sie wirken."

die gern angerufene Vertraute und mütterliche Beraterin, gleichwie Luise selbst in ihren Briefen an dieselben noch in alten Tagen sich stets nennt und unterzeichnet als ihre treue „Tante", ihre „mütterliche Freundin", ihre „alte Pflegemutter".

25. Auf der Insel Nonnenwerth.

(1850.)

Ein aufgehobenes Kloster. Die Familie v. Cordier. Die Organisation der neuen Anstalt. Luisens Rücktritt.

Am Fuße des Siebengebirges, bei Rolandseck, umspielt der Rhein die Insel Nonnenwerth, ein anmutiges Eiland von 160 Morgen im Umfang, lange Jahrhunderte hindurch die gefriedete Stätte eines Frauenklosters, das unter Erzbischof Friedrich von Köln im Jahr 1126 nach der Regel des hl. Benedikt eingerichtet worden. Gleich andern klösterlichen Stiftungen war im Jahr 1803 auch das Benediktinerinnenkloster auf Nonnenwerth, damals unter französischer Herrschaft, aufgehoben worden, auf Fürsprache der Kaiserin Josephine den meist betagten Jungfrauen jedoch erlaubt, das Haus bis zum Erlöschen der „Sammlung" zu bewohnen. Nach dem Heimgang der letzten Nonne wurde das Kloster von der Regierung verkauft (1822) und von dem neuen Besitzer, einem Herrn Sommer, in eine großartige, mit Parkanlagen verschönerte Gastwirtschaft verwandelt, welche die Rheinreisenden und Anwohner von beiden Gestaden vielfach anlockte. Der Dichter Arndt, der häufig dort Einkehr hielt, spricht (1844) in fast schwärmerischen Worten von dem Zauber dieser zu einem lustigen Paradiesgärtchen umgeschaffenen, von zahllosen Vögeln durchklungenen Au. „Nichts geht an schönen Sommer- und Frühlingstagen über die eigentümlichen Reize einer stillen dichterischen und schwermütigen Einsamkeit und jene leichtgewobenen Träume einer schwärmenden Phantasie, welche diese Bäume und Büsche und die zu beiden Seiten des Eilands

immer lustig fortmurmelnden Wellen aus der lauschenden Seele herausspielen."

Trotzdem ruhte auf dem Unternehmen kein Gedeihen. Das Gut gelangte in der Folge in den Besitz der Frau Geheimrätin v. Cordier, geborene v. Hertwich, welche sterbend ihren drei Kindern den Wunsch ausdrückte, daß die Insel, wenn immer möglich, ihrer geweihten Bestimmung zurückgegeben werden möchte[1]. Die Kinder ehrten den mütterlichen Wunsch, und es schien alle Aussicht zur Verwirklichung desselben vorhanden, da mehrere Familien des rheinischen Adels Geneigtheit zeigten, die erforderlichen Mittel aufzubringen, und bereits eine Barmherzige Schwester aus Köln, namens Ignatia Külpmann, beauftragt war, die Besitzung von den Geschwistern v. Cordier anzukaufen. Aber die nötige Summe kam nicht zusammen, und schon bot die preußische Regierung eine weit größere, um die Insel wieder in Besitz zu nehmen.

Da trat Freiin Anna v. Proff-Irnich, eine Freundin von Fräulein Auguste v. Cordier, ins Mittel. Im Einverständnis mit der letzteren übernahm es Fräulein v. Proff, die Rheininsel käuflich an sich zu bringen, um das Besitztum zuvörderst gegen jede Verwendung zu anderweitigen Zwecken sicherzustellen. Es bestand nämlich von seiten der Regierung die Absicht, eine Diakonissenanstalt dort zu gründen, und mächtige Hebel wurden dafür in Bewegung gesetzt. Dies mag um die Zeit von 1847 bis 1848 gewesen sein. Als Luise Hensel davon hörte, schrieb sie von Köln aus einen feurigen Brief an Fräulein Auguste v. Cordier, worin sie diese und ihre Freundin beschwor, doch um keinen Preis die Insel, diese „Perle des Rheins", in die Hände der Regierung auszuliefern. Es bedurfte indessen dieses Briefes für die beiden mutigen

[1] Rh. Antiqu. III 7, 780 ff; III 10, 629. W. v. Chezy, Erinnerungen IV 212.

Rheinländerinnen nicht, da sie in edler Begeisterung übereingekommen waren, alle Opfer zu bringen, um das schöne Eiland, welches achthundert Jahre lang der Kirche angehört, für dieselbe zu retten und zu bewahren.

Fräulein v. Cordier ging mit dem Plane um, zunächst eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen, auf klösterlicher Grundlage, einzurichten. Als nun die Sturmfluten des Jahres 1848 allmählich sich zu verlaufen begannen und die neue durch die Verfassung verbürgte Vereins- und Unterrichtsfreiheit auch der Kirche und kirchlichen Instituten zu gute kam, reiste sie mit Fräulein v. Proff nach Trier zum Bischof Wilhelm Arnoldi, um die oberhirtliche Gutheißung für das Vorhaben einzuholen, die ihnen auch in der aufmunterndsten Weise zu teil wurde. Bald darauf fand sich Luise Hensel zum Besuche auf der Insel ein, und im vertraulichen Austausch mit den beiden Damen reifte in ihr der Entschluß, an der Begründung der Anstalt sich zu beteiligen und nach dem Abschluß ihrer Kölner Aufgabe selbst nach Nonnenwerth überzusiedeln. Die schöne Rheininsel — auch Marienwerth und Frauenwerth genannt — sollte ihr künftiges Asyl werden.

Von Januar 1849 an steht sie bereits in lebhafter Verbindung mit Fräulein v. Cordier, und es geschah kein wichtiger Schritt ohne ihr Mitwissen und ihren Beirat. Der erste vorläufige Entwurf, nach dem sie sich in Nonnenwerth konstituieren wollten, wird ihr zur Begutachtung nach Köln gesandt. „Klein, demütig, schlicht zu beginnen" — galt als erste Losung und Vorbedingung guten Gedeihens. Schon von Köln aus ist sie in ihren Kreisen auch werbend für das Unternehmen tätig, und nach ihrem Einzug sollte dieses dann endgültig feste Gestalt gewinnen. „Ich baue fest als eine der Hauptstützen auf Dich, meine liebe Luise; Gott gebe Dich uns bald ganz und gar!" schreibt Auguste v. Cordier am 30. Mai 1849.

Bald nach Neujahr 1850 traf Luise Hensel auf Nonnenwerth ein, nachdem sie zuvor noch einen kurzen Abstecher zu ihren alten Freunden und Schülerinnen in Aachen gemacht.

Auch Fräulein Pauline v. Mallinckrodt, seit 1841 in Paderborn, wollte mit ihr auf der Insel sich vereinigen und an der Erziehungsanstalt als Lehrerin mitwirken. Aber ihr Diözesanbischof hatte ihr eine näherliegende Aufgabe zugewiesen in der Leitung der nicht lange zuvor ins Leben gerufenen Privatblindenanstalt und Kleinkinderbewahrschule zu Paderborn — ein Werk christlicher Nächstenliebe, das sie nun durch Stiftung einer kirchlichen Genossenschaft auf den rechten fruchtbaren Boden stellen sollte. Pauline v. Mallinckrodt wurde Oberin der „Schwestern der christlichen Liebe", welche auf ihre Anregung und mit dem Segen des Bischofs zu Anfang 1850 zu einer Kongregation zusammengetreten waren und bald darauf auch mit der Führung der v. Vinckeschen Provinzalblindenanstalt in Paderborn betraut wurden. Am 22. April 1850 schreibt sie an Luise Hensel: „Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief, in dem ich so ganz Ihr schönes Herz und Ihre bekannte unverdiente Güte gegen mich erkenne. Die Fügungen Gottes sind allzeit liebenswürdig, darum sage ich Ihnen jetzt mit derselben Herzlichkeit und Freundlichkeit Adieu, mit der ich Sie begrüßt haben würde, wenn der liebe Gott unsere Lebenswege vereinigt hätte. Siehe, ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe nach seinem Wort — in diesem Sinne hatte ich mich zu einer zeitweisen Anwesenheit in Nonnenwerth entschlossen, wenn Gott sie von mir verlangte; — in diesem Sinne trenne ich mich jetzt von dem Gedanken an Sie, verehrte liebe Luise, und an die Anstalt in Nonnenwerth, und gehöre mit verdoppelter Liebe meinen armen Blinden und den Zwecken, für die der Bischof uns bestimmt. Die Genossenschaft soll in den Schulen verwandt

werden, weshalb wir bereits mit der Regierung in Unterhandlung stehen." —

Luise Hensel konnte sich der Fügung nur freuen, daß nun statt der einen gleichzeitig zwei christliche Genossenschaften entstanden; nicht ahnen aber konnte sie, daß in dem von ihrer Schülerin in Paderborn begründeten Kloster sie dereinst ihre Tage beschließen würde.

In ihren Anfängen trug die kleine Anstalt in Nonnenwerth das Gepräge eines weltlichen Klosters[1]. Nun handelte es sich um definitive Organisation auf Grund einer entsprechenden klösterlichen Regel, und für diesen Zweck scheint Luise Hensels Wirksamkeit in den ersten Monaten lebhaft in Anspruch genommen. Sie reist mit Fräulein v. Proff zu einer bekannten und erfahrenen Klosterfrau, um über verschiedene auf das Ordensleben und die Erziehung der Töchter höherer Stände bezügliche Dinge sich zu besprechen. Sie wendet sich brieflich an einen bejahrten Ordensgeistlichen in Westfalen, P. Devis, um dessen Rat und Gutachten über den Entwurf von klösterlichen Satzungen zu vernehmen.

Nach diesem Entwurfe war es auf eine Kombination von zwei nebeneinander wirkenden Ordnungen oder Vereinen, einem engeren und einem weiteren, abgesehen, mit andern Worten einem streng klösterlichen und einem wohl durch Gelübde, aber nicht durch die Klausur gebundenen Anschlußverein. Dem genannten Ordensgeistlichen erschien der Entwurf zu kompliziert; derselbe erfordere zu viele Hilfsmittel; nach seiner Meinung täten sie besser, „ganz einfach ein Haus von Ursulinerinnen zu errichten, und den Appendix von Schulschwestern usw. wegzulassen"[2]. — Gerade an dem Anschluß einer

[1] So bezeichnet es W. v. Chezy, der damals dem Institut seine Tochter zur Erziehung anvertraute, „vorzugsweise deshalb, weil Luise Hensel sich dem Kreise der Erzieherinnen beigesellt hatte".

[2] Brief vom 21. Februar 1850.

zweiten Ordnung lag aber Luise Hensel ganz besonders, weil eine solche auch bejahrteren Personen die Teilnahme ermöglichte.

Im Mai 1850, um die Pfingstzeit, hielt der Pater Johann Nep. Stöger aus der Gesellschaft Jesu, der Verfasser der vielgelesenen „Himmelskrone" (1850) und anderer erbaulicher und aszetischer Schriften (geb. zu Klagenfurt 1792), geistliche Exerzitien für die frommen Inselbewohnerinnen, wobei auch viele Damen aus der Welt und den höheren Ständen — aus Köln zu Luisens Freude die vom Armenkränzchen bestbekannte Frau Schülgen mit Tochter — sich beteiligten. Nicht lange nach dieser Retraite kamen zwei Klosterfrauen aus Würzburg, Ursulinerinnen, nach Marienwerth, welche nunmehr die Einrichtung und Begründung des geistlichen Hauses in die Hand nahmen.

Fräulein Auguste v. Cordier, zwölf Jahre jünger als Luise, war die erste, welche ins Noviziat eintrat; sie wurde eingekleidet und erhielt den Klosternamen M. Angela. Luise Hensel dagegen hielt an der ursprünglichen Idee, wonach Abstufungen stattfinden sollten, fest und wünschte der zweiten Ordnung ohne Klausur beizutreten. Sie war der Meinung, daß es segensreich für das Kloster sein würde, die Wirksamkeit der Genossenschaft in verschiedener Weise auch auf die Umgebung desselben ausgedehnt zu sehen. Sie scheint ihre Sache dem P. Stöger, der an der Begründung des Ordenshauses, ratend und ermunternd, lebhaftes Interesse nahm, vorgelegt zu haben, und aus einigen Zuschriften desselben ersehen wir, daß er ihre zuwartende Haltung nicht mißbilligte. P. Stöger erklärt sich damit einverstanden, daß Luisens „Eintritt als Aspirantin oder Novizin, falls sie den Beruf fortan klar erkenne, erst dann statthaben soll, wenn das Noviziat und das geistliche Haus formiert sei". In einem andern Briefe, aus Münster 16. Juli 1850, bemerkt derselbe: „Wenn zugleich mit dem Anfange des aufs wahre

Ordensleben angewiesenen Klosters der Anschlußverein zu stande kommt, dessen Statuten ich freilich nicht kenne, so waltet nach meiner geringen Ansicht gar kein Hindernis ob, daß Sie in denselben allsogleich eintreten. Da es Ihr Ernst ist, Ihre Lebenstage dem Dienste Gottes auf der Insel zu weihen, und dieser weitere Verein, obgleich nur als Vorschule des Klosterlebens, Sie mit dem Hause in nähere Verbindung und Mitwirkung setzt, so geht es ganz gut, daß Sie ohne Verzug diesem Werke die Hand bieten, ohne jedoch für den Augenblick sich auf irgend eine Weise durch ein Gelübde zu binden."

Die Frage des „Anschlußvereins" zog sich über die Sommermonate hin. Als aber der Herbst nahte, gedieh die Sache zu einer unverhofften Entscheidung. Noch gegen Ende August schrieb Wilhelm Hensel, der teilnehmende Bruder, aus Berlin, er habe dem König von ihrer Unternehmung auf Nonnenwerth gesprochen, der darüber „wahrhaft erfreut" gewesen. „Jetzt, wo Eure vorläufige Oberin da ist, wirst Du deutlicher sehen können, wie sich die Sache stellt, und wie Du zu ihr stehen kannst. Sage mir offen alles. Bist Du mit ganzer Seele dabei, so wünsch ich mit ganzer Seele Segen dazu."

Es kam nicht dazu. Schon im folgenden Monat war es ihr zur betrübenden Überzeugung geworden, daß sie „ihr Vorhaben aufgeben müsse". Der Grund aber lag in einer Änderung der Ordensregel.

Der Diözesanbischof erschien, prüfte die Statuten und versagte dem Anschluß einer zweiten Ordnung seine Genehmigung. Dieser Entscheid kam Luise Hensel so unerwartet, daß er ihren Lebensplan erschütterte und ihr es rätlich erscheinen ließ, dem einst so warm ergriffenen Inselprojekt für ihre Person zu entsagen.

Was sie verhinderte, schließlich doch noch den gleichen Schritt mit der Stifterin zu tun und, wie diese so innig wünschte, in die eigentliche Genossenschaft einzutreten, darüber

liegen direkte Aufschlüsse von Luise selbst nicht vor. Wenn wir eine Äußerung der Schwester Angela recht verstehen, so glaubte Luise in dem autoritativen Ausspruch des Oberhirten „den Fingerzeig Gottes zu erkennen", daß ihr ein anderer Weg gewiesen sei. Aus den Mitteilungen einer andern Dame, welche diese Zeit auf Nonnenwerth mit durchgelebt, entnehmen wir, daß Luise Hensel, solange sie dort verweilte, die klösterliche Ordnung mitgehalten habe; doch sei es ihr, fügt dieselbe bei, schwer geworden, sich hinein zu fügen. Wir dürfen also wohl schließen, daß Luise Hensel mit ihren 52 Jahren sich nicht mehr die Kraft zutraute, der vollen Strenge der Ordensregel sich zu unterziehen. Vielleicht fühlte sie auch heraus, daß sie mit ihrer selbständigen, durch eine kampf- und erfahrungsreiche Vergangenheit festgeprägten Natur nicht mehr so ganz in die neue jugendliche Genossenschaft passe. So wenigstens lautet die Ansicht von solchen, welche in jener und in späterer Zeit ihr nahegestanden.

Im Oktober 1850 verließ Luise Hensel, schmerzlich bewegt, die Insel Nonnenwerth und kehrte zunächst nach Köln zurück, wo sie von ihrer Schwester erwartet wurde, um sich sodann mit derselben einige Wochen später nach ihrem lieben Westfalen zurückzuwenden. In Paderborn weilend, gedachten die beiden Schwestern den kommenden Winter über vereinigt zu leben, als Fräulein Minna Hensel den Ruf erhielt, die Vorstandschaft des Elisabethstiftes zu Pankow, eines Kinderasyls, dessen Gründerin plötzlich gestorben war, zu übernehmen. Sie folgte dem ehrenvollen Ruf und zog nach Pankow bei Berlin. Luise Hensel aber finden wir um die Weihnachtszeit in dem nicht weit von Wiedenbrück gelegenen Langenberg, woselbst ihr alter geistlicher Freund und Seelenführer, Bernhard Hensing, nunmehr als Pfarrer lebte.

Mit den Genossinnen auf der Rheininsel hielt sie auch in der Ferne gute Freundschaft und zumal mit Schwester

Angela, der Stifterin der Kongregation, der dieselbe ihr ganzes Vermögen zuwandte, blieb sie im Herzen vereinigt. Schwester Angela wurde Mutter und Oberin des Hauses, in welches sie im Herbst 1851 die Schwestern des hl. Franziskus aus Holland herüberholte und damit dieser Kongregation, deren Zierde sie durch ihre feine Bildung und ausgezeichnete Persönlichkeit geworden, den Weg nach Deutschland bahnen half. Nach Nonnenwerth selbst kam Luise im Verlauf der Jahre noch oft zurück. Es hing eben ein Stück Jugendtraum auch an diesem stillen, vom Klosterfrieden umwehten Fleck Erde, und immer freute sie sich, dazu mitgewirkt zu haben, daß die liebliche, durch vielhundertjährige Erinnerungen ehrwürdige Insel der Kirche und kirchlichen Zwecken erhalten wurde.

26. Reise nach Marienbad und Glatz.

(1851.)

Reisegefährtin. Badbekanntschaften. Bei Kardinal Schwarzenberg. Bei Kardinal Diepenbrock. Bertha Fontanes.

In der Unentschiedenheit ihrer damaligen Lage war es vielleicht ein ebenso heilsames als willkommenes Auskunftsmittel, sie der augenblicklichen Entmutigung zu entreißen, als ein Brief ihres Bruders sie nach Berlin entführte und vor eine neue Aufgabe stellte. Es handelte sich laut der Mitteilung des Bruders um ein Werk geistiger Hilfe.

„Fräulein Mathilde v. Waldenburg", schreibt er, „hat sich mal in geistiger Not an Dich gewendet und ein dankbares Andenken an Dich bewahrt. Sie ist wieder in geistiger Not und möchte eigentlich Deine Hilfe, und zwar als dauernde... Die äußeren Bedingungen würden wohl günstig sein, und gingst Du auf ihren Wunsch ein und äußertest mir Deine Wünsche, würde ich schon vor Deinem Kommen hier alles

in Ordnung bringen können. . . . Den Charakter der Betreffenden wirst Du bald erfaßt haben. Sie sucht das Wahre und Höchste, schwärmt für Religion, Kunst und alles Gute, ist aber launenhaft, unbeständig und hat kein Talent zu dauerndem Glück, bei allen Gütern des Glücks und reicher Begabung. Sie war lange in einem Kloster in Prag, wo sie auch wohl den Schleier genommen hätte, ob sie gleich jetzt nicht katholisch ist, wäre das Kloster geeignet gewesen. Vielleicht würde Deine ruhige Sicherheit ihr helfen, und Du würdest wieder beitragen, daß sie andern hilft. Aber ob Du immer angenehme Tage dabei hättest? — Ich bin nichts, auch nur im entferntesten, für Dich eingegangen. Sage mir also ein ganz freies unbefangenes Wort."

So Wilhelm Hensel am 30. März 1851.

Fräulein v. Waldenburg — eine Dame von hoher Geburt und von nicht gewöhnlicher Begabung, Malerin, Dichterin, begeisterte Kunstgönnerin — hatte also katholisierende Neigungen und Sympathien. Aus diesen Neigungen war der weitere Plan entsprungen, eine Reise nach Italien und dem Mittelpunkt der katholischen Einheit anzutreten, und Fräulein Hensel sollte die erkorene Begleiterin sein. Da indes die Dame leidend war und einer Kur bedurfte, so war vorerst als nächstes Reiseziel Marienbad in Aussicht genommen.

Luise gewann Interesse für die Sache. Das Wort des Bruders ließ ihr die Aufgabe im Lichte einer Mission erscheinen, und sein zum Geburtstag der Schwester gesandter poetischer Gruß mußte diese Auffassung noch bestärken:

„Nach treu erfülltem Weltberufe
Zog ganz es Dich zum Heiland hin,
Doch dieser, von des Tempels Stufe,
Zur Mühe lenkt er neu den Sinn.

Noch gilt's zu heilen und zu lehren,
Der andern Beispiel sichtbar sein,

Selbst fromm bekehrt auch zu bekehren,
Der Liebe rettend sich zu weihn!

Des Erdendienstes sollst Du warten,
Dich himmlisch zu bereiten hie:
Werktätig will Dich Gott gleich Marthen,
Eh Du Dein Teil wählst als Marie."

Nachdem Luise Hensel einen Teil der Fastenzeit und die Ostertage in Münster verbracht und dort viel mit Professor Schlüter verkehrt hatte, machte sie sich gegen Ende April auf die Reise nach Berlin, wo ihr von dem Bruder, nicht minder aber von Fräulein v. Waldenburg der liebevollste Empfang bereitet wurde. Nach einer Ruhepause von elf Tagen trat sie mit ihrer „Pflegebefohlenen" die Reise nach Marienbad an.

Zwei volle Monate dauerte der Aufenthalt in diesem besuchten böhmischen Bade. Land und Leute gefielen ihr gar wohl. Sie erquickte sich im Genusse der schönen Natur, sie machte einige bedeutendere Bekanntschaften — und „gute Menschen lernen einander nicht unnütz kennen", wie sie selber sagt; im übrigen führte sie das geregelte Leben eines Kurgastes, denn sie machte die Brunnenkur gleichfalls mit.

„Seit dem 9. Mai" — schreibt sie von dort an Schlüter — „sind wir nun hier in dem schönen Tal, wo wir im Seitenflügel eines sehr bevölkerten Gasthofs (Klinger) dennoch sehr still wohnen. Die Gegend ist trotz der Tannenwälder, die rings die Höhen krönen, sehr freundlich. Die böhmischen Landleute in ihrer uralten, zum Teil recht schönen Tracht haben etwas Biederes, wenn auch nebenbei manches Rohe. Die Geistlichkeit besteht hier nur aus Nörbertinern, die von dem großen Kloster zu Tepl[1] im weiten Bereich des Klosters als Pfarrer und Pfarrgehilfen angestellt werden. Unser Herr Pfarrer hier ist ein sehr ausgezeichneter, fein gebildeter Mann,

[1] Prämonstratenser-Chorherrenstift, gegründet 1193.

obwohl Bauernsohn; er kommt öfters. Ihnen würde er ganz besonders gefallen, denn — er ist ein wenig Güntherianer, was ich gerade nicht von ihm verlangt haben würde (verzeihen Sie); er ist aber doch ein prächtiger, sehr gescheidter Mensch und Priester. Zu meiner Freude hat sich nun auch seit einigen Tagen Pater Deharbe (ein Jesuit) hier eingefunden, derselbe, der den trefflichen Katechismus in drei Reihenfolgen geschrieben hat. Ich habe ihn erst einmal gesprochen. Da ich auch den Brunnen trinke, verliere ich viel Zeit für bessere Dinge und bin oft so angegriffen, daß ich zu gar nichts Geistigem fähig bin."

Mit Freuden gedenkt sie eines Ausfluges nach dem drei Stunden entfernten Stift Tepl, wohin sie mit einer Gräfin Kielmannsegge einmal eingeladen worden war[1], und nebenbei „wunderschöne Steine gesucht und herrliche Aussichten genossen" habe.

Was aber ihre Pflegbefohlene betraf, so hatte sich Luise schon nach den ersten vier Wochen ihres Zusammenlebens überzeugt, daß es derselben mit der Kirche durchaus kein Ernst sei. „Sie will mit dem Heiligsten nur tändeln, und es fehlt ihr so völlig am Willen, sich selbst auch nur in den leichtesten Dingen zu überwinden, daß es äußerst gewagt wäre, sie in die Kirche aufzunehmen, wenn es gleichwohl nicht schwer fiele, sie zum Eintritt zu bewegen. Es könnte mit ihr werden, wie mit der von mancher Seite geistreich genannten Frau v. Richthofen, welche zweimal katholisch und dreimal protestantisch geworden ist, wie ich gehört habe. Möchten doch unsere Geistlichen weniger arglos bei der Auf-

[1] Gräfin Natalie v. Kielmannsegge, Tochter des hannöverschen Staats- und Kriegsministers General Ferdinand v. Kielmannsegge, geb. 28. Juni 1813, Konvertitin seit 1841. Sie beschloß ihr Leben am 12. November 1883 zu Freiburg im Breisgau.

nahme von Konvertiten sein! Es wäre der Kirche manches Ärgernis erspart. Da ich nun also sehr wenig Hoffnung habe, dieser armen Seele von wesentlicher Hilfe zu sein, denke ich, nach gelöstem Wort die Badezeit hier mit ihr durchzumachen, sie zu verlassen, kann aber noch nicht bestimmen, wohin sich dann meine Tritte wenden." [1]

Diesem gemäß handelte Fräulein Hensel in Wirklichkeit. Nachdem die Frist der zweimonatlichen Brunnenkur abgelaufen war, trennte sie sich von ihrer Pflegbefohlenen in aller Freundschaft und, einmal Schlesien so nahe gerückt, benützte sie die Gelegenheit, um ihre Verwandten in Glatz mit einem von dort dringend erbetenen Besuche zu erfreuen.

„Meine unglückliche Halbprinzessin" — berichtet sie in einem späteren Brief —, „hatte in Marienbad schon den Gedanken aufgegeben, nach Italien zu gehen; und da sie zur Rückkehr nach Berlin meiner Begleitung eigentlich gar nicht bedurfte, bat ich sie ganz freundlich, mir zu gestatten, den Umweg über Glatz zu nehmen, wo eine Cousine, die ich seit meiner Jugend her nicht mehr gesehen, aber immer sehr geliebt hätte, wohne. Man fand das billig und entließ mich mit vielen Zeichen von Wohlwollen, was mich rührte, weil ich wirklich der Armen, die nur falsche Schmeicheleien bisher gehört, oft schonungslos die härtesten Wahrheiten gesagt hatte. Daß ich dies eben aus wahrer Liebe getan, konnte Mathilde wohl schwer begreifen, da die eigentliche, die christliche Liebe ihr noch ein ganz fremdes Element war, wie viel sie auch vom ‚Katholisch werden' schwätzte und schrieb." [2] Es verdient hier noch beigefügt zu werden, daß die Dame (gest. 1884) diese wohlwollende Gesinnung Luisen auch ferner bewahrte und durch Zeichen freundlicher Erinnerung zu erkennen gab.

---

[1] Briefe an Schlüter 32—33.

[2] Bei Schlüter 39.

Auch in Glatz galt es, einen Akt religiöser Hilfreichung auszuüben, dem Ringen einer jugendlich frommen Seele zum Frieden zu verhelfen. Luisens Nichte, Bertha Fontanes, hatte ihr in ausführlichen Briefen den Entschluß kundgegeben, katholisch zu werden, und dabei wiederholt den Wunsch ausgesprochen, diesen Schritt mit ihrem Beistand und in ihrer Umgebung vollführen zu dürfen. Da die Mutter des Mädchens mit dem Vorhaben einverstanden war, so wollte sie die angerufene Hilfe nicht versagen, wofern der Augenschein sie von dem Ernst der Gesinnung überzeugte. Diese Überzeugung zu erlangen, war vielleicht nicht der schwächste Beweggrund ihrer Reise nach Schlesien.

Am 9. Juli verließ Fräulein Hensel Marienbad. Der Weg führte sie über Prag, und so kurz der Aufenthalt war, den sie sich daselbst gegönnt, so heiter anmutig liest sich die Beschreibung, die sie von ihren Erlebnissen gibt.

„In Prag konnte ich nur einen Tag weilen, habe aber viel Herrliches und Interessantes gesehen und gehört. Die Kirche auf dem Hradschin mit ihrem herrlichen Schatz von Reliquien und prächtigen Altertümern ist mir unvergeßlich, besonders die St Wenzelkapelle, die bis zum Gewölbe hinauf mit den größesten Edelsteinen aller Farben bedeckt ist, die ich für möglich halte. Die Pickelhaube, das Panzerhemd und andere Nachlassenschaften des liebenswürdigen fürstlichen Märtyrers, der eine meiner liebsten Gestalten in der Geschichte ist, habe ich gesehen und berührt. Die Stelle, wo der hl. Johann v. Nepomuk von der Brücke gestürzt wurde, war mir auch sehr rührend, wie so viele Spuren und Andenken von ihm und andern großen Menschen. Die Aussicht vom Hradschin über die Stadt und Moldau hinweg, über herrliche Fluren und Landhäuser bis zur fernen zackigen Gebirgskette, hätte mich tagelang fesseln und erfreuen können, wenn ich Zeit zum Weilen gehabt hätte.

„Dann habe ich auch den alten interessanten Emanuel Veith[1] besucht, zwei Stunden bei ihm gesessen und mit ihm über mancherlei gesprochen, meist über Politik, in der er leider sehr schwarz sieht. . . . Beim Weggehen, wo ich schon in der größesten Eile war, weil ich in meinem sehr entfernten Gasthof noch allerlei zu packen hatte, und nur noch etwa 1½ Stunde, sagte Veith: ‚Jetzt müssen Sie auch unsern Enkel (er spricht das G völlig wie K aus) sehen.' Ich merkte wohl, daß er den Kardinalerzbischof von Prag [Fürst Schwarzenberg] meinte, und erwiderte: daß ich, im Reisekleide, naß von Regen und mit schweren Lederschuhen bewaffnet, unmöglich zu einem so vornehmen Herrn gehen könne. ‚Tut nichts; ich führe Sie hin.' Ich habe aber gesehen, daß sehr elegante Wagen vor dem Schlosse halten. ‚Tut nichts; ich lasse ihn herausrufen.' Ich habe aber eine kleine Grasmücke in der Hand im Taschentuch, die ich erstarrt und naß hier vor der Türe des Schlosses gefunden, und ich kann das arme Tier nirgend lassen und mit den Bücherpacken im Vorzimmer ablegen, denn es würde den wartenden Herren und Damen zu sehr auffallen. ‚Tut nichts; Sie können das Tierchen in der Hand behalten.' Ich habe aber durchaus keine Zeit mehr; ich muß sogleich auf die Eisenbahn. ‚Tut nichts; Sie müssen unsern Enkel einen Augenblick sehen.' Und also Treppen ab und auf mußte ich nachfolgen, am Arm einen nassen Regenschirm, in der Hand ein schreiendes Vöglein, und in der andern ein großes Pack Bücher, die ich auf dem Wege gekauft. Die Diener nahmen gar keine Notiz von mir, die wartenden Herren und Damen im elegantesten Kostüm rümpften die Nasen.

[1] Johann Emanuel Veith, Dr med., phil. und theol., der ausgezeichnete Schriftsteller und große Kanzelredner, war seit 1847 Ehrendomherr an der Kathedrale zu Prag. Er starb im 90. Lebensjahre zu Wien am 6. November 1876.

„Veith öffnete mir ein Kabinett, ging zum Kardinal, und dieser kam sogleich aus einer Audienz, die er einer alten vornehmen Dame gab, und war überaus freundlich und liebenswürdig. Ich habe wohl eine Viertelstunde bei ihm gesessen, und mußte dann selbst so unartig sein, aufzustehen, um nicht den Zug zu verfehlen. Als ich niederkniete, um den Segen zu empfangen, fing mein Vögelchen so fürchterlich zu schreien an, daß ich mich ordentlich meiner Barmherzigkeit schämte. Der gute Kardinal fand es aber sehr ‚mütterlich', und mein Grasmückchen empfing den Segen mit mir, hat im Gasthof eilend ein wenig Fisch mit mir gegessen (es war Freitag), ist aber andern Tags wohl an den Folgen der Reisestrapazen auf meinem Schoß gestorben. Ich habe sein winzig Körperchen unter einem Myrtenbaum in einem großen Blumentopf meiner Cousine begraben; seine geweihten Schwingen aber in ein Buch gelegt, um sie zum Andenken an den schönen Morgen zu bewahren. Ich habe oft von der Liebenswürdigkeit und Schönheit des Kardinals Schwarzenberg gehört, muß aber sagen, daß ich alle meine Erwartungen übertroffen sah. Ich habe nie neben einem solchen Ausdruck von Jugendlichkeit und Unschuld so viel Geist, Leben und Grazie gesehen. Besonders ist der Mund sehr schön und edel geformt, und seine strahlenden schwarzen Augen leuchten von einem höheren Licht. Überhaupt ist die ganze Erscheinung dieses Kirchenfürsten eine ganz eigentümliche; man meint, es werde hell im Zimmer, wenn er eintritt; wenn ich je einen Menschen als Engel gemalt sehen möchte, so diesen, und zwar als Erzengel Michael, weil seine Erscheinung neben der größesten Lieblichkeit auch etwas Ehrfurchtgebietendes, und neben der hingebendsten Leutseligkeit und lebendigsten Freundlichkeit auch so viel Ernst und Würde, so viel Fürstliches hat[1].

[1] Auch an Kardinal Diepenbrock, dem sie von seiten des Prager Kirchenfürsten einen „herzlichen Gruß" zu bestellen hatte,

Beim Herausgehen machten mir alle Diener und die im Vorsaal Wartenden die tiefsten Verbeugungen. Das ist die Welt!“ [1]

In gehobener Stimmung, wie durch ein geistiges Bad erfrischt, setzte Luise Hensel ihre Reise nach Schlesien fort. In Glatz blieb sie mehrere Wochen, bis Ende Juli, und gewann bei längerer Beobachtung eine durchaus günstige Meinung von der Geistesrichtung und dem Charakter ihrer Nichte Bertha. Da sie sich überzeugte, daß es dem 25jährigen Mädchen „heiliger Ernst mit der Kirche“ sei, und alle Hoffnung bestehe, „daß sie derselben keine Schmach zufügen werde“, so gab sie ihr das Versprechen, sie den Winter zu sich zu nehmen und ihr „zum Rücktritt in unsere liebe heilige Kirche zu helfen“ — ein Versprechen, das Luise getreulich gehalten.

Von Glatz aus suchte Luise auch den in der Nachbarschaft, auf seinem österreichischen Schlößchen Johannesberg residierenden Kardinalfürstbischof Melchior v. Diepenbrock heim. War es ihr schon in Berlin „ein wohltuendes Gefühl“ gewesen, „wenn auch nur wenige Tage hier im Schatten seines Hirtenstabes- und Hutes ausgeruht zu haben“, so gab sie jetzt einem „Bedürfnis ihres Herzens“ statt, indem sie, der österreichisch-schlesischen Grenze so nahe, den alten lieben Jugendfreund auf seinem Sommersitze persönlich begrüßte. „Da ich wohl nie wieder in diese Gegend kommen werde, würde ich es mir doch selbst nicht verzeihen können, wenn ich nicht wenigstens den Versuch gemacht hätte, meiner Seele diese große Freude zu verschaffen“ — schrieb sie, etliche Tage vor ihrer Ankunft, an denselben, von der ihr so oft bewiesenen

schrieb sie von Glatz aus: „Welch liebenswürdige Persönlichkeit hat Gott diesem seinem Würdenträger gegeben, und wie kindlich heiter sieht er aus!“ (19. Juli 1851.)

[1] Bei Schlüter 40—42.

Güte der Eminenz wenn auch nur „eine Viertelstunde Audienz" sich erbittend[1].

Die Freude wurde ihr zu teil. Sie mußte sie freilich mit andern teilen, die ebenfalls die Gastfreundschaft des Kirchenfürsten genossen, während sie die wenigen Stunden lieber in einer vertraulichen Zwiesprache mit dem bischöflichen Gönner verbracht hätte. „Er war sehr liebenswürdig", berichtet sie an Schlüter, „obgleich sichtlich von mancher Bürde gedrückt und körperlich leidend. Er hat sehr gealtert. Ich fand Gesellschaft bei ihm, die mir sonst zu jeder Zeit und an jedem andern Orte sehr angenehm gewesen wäre, nämlich Graf Christian Schmiesing und seinen Bruder Fritz mit Braut und deren Tante. Den Kaffee (nach der Mittagstafel) trank der Kardinal aber mit mir allein, indem er sich bei der Gesellschaft mit unserer alten Bekanntschaft entschuldigte." Die poetischen und philosophischen Schriften ihres Freundes Schlüter, welche sie dem Kardinal kurz zuvor von Berlin aus übermittelt hatte, die Kunsttätigkeit des Malers Hensel, der wenige Monate vorher im Auftrag seines Königs[2] den Kardinal auf Johannesberg besucht und in sein Album gezeichnet hatte, die Aufsehen erregende Konversion der Gräfin Ida Hahn-Hahn 1850, welche sich mit ihrem religiösen Vorhaben zuerst an den Kardinal Diepenbrock gewendet, von diesem aber an den Propst W. v. Ketteler in Berlin gewiesen worden

[1] Glatz, den 19. Juli 1851.

[2] In einem Briefe Wilhelm Hensels vom 25. Juli 1851 an seine Schwester findet sich folgende Stelle: „Als ich den König um Urlaub nach Schlesien bat, schloß sich sein Auftrag für den Kardinal daran, den er in Breslau glaubte. Dort angekommen, erfuhr ich zu meinem Schrecken, er sei in Johannesberg; übernommen hatte ich den Auftrag und mußte ihn also ausrichten, um so mehr, als derselbe zu vertraulicher Art war, als ihn auf schriftlichem Wege erledigen zu können. Der Erfolg, denk ich, wird auch Dir angenehm sein."

war, bildeten unter anderem den Gegenstand des Gespräches. Diepenbrock machte Fräulein Hensel besonders auf das jüngste Werk der Gräfin Hahn-Hahn aufmerksam: „Aus Jerusalem", und erzählte ihr manches Nähere über ihren Übertritt, was ihr tief zu Herzen ging. Hatte er doch der Gräfin auf ihre ersten Eröffnungen einen „furchtbar ernsten Brief" geschrieben; statt ein so verhätscheltes Weltkind sanft zu streicheln, hatte er sie „angedonnert", hatte er ihr ungeschminkt gesagt: daß es mit bloßen ästhetischen katholisierenden Ansichten nicht getan sei, daß man sein ganzes liebes Ich daran setzen müsse, um ein lebendiges Glied der Kirche zu werden; der Götze der Eitelkeit und Selbstsucht müsse gestürzt, verbrannt werden, nur in solcher Feuerglut erscheine ihr die Herrlichkeit des Herrn und sein Heil. Dann allerdings, als sie bestanden, hat er um so lebendiger „die wunderbare Fügung Gottes" in diesem Vorgang erfaßt und das Heil dieser erwählten Seele dem Propste Ketteler „als ein teures Kleinod" anempfohlen[1].

Eine ähnliche Freude hatte Luise Hensel das Jahr zuvor an Frau des Bordes (Lulu Brentano) gehabt, deren „herrliche geistliche Lieder" sie in der Seele erquickten, wie sie dem Kardinal bemerkte, und sinnig fügte sie hinzu: „Die wilden Tauben kommen von fernen Wüsten geflogen und retten sich unter dem Dache der Arche."

Neben diesen persönlichen und literarischen Angelegenheiten gab es noch eine andere, von kirchlich-sozialer Natur, welche Luise bereits schriftlich, von Prag aus, zur Sprache gebracht hatte. Luise Hensel war eine begeisterte Freundin der Volksmissionen, von deren Wirkung in Rheinland und Westfalen sie bereits die besten Erfolge wahrgenommen hatte, und wünschte

[1] Vgl. darüber die Briefe von und an Wilhelm Emanuel Freiherrn v. Ketteler, herausgegeben von Dr J. M. Raich, Mainz 1879, 188—190.

nun sehr, dieselben ebenso in andern Teilen ihres Vaterlandes, vor allem aber in der Hauptstadt Berlin, eingeführt zu sehen. Sie wußte durch ihre feurige Schilderung auch den Bruder in Berlin ins Interesse zu ziehen und diesen zu veranlassen, daß er, nachdem er sich von den wohlwollenden Intentionen des Königs unterrichtet, die Angelegenheit in einem Schreiben an den Fürstbischof Diepenbrock in Anregung brachte, wozu Luise ihrerseits mit einem Begleitschreiben [1] in aller Bescheidenheit, aber herzlich sekundierte. Niemand, sagte sie, könne weniger berechtigt sein, eine gute Sache an so erhabener Stelle zu empfehlen, als sie. Daß die Sache aber eine gute sei, und darum bei Sr Eminenz von selbst empfohlen, könne sie auch nicht bezweifeln, seitdem sie von den Missionen so große Erfolge, und gottlob nachhaltige, an verschiedenen Orten gesehen habe. „Ich bin ganz überzeugt, daß in Berlin die Ernte groß sein würde."

Der Kardinal, der trotz der sehr günstigen Stimmung des guten Königs die großen Schwierigkeiten erwog, die zu überwinden waren, antwortete: er wolle die Sache mit Gott überlegen. Die Missionen wurden schon im folgenden Frühjahr in Schlesien eingeführt, und später sah auch Berlin die erste Jesuitenmission, an deren Ermöglichung somit das Geschwisterpaar Wilhelm und Luise Hensel nicht ganz unbeteiligt gewesen.

Die Rückreise aus Schlesien führte Luise wieder über Berlin, woselbst die Liebe zu den Geschwistern für einige Wochen, wie üblich, den unerläßlichen Tribut verlangte. Professor Hensel trug sich um diese Zeit ganz ernstlich mit dem Gedanken einer Reisefahrt nach Rom und dem Orient, und Luise war mit dem Vorhaben schon um deswillen ein-

[1] Prag, 10. Juli 1851.

verstanden, weil sie darin einen erwünschten Ausweg sah, den Bruder der aufreibenden politischen Tätigkeit zu entreißen; zugleich freute sie sich im voraus über den ihm vom König erteilten Auftrag, in Rom ein Porträt des regierenden Papstes Pius IX. für denselben zu malen, weil der Bruder, eine Vertrauensperson bei Friedrich Wilhelm IV., selbst die Hoffnung daran knüpfte, bei dieser Gelegenheit auch in anderer Weise — für die Interessen der Katholiken in Preußen — Gutes wirken zu können[1]. — Das Projekt wurde jedoch vereitelt und Wilhelm Hensel durch neue Kunstaufträge auf deutschem Boden zurückgehalten.

Die meiste Zeit verbrachte Luise in Pankow, wo ihre Schwester Minna die Leitung des Elisabethenstiftes, einer Waisen-Pflegeanstalt für ganz kleine Kinder, nun definitiv übernommen hatte, und den Rat der auf dem Felde der Erziehung so erfahrenen älteren Schwester gar wohl brauchen konnte.

Auch besuchte sie von dort aus die eben zur Witwe gewordene Gräfin Emilie Schlabrendorff in Gröben, die ihr für diese ihrem Herzen erwiesene „große Wohltat" am 9. September mit bewegter Seele schriftlich dankt. Luise war mit der ausgezeichneten, wahrhaft adelig gesinnten Frau lange befreundet und hatte namentlich während ihres Berliner Auf-

[1] Bereits in einem Briefe vom 25. Juli 1851 hatte der Maler seiner Schwester nach Glatz davon berichtet: „In meiner Gegenwart gab jüngst nach dem Diner in Sanssouci der König dem Prinzen Hohenlohe, Kammerherrn des Papstes, der wieder nach Rom geht, den Auftrag, den Papst in seinem Namen zu ersuchen, für ihn mir zu sitzen. Vielleicht kann ich bei der Gelegenheit Gutes wirken; wir sprechen noch darüber. Der Propst Pelldram war auch mit zur Tafel beim Könige, der gegen die katholischen Würdenträger voll besonderer Aufmerksamkeit war. Die Missionen (in Berlin) kommen hoffentlich zu stande." — Propst Pelldram wurde 1865 Bischof von Trier.

enthalts in den dreißiger Jahren mit derselben einen ziemlich lebhaften Verkehr unterhalten, der durch das Band gleicher geistiger Interessen Bestand erhielt.

Gräfin Emilie Schlabrendorff war eine Rheinländerin von Geburt, Tochter des Generals v. Ryssel in Trier, und seit 1820 mit dem Grafen Ernst Leopold v. Schlabrendorff vermählt, der als Gutsherr in Gröben der Verwaltung seines ländlichen Besitztums lebte und am 27. Juli 1851 starb. Ihre Briefe wie ihr stilles Wirken als Schloßfrau lassen sie als eine Dame von seltener Begabung und Bildung erscheinen. „Was Gröben durch drei Jahrzehnte war", sagt Fontane, der sie nach den Aufzeichnungen eines Eingeweihten schildert[1], „war es in erster Reihe durch sie. Sie gab den Ton an, sie bildete den geistigen Mittelpunkt und war — übrigens ohne schön zu sein — mit jener anmutenden Vornehmheit ausgestattet, wie wir uns etwa die Goethesche Leonore denken. Ihr Interesse wendete sich allen Gebieten des Wissens zu; was ihr aber eine noch höhere Richtung anwies, das war ihre mustergültige Hausfrauenschaft und ihr unbegrenzter, auf Näh' und Ferne gerichteter Wohltätigkeitssinn. In Grundsätzen streng, war sie mild in ihrer Anwendung, und überall richtete sie die Herzen auf, wo ihre vertrauenerweckende Stimme gehört wurde. — Selbstverständlich eigneten einer solchen Natur auch erzieherische Gaben, und da ihre Ehe kinderlos geblieben, so war nichts natürlicher, als daß sie — wie zur Erprobung ihrer pädagogischen Talente — Kinder, namentlich junge Mädchen ins Haus nahm. Es waren dies Töchter aus achtbaren, aber bürgerlichen Häusern, und ihr Erziehungstalent erwies sich in nichts so sehr, als in der Art, wie sie diese jungen Mädchen an allem, was das Haus gesellschaftlich gewährte, teilnehmen ließ und sie doch zu Lebens-

[1] Wanderungen durch die Mark Brandenburg IV 380 ff.

stellungen erzog, in die sie früher oder später wieder zurücktreten mußten. Es gelang ihr, ihren Pfleglingen eine Sicherheit im Auftreten und in den Formen zu geben, ohne daß infolge davon der gefährliche Wunsch aufgekeimt wäre, die bescheidenere Geburtsstellung mit einer anspruchsvolleren zu vertauschen. Es war ihr eben einfach die Gabe geworden, in Liebe den Glauben zu wecken: ‚in allem lebt Gottes Wille, und wie es ist, ist es am besten.‘ — Sie war eine strenge Katholikin für sich, in Berührung mit der Außenwelt jedoch, insonderheit mit der ihr in gewissem Sinne wenigstens unterstellten Gemeinde betonte sie stets nur das, was beiden Konfessionen das Gemeinschaftliche war, und übte die hohe Kunst einer Religionsäußerung, die der eigenen Überzeugung nichts vergab und die der andern nicht kränkte.“

Emilie Gräfin Schlabrendorff erreichte ein Alter von 61 Jahren und verschied zu Gröben am 2. September 1858. —

Als Winterquartier hatte Luise Hensel das stille Langenberg bei Wiedenbrück sich ausersehen, wo sie mit ihrem bescheidenen Jahrgeld am billigsten leben konnte und wo durch den bewährten alten Pfarrer Hensing auch für die religiösen Zwecke der Nichte sehr gut gesorgt war. Dahin wandte sie sich jetzt, und nachdem sie von Nonnenwerth, ihrer „lieben Insel“, die noch dort stehenden Möbel geholt, traf sie ihre Einrichtungen, um der erwarteten Nichte ein wohnliches Heim zu bereiten.

In den ersten Tagen des Oktober kam Fräulein Bertha Fontanes aus Schlesien nach. Dieser neuen Pflegetochter und ihrem glaubenseifrigen Verlangen war nun die nächste Zeit völlig gewidmet, und bei der Gelehrigkeit des aufgeweckten, innerlich gereiften Mädchens gedieh die Unterweisung schnell ans Ziel. Bereits um Dezembers Mitte konnte Luise berichten, daß ihr Unterricht vollendet sei. „Sie beschäftigt sich jetzt mit ihrer Generalbeicht und wird diese und das

Glaubensbekenntnis einige Tage vor Weihnachten ablegen, am Fest St Johannes Ev. (27. Dezember) die heilige Kommunion empfangen. Bitte, Sie alle denken dann auch wohl meiner neuen Pflegetochter, die sich Ihnen freundlich empfiehlt[1].

Die beiden glücklichen Seelen führten nun den Winter über ein überaus zufriedenes Stillleben. „Wir bewohnen in der Kaplanei zwei sehr kleine nette Zimmer, essen Mittag und Abend aber bei dem alten liebenswürdigen Pastor Hensing, dessen 80jährige, noch sehr rüstige Cousine unser einziger Umgang ist. Da wir uns ganz selbst bedienen, allerlei zu nähen haben und täglich auch gemeinsam etwas lesen, so geht uns der Tag immer viel zu schnell um. Wir haben vor einigen Tagen ‚Aus Jerusalem' von Gräfin Hahn-Hahn beendet. Das Büchlein ist mir lieb geworden, und ich möchte die Verfasserin, die ich nur einmal in ihrer eitelsten Zeit im Hause meines Bruders gesehen, jetzt gern, sehr gern wiedersehen und näher kennen."

Für weitere Lektüre sorgte Professor Schlüter von Münster aus, der sie unter andern mit Adalbert Stifter bekannt machte. Eine literarische Erscheinung aber, welche sie, neben der vorgenannten, den Winter hindurch besonders lebhaft beschäftigte, war „Das geistliche Jahr" von Annette v. Droste, das nachgelassene, von ihren Freunden Junkmann und Schlüter herausgegebene poetische Haupt- und Schlußwerk der unvergleichlichen Tochter Westfalens. Das kurze Urteil, das Luise darüber an den Herausgeber äußert, ist für sie selbst bezeichnend. „Ich finde es herrlich", schreibt sie, „überaus geist- und poesiereich und tief fromm. Wie muß ich mich mit meinen armen Liedern vor diesem begabten und berufenen Genius verkriechen! Wie leid tut es mir, daß ich die Dichterin nicht gekannt habe; wie gern wüßte ich mehr von

[1] An Schlüter 43.

ihr! Daß Sie sie beinah einen weiblichen Byron nennen möchten, wundert mich aber. Sie ist wohl von manchen Dämonen versucht wie er; aber sie kämpft als Christin, und wo sie schwach gekämpft zu haben glaubt, da bereut sie glühend, nachhaltig, und muß dadurch versöhnen. Hat der arme, geistreiche Byron das auch getan? — Übrigens kann ich aber das Urteil des gewichtigen Wolfgang Menzel auch nicht ganz unterschreiben, der diese Dichtungen ‚streng nonnenhaft' nennt; die Ideen einer Nonne sind in einen engeren Kreis gebannt, und ihre Lieder würden nur Grüße einer Braut an den himmlischen Bräutigam sein. Kampf und Zerrissenheit, wie sie aus diesen herrlichen Dichtungen sprechen, kann man wohl nur in der Welt finden. Möchte jede versuchte Seele mit solcher Treue kämpfen! Der Friede müßte ihr dann zu teil werden[1].

Auch mit ihren eigenen Liedern ward sie zu ihrer „nicht geringen Verwunderung" veranlaßt sich zu beschäftigen, da Melchior v. Diepenbrock um diese Zeit eine zweite Ausgabe des „Geistlichen Blumenstraußes" veranstaltete, die im Sommer 1852 erschien. Unter den neuen Zugaben der vermehrten Auflage befanden sich drei Lieder von Luise Hensel, welche der Kardinal durch seine Schwester Apollonia erhalten hatte. Eine weitere Überraschung für sie war das, wie sie meint, „sehr unverdiente Honorar", das Diepenbrock ihr zuschickte, das ihr aber in diesem Augenblick sehr zu statten kam für eine in Aussicht genommene Reise — mütterliche Pläne, welche Berthas Zukunft betrafen.

So verlebte sie mit ihrer glückseligen Pflegetochter eine Zeit heiter-stillen ländlichen Friedens, die für manche vorausgegangene Enttäuschung entschädigte. Die Reise nach Marienbad hatte sich im Enderfolg doch als eine Mission erwiesen;

---

[1] An Schlüter 44—46.

denn ohne Marienbad wäre sie schwerlich nach Glatz gekommen. Was bei der unsteten „Halbprinzessin" in Marienbad mißglücken mußte, ward ihr in dem Glücke ihrer standhaften, gutgewillten Nichte reichlich zugewogen. Fräulein Bertha Fontanes hatte sich in dem mehr als halbjährigen Zusammensein mit Luise ganz in katholisches Denken und Fühlen hineingelebt und ward eine frommgläubige, treue Tochter der Kirche. Sie verließ ihre Tante nur, um den Schleier zu nehmen.

27. Die Einsiedelei in Wiedenbrück.

(1852.)

Lebensweise. Ihre Hauswirtin und sonstiger Umgang. Charakterzüge.

Als im Sommer 1852 Bertha Fontanes in das Kloster der Ursulinen zu Dorsten eintrat, stand Luise wieder vor der Frage: Was nun? — Pläne wollte sie gar keine mehr sich erlauben, „da Gott sie bisher immer so unerwartet vereitelt" habe. Wenn sie aber jetzt für ihr müdes Lebensschifflein nach einem festen friedlichen Ankerplatz ausblickte, wo sie der Ruhe und geistlicher Beschaulichkeit sich hingeben möchte, so war sie nach einer so vielfach bewegten, vielfach mühseligen, aber allzeit fruchtbaren und heilbringenden Tätigkeit gewiß dazu berechtigt.

Da winkte in allernächster Nähe ihr altes, liebgewordenes Wiedenbrück herüber. Der Blütenstaub von tausend Erinnerungen jugendgeschmückter Tage ruhte darauf. Sie konnte sicher sein, dort am schnellsten wieder festzuwurzeln und sich heimisch zu fühlen.

„Wäre Münster nicht so teuer", beruhigte sie die dortigen Freunde, „so würde ich am liebsten dort mich niederlassen. Ich bin übrigens über meinen Lebensunterhalt so wenig besorgt wie meine Lieblinge, die Vögel, die überall ihr

Körnchen finden und ihr leichtes Nest anhängen; hätte ich nur nicht mehr Treue als sie; mir wird überall das Scheiden so schwer, und Gott hat mir doch hier auf Erden keine Heimat geben wollen. Aber da habe ich eben ein Unrecht begangen, indem ich dies schreibe, und zur Sühne desselben will ich Ihnen hier ein Liedchen abschreiben, das ich etwa 1819 oder 1820 gemacht, dem ich aber jetzt in meiner Krankheit in einer schlaflosen Nacht die Endstrophe erst gegeben. Sie sehen, daß ich mich selbst Lügen strafe."[1] Es ist das wohlbekannte „Heimat" überschriebene Lied, mit der jetzt hinzugefügten Endstrophe:

„Das Füchslein ruht in sichrer Höhle,
Das Schwälblein froh im Neste thront,
Und dein Altar ist meiner Seele
Die Heimat, wo sie friedlich wohnt."

Luise trat nunmehr aus ihrer Wirksamkeit nach außen und zog sich nach Wiedenbrück zurück, um hier, in ihrem „kleinen stillen Nestchen", stiller Wohltätigkeit und der eigenen inneren Heiligung zu leben. „Ich habe die Kirche gegenüber", schreibt sie an Apollonia Diepenbrock[2], „kann viel allein sein und billig leben. Das ist viel, und ich bin des Wechsels so müde, war es immer, und sehe mich nun für invalide genug an, um nicht mehr neue Arbeitslast zu suchen. — Was so von selbst kommt, und also von Gott, weise ich natürlich nicht ab und habe auch hier genug daran."

Volle zwei Jahrzehnte hindurch behielt sie in dem Städtchen, das sie schon vor dreißig Jahren einmal sich erkoren, ihren Wohnsitz, genügsam und zufrieden in sehr bescheidenen Verhältnissen; ihr gottgeweihtes Leben zwischen Kirchen- und Armendienst teilend, emsig arbeitsam und erfinderisch, von Nahe- und Fernerstehenden hochgeachtet und wertgehalten wie

[1] An Schlüter 49.

[2] Wiedenbrück am 29. und 30. Juni 1853.

eine altchristliche Diakonissin, deren Sinn und Geist in ihr verjüngt auflebte.

„Du fragst, was ich zu tun habe?" antwortet sie der Schwester zur Entschuldigung längeren Schweigens (6. Juni 1853). „Du weißt ja, liebe Minna, daß ich mich ganz selbst bediene, und dann mehrere arme Kirchen teils schon in Ordnung gebracht, teils damit angefangen habe. Das gibt mehr Arbeit, als sich einer denken kann, der dergleichen noch nicht gemacht hat. Alte, oft verschimmelte Meßgewänder auftrennen, waschen und wieder machen ꝛc., nimmt viel Zeit. — Dann habe ich so viel lästige Schreiberei und bin oft zu unwohl, um mich anstrengend zu beschäftigen, werde oft durch andere auch noch in Anspruch genommen — — so geht viel Zeit hin, die ich beklagen würde (denn die Zeit ist das größeste aller Erdengüter), wenn ich nicht dächte, daß Gott mir jetzt dies als meinen augenblicklichen Beruf schickt, indem ich gerade kein anderes Tagewerk jetzt zu versehen habe, und so bin ich zufrieden, da ich weiß, daß ich nichts Besseres tun kann als den Willen Gottes". . .

Arbeiten für den Schmuck des Gotteshauses war eine Lieblingsbeschäftigung der gottbegeisterten Dichterin, und manches Kirchlein, manche mittellose Gemeinde erfreute sich der Gaben ihrer kunstfertigen Hand. An Gelegenheiten dafür war kein Mangel. Hier galt es ein Meßgewand zu vollenden, das sie schon zu Weihnachten „einer armen Kirche" versprochen, und dessen diese für die österliche Zeit so sehr bedarf; dort galt es zum Beginn einer bevorstehenden Mission „Kanzel und Hochaltar mit Überhängen zu versehen". Ein andermal verlangt das Pfingstfest neuen Kirchenschmuck, und bis Fronleichnam müssen „vier Fahnen fertig werden"; nebenbei aber hat sie „für einen jungen Mann, der die Priesterweihe erwartet, ein Meßgewand begonnen". Dann kommt wieder Weihnachten, wo sie ganz besonders geschäftig ist, und da

muß die große Krippe der Pfarrkirche, die sie einst vor dreißig Jahren zurechtgemacht, renoviert werden — eine ihr „zwar liebe, aber sehr schwere Arbeit“ [1]. So ist des Arbeitens, des Wünschens und Gewährens kein Ende, und durch den ganzen reichen Kreislauf des Kirchenjahres regen sich die geschickten fleißigen Hände.

Zuzeiten nahm auch der Krankendienst sie wieder in Anspruch, dessen Ausübung die so oft selbst Kränkelnde sich niemals ganz nehmen ließ. Und selbst dem Unterricht scheint sie nicht völlig entsagt zu haben, wie uns ein Brief ihrer Nichte Fontanes bezeugt. „Recht lebhaft“ — schreibt Bertha am 28. Dezember 1854 — „bist Du mir oft gegenwärtig, wie ich mir Dich denke mit Deinen Schülerinnen, deren Namen ich gern wüßte. Sind nicht Schwengers darunter? und ist Herr Vikarius Reen nicht ihr Lehrer? Mit Freude würde ich Dir helfen bei Deinen Kirchenarbeiten, und Dir dabei manches erzählen, wenn ich so zuweilen ein Stündchen bei Dir zubringen könnte. Und dann gingen wir zusammen in die liebe unvergeßliche Paterskirche“ (der Franziskaner).

Pietät und Anhänglichkeit führten sie häufig nach Langenberg, regelmäßig namentlich um die Frühjahrszeit, wo sie es sich zur Aufgabe gestellt, den Garten des würdigen Pfarrers Hensing in frischen Stand zu richten. „Seit Freitag bin ich nun hier“, schreibt sie im April 1854 aus Langenberg, „wo ich, wie alljährlich, das Blumengärtchen des guten alten Pfarrers in Ordnung zu bringen habe. Das ist meine Erholung zugleich, wie ein Dienst der Freundschaft für den alten Herrn, der im Sommer seine nette Kirche mit den Blumen seines Gärtchens schmückt.“ [2] — In ihrem Endzweck

[1] Ungedruckte Briefe an Apollonia Diepenbrock vom 23. Juni 1853, 20. Juni 1854, 12. Dezember 1855. — Ferner bei Schlüter 32 61 64 71 74 77 78 86 120.

[2] Bei Schlüter 74. Ähnlich drei Jahre später an Apollonia Diepenbrock: „Gleich nach Ostern mußte ich nach Langenberg,

galt also auch diese gärtnerische Tätigkeit, die Blumenpflege, wieder der Zierde des Gotteshauses, dem Altarschmuck des Kirchleins.

All ihr Denken und Trachten konzentrierte sich ja im Heiligtume, in der Liebe und Verherrlichung des himmlischen Königssohnes, „und sein Altar war ihrer Seele die Heimat, wo sie friedlich wohnt". Hier erlebte sie ihre beseligendsten Stunden; hier suchte und fand sie Beruhigung nach der Hast des Tages; hier schöpfte sie Trost und Kraft in trüben und bedrückenden Momenten. „Die schwersten Stunden meines Lebens", bemerkt sie einmal, „bin ich gewohnt allein, Gott gegenüber durchzumachen, und da ist ein Plätzchen in einer Kirche, dem Tabernakel nahe, mir das beste Asyl."

Ihre Hauswirtin hieß Gertrud Schwenger, eine Tochter des früheren, aus dem erstmaligen Aufenthalt her ihr in gutem Andenken stehenden Bürgermeisters Schwenger von Wiedenbrück, der im Sommer 1833 gestorben, und eine Nichte des mit der Familie Diepenbrock befreundeten, seitdem ebenfalls heimgegangenen Kanonikus Schröder[1]. Der Bürgermeister war ein fester und lebensmutiger Charakter gewesen, und auch die Tochter, ein braves frommgesinntes Wesen, hatte von diesen väterlichen Eigenschaften ein Erbteil mitbekommen. Sie hatte den Entschluß gefaßt, ehelos zu bleiben, und seit dem Tode ihres Vaters war es ihr stiller Wunsch gewesen, mit Luise Hensel zusammenleben zu können. Jetzt sah sie diesen Wunsch erfüllt, und Luise fand an ihr eine treue seelengute Genossin,

---

wo ich das Blumengärtchen immer einrichte, aus dem unser lieber alter Pastor Hensing seine Kirche schmückt." Wiedenbrück, den 30. April 1857.

[1] Kanonikus Schröder starb am 7. Mai 1836. Luise Hensel ward in seinem Testament mit einem Andenken bedacht; er vermachte ihr „das goldene Kreuzchen mit der Partikel vom heiligen Kreuze".

mit der sie bis zum Tode derselben (1871) in friedlicher Eintracht und Gemeinsamkeit unter einem Dache lebte.

Ihr übriger Umgang beschränkte sich auf einen engsten Kreis; denn sie liebte und suchte die Einsamkeit. Unter den geistlichen Herren, mit denen sie verkehrte, ist der ehrwürdige Dechant Hammersen zu nennen, ein Mann von der Sinnesart Hensings, den sie hoch verehrte, wie auch ihm ihr Eifer für die Zier des Hauses Gottes eine willkommene und wertgehaltene Stütze war, sowie der namentlich als Prediger ausgezeichnete Kaplan Huy, der nachmals als Dechant in dem Wiedenbrück benachbarten Herzebrock wirkte. — In nahen, wahrhaft herzlichen Beziehungen stand sie zu der Familie des Kreisrichters Alfred Hüffer, der kurz vor ihrer Übersiedlung nach Wiedenbrück in seine dortige Stellung eingetreten war, und dessen Gattin, Bertha geb. v. Mallinckrodt, Luise noch von Aachen her kannte. Frau Hüffer war die jüngere Schwester ihrer einstmaligen Schülerin Pauline v. Mallinckrodt. Luise schloß sich mit Wärme an die Gleichgesinnte an, und die frühere Bekanntschaft erwuchs zu einer in christlicher Liebe gegründeten Freundschaft, welche ihr das Wiedenbrücker Leben manche Jahre hindurch verschönerte, sie geistig oft erquickte, auch nach dem Wegzug der Familie (1860) an Kraft nichts verlor und bis über das Grab hinaus sich bewährte.

Treten nun in den äußeren Verhältnissen Luisens keine wichtigen Veränderungen mehr ein, so fehlte es doch nicht an wechselvollen Unterbrechungen und Intermezzos aller Art. Auch von ihrer stillen Klause aus blieb sie mit der Welt in Berührung, und wie ihre Korrespondenz, von Jahr zu Jahr wachsend, jetzt beinahe ins Ungemessene sich dehnt, so ward auch die tausendfach bewährte Güte und hilfbereite Dienstfertigkeit der Freundin, der Schwester, der Tante, der mütter-

lichen Beraterin immerfort noch vielfältig in Anspruch genommen; ja ihr Leben ist nun erst recht eine Wanderschaft, ein Pilgerleben im Dienste der Freundschaft und der Nächstenliebe.

Von der Ostsee her, von Berlin und aus Aachen, vom Rhein wie aus Schlesien kommen Bitten und Zurufe, welche ihre Gegenwart mit freundlichem Andringen, mit zärtlichem Ungestüm verlangen. Wochen und Monate bringt Luise Hensel in Stargard bei Stettin, später in Groß-Barthen bei Königsberg zu, in den Familien ihrer verheirateten Neffen, im Kreise des jung aufwachsenden Geschlechts, das aus ihrem Munde die biblische Geschichte zuerst kennen lernt. Wochen und Monate weilt sie an den Geländen des Rheins, in Düsseldorf, in Bonn, auf der Haanenburg am Siebengebirge, zumal aber und ungezählt oft in Köln, wohin eine herzliche Bitte, ein Hilferuf, eine Mahnung ihrer immer treu anhänglichen Pflegekinder sie gezogen, die gewöhnlich auch in den Ferien sie erwarten und als Vertraute ihrer Erlebnisse wie ihrer Lebenspläne um sich haben wollen. Einstmalige Schülerinnen, seitdem brave Hausfrauen oder auch wieder Witwen geworden, verlangen nach dem aufrichtenden Wort, nach dem beglückenden Umgang mit der geliebten Lehrerin und Freundin. In der Regel ist es ein Werk der Liebe, dem sie „aus Gewissensgründen sich nicht entziehen kann". Zur eigenen Sammlung und Selbstbesinnung zieht sie sich dann wohl einmal auf einige Wochen in ein stilles Kloster zurück, um geistliche Übungen mitzumachen, aus denen sie neue Stärkung holt: „ein nie genug zu preisendes Seelenbad"[1].

Die Schilderung dieser letzten Zeit kann daher, der Natur der Dinge gemäß, nur ein aus vielen Fragmenten hergestelltes

[1] So in einem Briefe an A. Diepenbrock, als sie im Oktober 1853 zu Paderborn bei den Schwestern der christlichen Liebe eine von P. Schleiniger geleitete Retraite mitgemacht hatte.

Mosaikbild sein; aber auch in dieser musivischen Gestalt wird der einheitliche Geist, der ihr Leben erfüllte und all ihr Tun beseelte, zur Erscheinung kommen. Wie schwer sie es auch oft ankam, sich aus dem Frieden ihrer Zelle loszureißen, und wie sehr sie zuweilen das ihr aufgebürdete Los der „Ruhelosigkeit" beklagte — diese Ruhelosigkeit diente vielen zur Beruhigung. Alle vorhandenen Briefe lassen erkennen, daß sie mit Ungeduld erwartet, daß sie allerorten willkommen geheißen ist als der „freundliche Hausgeist", der Trost bringt und Mut und Freude verbreitet, und wohl auch durch das Beispiel ihrer Gottesminne junge unschuldige Herzen mit Begeisterung entzündet. Auch Professor Schlüter bestätigt, daß ihre Anwesenheit in Münster jedesmal für das ganze Haus ein Fest gewesen, und daß keines ohne Leidwesen sie wieder scheiden sah.

In der Tat vereinigte sie in ihrer Person Eigenschaften, um groß und klein, jedes in seiner Weise zu erfreuen, um die Einfalt des kindlichen Gemütes wie den Verstand der Verständigen zu befriedigen. Bildung — wer unter ihrem Geschlechte hat sie reiner besessen und sorgsamer zu erhöhen gestrebt als sie? Humanität — wer hat sie edler und in aller Heimlichkeit hochherziger geübt als sie, die gegen alle ohne Unterschied gleich Liebreiche? Geist und Gemüt standen in einträchtigem Verhältnis, und in dieser schönen Harmonie der Seelenkräfte ruhte das anziehende, das zugleich belebende und beruhigende Element, das von ihr ausging und ihrer Umgebung sich mitteilte. Sie war auf den verschiedensten Gebieten zu Hause, und bei ihrer idealen Richtung wußte sie, von Phantasie und schneller Auffassung unterstützt, auch dem Denker Anregung und Interesse einzuflößen. Schlüter wenigstens versichert, es sei ihm ein großer Genuß gewesen, über die wichtigsten Fragen der Philosophie, Religion und Theologie sich mit ihr zu unterreden. „Ihr Inneres war

stets zu höheren Dingen aufgelegt, sie entbehrte nie der Muße, die schon Sokrates als etwas Heiliges bezeichnete. Die Heiterkeit und Sicherheit, womit sie alle Gegenstände auffaßte und besprach, wie die Gerechtigkeit und Billigkeit, die in all ihren Urteilen herrschte, hatten etwas sehr Wohltuendes, Hebendes, zur inneren Harmonie Stimmendes."[1]

Auch ihre Frömmigkeit, so hoch immer die Anforderungen gingen, die sie an sich selber stellte, war gesund, weil sie das ganze Wesen beseelend durchdrang, und darum frei von allem, was aufdringlich, gesucht oder sentimental erscheinen konnte. In einer Charakteristik, die sie von einer jungen Verwandten ihrer Freundin Apollonia entwirft, einem „frischen frommen Mädchen", bemerkt Luise selbst mit Nachdruck: „Es ist eine gesunde Frömmigkeit, ohne allen Beigeschmack von Quiselei, die ich, wie Du weißt, gar nicht leiden kann."[2] — In anderer Weise wird dies von Frau v. Olfers, ihrer Jugendfreundin Hedwig, bestätigt, welche Luise „eines der interessantesten Mädchen" nennt, die sie kannte, und beifügt: „ihre Frömmigkeit war bei aller Schwärmerei mit so gesundem Humor durchflochten, daß sie auch Weltlingen nie den Eindruck des Süßlichen oder Scheinheiligen machen konnte."[3] Im Gegenteil, sie besaß jene echte, kernhafte Frömmigkeit, welche den Menschen liebenswürdig macht, die darum in jeder Gesellschaft ihr die Herzen öffnete, die Widerstrebenden wenigstens entwaffnete und versöhnte.

Man fühlte die innere Wahrhaftigkeit, die aus ihrem Reden wie aus ihrem ganzen Benehmen hervorleuchtete, die ihr darum auch ein unbegrenztes Zutrauen erwarb. Luise war im eminenten Grade Vertrauensperson, an die man sich von allen Seiten und in hundert Nöten und Fragen wandte

[1] Im Vorwort zu den Briefen S. VII.

[2] Wiedenbrück, 1. September 1854.

[3] Gütige Mitteilung von Frau v. Olfers (Berlin, 24. Juni 1882).

oder sein Herz ausschüttete; und mehr als eine dankte ihr, daß ihr Wort, aus der Fülle reiner Menschengüte gesprochen, ihr den rechten Lebensweg gewiesen habe. Eine Tochter Philipp Veits, des großen Meisters christlicher Kunst, nannte Luise in einem muntern Schreiben die „Oberin vom Orden der Verschwiegenheit".

Wie ihr anregendes Wesen in Ernst und Spiel auf die Kinder wirkte, davon war schon an verschiedenen Stellen die Rede. Hier mag noch schicklich eine kleine Probe zur Ergänzung eingeflochten stehen, die wir dem Briefe einer ihrer aufgeweckten und kunstbegabten Großnichten (Hensel) entlehnen: „Bei dem Blättchen mit den getrockneten Blumen wurde ich wieder so recht lebhaft an Deinen Aufenthalt in Barthen erinnert, wo Du nie, auch beim Spazierengehen, müßig warst, sondern immer sammeltest und die niedlichsten Pflänzchen und Blumen fandest, die keines von uns bemerkt; und dann wurde das zu Hause zusammengestellt und geordnet und auf Deine originelle Weise mit bunten oder schwarzen Ausschnitten aus Papier verziert, und Dein ganzes Zimmer oben, wo wir stets so gern hineinkamen, lag voll von angefangenen Arbeiten, die wir stets als die wunderbarsten Kunstwerke anstaunten. Das kleine Ausschneidebuch, was Du uns damals machtest, haben wir noch und sehen es immer wieder gerne an."

Dieselbe Schreiberin nennt sich ihre Schülerin in der Kunst des Bilderausschneidens und weiß die liebe „Lehrmeisterin" mit reizenden Proben zu erfreuen. Luise selbst fuhr auch jetzt noch fort, diese kleine harmlose Kunst gelegentlich zu üben, mit der sie so viel Vergnügen um sich verbreitete. Besonders in unschuldigen Kinderherzen erblühte aus diesen Phantasie und Gemüt anregenden Kleinigkeiten manche Blume reiner Freude, frommer Anmutung, rührender Eindrücke. Aber auch ein Kenner wie Maler Hensel hatte sein herzliches Wohlgefallen an diesen „so zierlichen, so sinn-

vollen Ausschneidereien". Und eine Stolberg-Enkelin schreibt im Gründerjahr 1873: „Noch neulich betrachteten wir Ihre reizenden Bildchen, deren ich, dank Ihrer Freundlichkeit, eine kleine Sammlung besitze und sie auch als einen Schatz aufbewahre. Da wurde denn so recht mit warmem Gefühle Ihrer gedacht, und aller Güte und Treue, die Sie uns erwiesen, und des lieben genußreichen Umgangs mit Ihnen. Der Domkapitular Thissen konnte sich nicht satt sehen an den schönen Bildchen, wo ich mir denn auch ein kleines ausgeschnittenes Marienbildchen vom Herzen riß, um es ihm zu schenken, und zwar unter der conditio sine qua non, dafür täglich für mich beten zu wollen. Sie sehen, ich mache Geschäfte mit Ihren schönen Gaben, und hoffentlich gute, bessere als die Gründer, von denen jetzt so viel die Rede ist."

Aus solchen und ähnlichen Stellen der bunten Korrespondenz reflektieren die Ausstrahlungen ihres Talentes und Gemütes. Wie viele Briefe von Freunden und Bekannten überströmen von Gefühlen des Dankes aus Herzen, welche ihr geistige oder materielle Wohltaten, Liebesdienste aller Art verdanken und dabei besonders erfahren haben, daß, wie einer unter den vielen sagt, „ihrem Herzen nichts angenehmer sei, als dem Mitmenschen eine unverhoffte Freude zu machen".

Gerade die sinnige heimliche Art, womit sie Freude bereitete, Gaben zu spenden wußte, erhöhte den Wert derselben und entzückte auch die Verwöhnten. Ihre Schwägerin Fanny (geb. Mendelssohn) gibt wiederholt ihrer freudigen Überraschung Ausdruck über „die Erfindungsreiche, tausend kleine Niedlichkeiten Bereitende". Und auf eine kleine Weihnachtssendung antwortet dieselbe Schwägerin: „Wenn es wahr ist, daß man oft einen ganzen Menschen in einzelnen Zügen erkennen und lieben kann, so gibt es wohl keine Eigenschaften an Dir, die man nicht erkennen könnte, indem man so ein Kistchen von Dir öffnet. Talent, Geschmack, Sorgsam-

keit, Liebe, Herzensfreundlichkeit, alles das liegt darin und lacht uns an, und rührt mich immer durch seine Einfachheit und Ungezwungenheit."

So war sie, die an das Leben selbst so wenig Ansprüche machte, unablässig bedacht, andern das Leben zu verschönern oder zu erleichtern. In allen Situationen und Stimmungen aber, versichert Schlüter, „selbst wenn sie augenblicklich für eine Arbeit und für ein Geschäft sehr interessiert und eingenommen war, blieb ihr die ruhige Besonnenheit und die Sanftmut einer schönen Seele."

Man denkt an ein Wort von Grillparzer, das er einst an Katharina Fröhlich gerichtet:

„Gefühl, das sich in Herzenswärme sonnte,
Verstand, wenn auch von Güte überragt;
Ans Märchen grenzt, was sie für andre konnte,
An Heil'genschein, was sie sich selbst versagt."

28. In Regensburg und Aschaffenburg.

(1854—1855.)

Melchior v. Diepenbrocks Tod. Von Köln nach Regensburg. Apollonia Diepenbrock. Die Briefe Klemens Brentanos.

Am 20. Januar 1853 war Kardinal Diepenbrock auf seinem Schlosse Johannesberg in Österreichisch-Schlesien gestorben. Obwohl Luise Hensel den Fürstbischof beim letzten Wiedersehen leidend und sehr gealtert gefunden, und ihm angesehen, wie ihn die Last des Purpurs drücke, so war sie doch von dem Ereignis überrascht und tief erschüttert — ein Verlust, klagt sie, der nicht bloß sie, und darum doppelt und hundertfach sie betroffen[1].

[1] Briefe an Schlüter 61. Das Wort bezieht sich nicht auf Klemens Brentano, wie dort irrtümlich angemerkt ist, sondern auf Diepenbrock.

Seitdem empfand sie ein unwiderstehliches Verlangen, die altbewährte, treue Apollonia Diepenbrock, die mit dem edeln Bruder so viel verloren, aufzusuchen; am liebsten wäre sie gleich von Berlin aus, wo sie damals gerade sich befand, zu der Trauernden nach Johannesberg geeilt, welche das letzte Halbjahr an der Seite des kranken Bruders geweilt hatte und Zeuge seines gottseligen Hinscheidens gewesen, dann aber unter der Schwere des Schlages selbst zusammengebrochen war.

„Mein Herz zog mich gewaltig zu Dir", schreibt sie ihr einige Monate später[1]. „Meine Gedanken sind immer mit Dir beschäftigt, und ich meine fast, Du müßtest das fühlen.... Seitdem Dein herrlicher Bruder heimgegangen, habe ich eine doppelte Sehnsucht nach Dir — Ihr gehörtet in meinem Herzen so zusammen, daß jeder ein Stück vom andern und das beste Stück von meinem armseligen Herzen war. O liebe, arme Schwester, was haben wir verloren! Wie wahr spricht Dein Brief über sein edles inneres Leben sich aus! Du irrst aber, wenn Du meinst, ich wüßte Näheres über seine letzten Stunden, über seine geistigen und Körperleiden, über seine Tröstungen und über alles, was man noch etwa von ihm vernommen. Alle Zeitungen klagten über den großen Verlust und beschrieben das Leichengepränge; aber worauf es mir vor allem ankam, das vernahm ich aus keiner derselben. Ich mute es aber auch Dir nicht zu, liebste Apollonie; es wundert mich nur, daß man über die letzten Stunden desselben nicht einmal etwas erfahren kann, und so hoffe ich immer, daß irgend ein geistlicher Freund des Verklärten alles notiert haben werde und daß es vielleicht auch mir erreichbar wird, wenn es etwa veröffentlicht werden sollte.

„Mein Bruder hat mir vor kurzem eine große Freude gemacht; er war nämlich ein inniger Verehrer des Kardinals

[1] Wiedenbrück, 29. Juni 1853.

und hat vor zwei Jahren eigens die Reise nach Johannesberg gemacht, um ihn kennen zu lernen, und hat ihn dort auch in sein Album gezeichnet. Es ist das einzige ähnliche Bild von ihm, sehr edel aufgefaßt, und gibt sein Inneres mehr, als irgend in einem Bilde mir möglich schien. Auch Dein Bruder äußerte sich gegen mich über diese Zeichnung sehr zufrieden. In Berlin tat es mir wohl, dies Bild oft anzusehen, und nun hat mein Bruder es mir in Licht sehr gut nachbilden lassen und zugeschickt. Es ist mir ein wahrer Schatz und steht auf einem Pultchen immer vor mir auf dem Tisch, an dem ich arbeite und schreibe. Es ist mir oft, als spräche der Selige mit mir aus diesem Bilde. Ich habe mir schon vorgenommen, daß Du es haben sollst, wenn ich vor Dir sterbe; es ist das beste Erbe, was ich Dir hinterlassen kann, und Du hast vor allem ein Recht darauf.

„Also unsere gute Lisette[1] nun auch dahin! Auch sie heimgegangen! Ich danke Dir für den rührenden Totenzeddel. Wie gern hätte ich sie wieder gesehen, was seit unserer Jugendzeit nicht mehr der Fall war. In Zeit von elf Monaten sind mir zehn befreundete Seelen geschieden — Dein herrlicher Bruder aber der schmerzlichste und größeste Verlust auch für mich und mein nun so sehr vereinsamtes Leben. Gott nehme dieses große Opfer hin und lasse uns ihn einst in seiner Seligkeit selig wieder finden! Amen — und die gute, liebe Lisette und Deine trefflichen Eltern und unsern lieben, alten, dort nicht mehr brummigen Klemens auch dabei! O was soll das eine Freude geben, Appelchen, bete doch nur für mich, daß ich auch hinkomme; ich bin noch immer so träge und lau, und Gott hat mir in meinem langen Leben so unendlich viel Gnaden geboten, und ich habe sie so schlecht benutzt. Am 30. März bin ich 55 Jahre

[1] Eine Schwester Diepenbrocks.

alt geworden — wie anders hat Dein Bruder seine 55 Jahre Pilgerzeit benutzt! Er durfte nach seiner Auflösung verlangen. — — Du machst mir Hoffnung auf einen baldigen Brief, liebste Appel, und ich bitte innigst darum; jedes Wort von Dir ist mir eine Lebensfreude, deren ich wenig mehr habe, und Gott wird Dir's lohnen . . . Gottes heiliger Friede sei mir Dir!"

Noch lange klingt die Totenklage um den großen Kirchenfürsten in ihren Briefen an die gute „Appel" nach. Als der erste Jahrestag von Diepenbrocks Tod herannahte, ließ Luise denselben nicht vorübergehen, ohne dem Verewigten ein Wort der Erinnerung zu weihen als dem teuersten und liebsten unter den Freunden, welche ihr Gott im abgelaufenen Jahre genommen, dem Unvergleichlichen, dessen edles Bild „ebenso rührend als erhebend" vor ihrer Seele steht. „Ich schreibe Dir, liebe Schwester", fährt sie fort[1], „darum auch heut, weil ich wünschte, daß mein Blatt übermorgen in Deine Hände käme. Was wird Dein liebes Herz an diesem Tag empfinden! Wäre ich bei Dir und könnten wir unsere Tränen gemeinsam weinen!"

Sie kommt dann wieder auf das Bildnis des Kardinals zu sprechen, das Daguerreotyp, das sie über alle ihr bekannt gewordenen Porträte stellt: „Jenes Bild, von dem Du die Kopie hast, kenne ich nicht, auch nicht den Stich danach[2]. Was ich von Bildnissen, die die seinen sein sollten, gesehen, waren nur Zerrbilder, die mich betrübten und verletzten. Die Lichtkopie nach meines Bruders Zeichnung gibt aber alles, nach meiner Ansicht, was ein Bild von ihm geben

---

[1] Wiedenbrück, 18. Januar 1854. An Apollonia Diepenbrock.

[2] Es ist das Ölgemälde gemeint, lebensgroßes Porträt, das im fürstbischöflichen Palais zu Breslau sich befindet. Apollonia war mit demselben nicht zufrieden.

kann; es ist mir ein wahrer Schatz und steht immer (auch in diesem Augenblick) auf meinem Tisch, an dem ich schreibe oder arbeite, und nur zu oft feuchten sich meine Augen, wenn sie darauf blicken. Könnte ich es Dir doch zeigen! — Eben kämpfe ich mit mir, ob ich es Dir nicht schicken müßte schon bei Lebzeiten; aber verzeih, ich bin noch nicht fähig, dies Opfer zu bringen, so lieb ich Dich auch habe. Ein gutes Bild eines Heimgegangenen, der uns so recht wert war, ist doch sehr viel; ich meine, es ist nicht bloß etwas Irdisches: es vergegenwärtigt uns auch seine Seele, seine Tugenden, seine Lehren.

„Am ersten Christtage ist nach vielen Leiden mein Freund Radowitz gestorben, gottlob auch sehr fromm. Gott hat ihm viele Gnaden gegeben; er wolle und wird auch die arme liebe Witwe mit ihren drei Söhnen nicht verlassen[1]. — Im Sommer ist auch eine sehr treue Freundin von mir in Köln gestorben, eine in großen Leiden gereifte Seele[2]; und nun erhielt ich vorgestern die Nachricht vom Tode meiner noch einzig mir gebliebenen Gespielin aus früherer Jugendzeit, einer treuen, aufrichtigen, sehr reichbegabten Seele, die aber leider hienieden die wahre Kirche nicht erkannte. Sie vermied geflissentlich, mit mir über die Kirche zu sprechen, wenn wir uns mal wieder sahen, was noch im vorigen Sommer auf

---

[1] Auch in einem Brief an Schlüter (S. 66) erwähnt sie, daß das vergangene Jahr (1853) ihr zu der langen Reihe früherer „neun frische Grabhügel gebracht", die sie beklagen würde, wenn der Christ das dürfte. „Mein Diepenbrock begann, mein Radowitz beschließt diese letzte Gruppe." Über des letzteren Abscheiden berichtete ihr Marianne Saaling rührende und erhebende Einzelheiten, Zeugnisse eines wahrhaft christlichen Sterbens.

[2] Frau Marianne Arck, die Gattin eines Arztes, bei der Luise nach der Rückkehr aus Nonnenwerth im Herbst 1850 einige Zeit als Gast wohnte.

meiner Durchreise in Berlin geschah. Sie hieß Emilie Piaste; bitte, denke ihrer Seele.“ [1]

„Du, meine liebe Appel, bist nun noch die einzige Jugendfreundin, die ich habe, und warst mir immer die liebste. Laß uns jetzt wenigstens noch so viel wie möglich brieflich in Verbindung bleiben. Wie bald wird auch von uns beiden die eine hinübergerufen werden, und dann tut es der andern leid, daß sie nicht mehr mit ihr verkehren kann.“ —

Der Sommer dieses Jahres sollte endlich die beiden so lange voneinander getrennten Freundinnen wieder auf einige Wochen vereinigen.

Luise Hensel befand sich seit Mai 1854 in Köln. Mitten in ihren Wiedenbrücker Kirchenarbeiten, bei denen sie viel an die liebe Freundin erinnert wurde — denn sie hatte die Fahnen zu erneuern und zu reinigen, an denen die gute Appel einst, gerade vor dreißig Jahren, ihr geholfen, und „mit wehmütigem Gefühl“ mußte sie zum Teil ihre Stiche auftrennen — mitten in diesen Arbeiten war sie durch eine sehr dringende Bitte nach der rheinischen Stadt gerufen worden. Es galt, in einer verwickelten Angelegenheit, welche eine ihren Pflegekindern nahestehende Familie betraf, Rat und Hilfe zu schaffen und durch ihre Vermittlung auch den weitreichenden persönlichen Einfluß ihres Bruders in Bewegung zu setzen. Die Angelegenheit hielt sie mehrere Monate fest und veranlaßte sie sogar später, nach Berlin zu reisen. Mit der Zeit, nach mancherlei Gängen und monatelang sich hinziehenden Verhandlungen, gelang es ihr und ihrem Bruder, die Sache am Ende ins gleiche zu bringen,

[1] Fräulein Piaste, Schwägerin Chamissos und Pflegemutter seiner Kinder, starb am 9. Januar 1854. Der Brief, der ihr von deren Hinscheiden Nachricht gab, war von Chamissos Tochter Johanna.

zum großen Trost der beängstigten Familie. — In den Tagen nun, während die Sache sich zögernd hinschleppte und für sie „nichts zu versäumen" war, faßte Luise einen raschen Entschluß und schrieb an Apollonia[1]:

„Nun höre einen Vorschlag, den ich Dir machen muß, liebste Appel! Sieh, ich kann noch nicht heim nach Wiedenbrück und habe zu tun. Im halben August kommen meine beiden Pflegsöhne hier zur Vakanz; die möchte ich dann noch wiedersehen, wenn die andere Sache sich auch früher beenden läßt! In der Zwischenzeit aber möchte ich dem Zuge meines Herzens einmal nachgeben und auf acht Tage zu Dir kommen, wenn ich sicher bin, Dich in Regensburg zu finden. Ich hoffe, Gott gibt mir die große große Freude, daß wir beiden Alten uns an unserem Lebensabend noch einmal sehen, um für diese Welt dann Abschied zu nehmen. Ich betrachte diese Reise als eine Wallfahrt, die Gott nicht mißfällig sein kann. . . . Bitte, gib bald Antwort Deiner Luise."

Umgehend erfolgte ein freudiges Ja aus Regensburg. „Du willst die weite Reise machen, damit wir uns noch zum letzten Male im Leben begrüßen können, das ist eine Liebe und Treue, die mich wahrhaft rührt und beschämt! Gott vergelt sie Dir. Komme also ja sobald wie möglich! und richte Dich doch wenigstens auf drei Wochen ein; Du mußt dann hier die Donaubäder gebrauchen, die den Seebädern wenig nachstehen, Du wirst gewiß guten Erfolg davon verspüren. . . . Gott segne Deine Reise und gebe Dir seinen heiligen Engel zum Begleiter! Meine liebe treue Genossin Frau v. Käser freut sich mit mir auf Dein Kommen, und ich denke, wir werden, wenn auch manche Stunden in Wehmut, doch auch viele in rechter Herzensfreude zubringen.

[1] Köln, 27. Juni 1854.

Adieu also bis auf ein frohes Wiedersehen. Deine treue alte Appel."

Es war in der Tat ein frohes Wiedersehen, und selige Wochen waren es, welche die beiden im Streben und Wirken, in Gesinnung und Tat, in der ganzen Lebensrichtung seit den Jugendtagen harmonierenden Genossinnen zusammen in der bayrischen Donaustadt verbrachten. Luise Hensel nennt es „eine große und nachhaltige Freude", die ihr dieser Sommerbesuch bereitet. Sie blieb mehrere Wochen und hatte nun vollauf Gelegenheit, das gesegnete Wirken ihrer Freundin in dem ganzen Bereich ihrer stillen Wohltätigkeit zu beobachten und kennen zu lernen.

Seitdem Apollonia Diepenbrock, im Jahre 1834, bleibend nach Regensburg übergesiedelt war, um dort an der Seite ihres Vaters und Bruders zu sein, hatte sie nicht aufgehört, ihrem selbsterwählten Berufe für die Armen und Kranken zu leben. Sie setzte in Regensburg nur fort, was sie in Koblenz begonnen. Gleich nach ihrer Ankunft hatte sie sich ans Werk gemacht, indem sie eine eigene Wohnung mietete und anfänglich mehrere kranke und arme Kinder, später auch erwachsene Kranke zu sich nahm. Daneben besuchte sie die Spitäler, auch die Kranken in den Häusern, wachte bei ihnen und pflegte, säuberte und kleidete sie, sammelte Almosen von den Wohlhabenden und verteilte an Dürftige noch reichlicheres aus ihrem eigenen Vermögen.

Schon im Mai 1835 berichtete Frau Professor Phillips, die von München aus öfters die auch von ihr hochverehrte Schwester Diepenbrocks in Regensburg besuchte und jedesmal bei ihr „ein wahres Labsal und Herzenserhebung" fand, an die gemeinsame Freundin: „Sie ist eine herrliche Seele, die ihre einzige Freude im Gebete und Pflege der Kranken findet. Sie wohnt, von den Ihrigen getrennt, in einer eigenen Wohnung, in welcher sie fünf ganz hilflose kranke Frauen

beherbergt und pflegt. Außerdem aber ist sie die Mutter aller Armen und Bedrängten der ganzen Stadt. Es ist mir oft rührend gewesen, wenn ich mit ihr zusammen zu armen Kranken gekommen bin, wie schon ihre Erscheinung wohltätig und freudig auf die Leute wirkte, und wie sie mit dem leiblichen Almosen in so großer Einfalt und Liebe das oft noch nötigere und erquicklichere geistige Almosen verband. Eine recht tiefe Verehrung habe ich vor ihrem ganzen Wesen und Wirken. — Mit Vater und Bruder lebt sie auch im angenehmsten Verhältnis, jeden Mittag speist sie mit ihnen und sorgt natürlich auch für all ihre Bedürfnisse; sie wird aber auch von beiden aufs zärtlichste geliebt und in jeder Art unterstützt. Mir ist diese Familie ein Schatz, für den ich Gott nie genug danken kann."

Im Einverständnis mit ihrem Bruder Melchior, damals Domdechant in Regensburg, und ihrer großmütigen Münchner Freundin Emilie Linder, welche die nötigen Mittel beisteuerte, faßte Apollonia den Plan, eine förmliche Anstalt zu gründen, in welcher fortan sechs bis acht kranke und in sonstigen Anstalten nicht unterzubringende, wohlgesittete Frauenspersonen aufgenommen und verpflegt werden sollten. Die nicht lange danach erfolgte Berufung Diepenbrocks auf den fürstbischöflichen Stuhl von Breslau beraubte sie freilich einer wichtigen Stütze, und Apollonia sah sich in der Ordnung und Fortführung ihres Unternehmens auf sich allein angewiesen. Sie trat aber von dem in herzhaftem Gottvertrauen begonnenen Werke nicht mehr zurück, und später fand sie an Frau Therese v. Käser, der Witwe eines bayrischen Oberförsters, eine wackere und verständige Gehilfin. Das „St Josephshaus" bei Obermünster wurde die friedliche Stätte ihres Wirkens und blieb der Herd einer weitumfassenden Tätigkeit zur Hilfe der Bedrängten für ihre Lebenszeit. Wie vielen seit der Eröffnung dieses Hauses in Krankheit liebevollste

Pflege geworden, wie viele in Armut und Not von hier aus Hilfe und Trost gefunden, wie viele aus allen Ständen hier zartfühlende und verständige Teilnahme in wohltuendster Weise erfahren, das alles zu erzählen, würde ein schönes Blatt in den ungeschriebenen Annalen der christlichen Charitas füllen. Dabei war die Art ihres Wirkens echt evangelisch, wort- und geräuschlos, unscheinbar dahinfließend, wie ein verdeckter Wiesenquell. „Sie wußte es ganz geschickt einzurichten, daß ihr Name bei allen ihren Unternehmungen verborgen blieb, obwohl dieselben in ihrem Häuschen beraten und beschlossen wurden, oder sie selbst die eigentliche Seele war. Wer weiß es nicht, daß das St Josephshaus königliche und fürstliche Personen gar oft besuchten, daß Kardinäle und Bischöfe aus den verschiedensten Ländern, die hervorragendsten Männer der Wissenschaft mit Apollonia verkehrten? Doch sie verließ ihr Haus nie zu einem Gegenbesuche, und trat man nach solchen Vorkommnissen zu ihr, so war es, als ob nichts geschehen: sie selbst blieb stets die einfache, demütige Apollonia." So berichtet von ihr der Nachruf eines Mannes, der vorzüglich in ihrem Vertrauen gestanden und lange Jahre Zeuge und Berater ihres Sorgens und Wirkens gewesen[1].

Wie hätte in einem Wirkungskreise solcher Art Luise Hensel sich nicht heimisch fühlen sollen! War es nicht ein Abbild oder Seitenstück ihres eigenen Tuns und Trachtens?

Die kurzen sommerlichen Wochen im St Josephshaus zu Regensburg flogen nur zu schnell dahin. Es waren „köstliche Tage, reich an Freude und Wehmut"; und die beiden lebten dabei viel in Erinnerungen. „Wir haben viele Briefe ꝛc. vom seligen Kardinal und manches von Klemens Brentano gelesen, besprochen und ausgetauscht. Seitdem Diepenbrock

[1] Herr Geistlicher Rat Jacob in Regensburg.

tot ist, habe ich überhaupt mehr mit ihm gelebt, als da er noch hienieden war." Es gehe ihr, bemerkt sie gegen Schlüter, mit mehreren Toten so, sei ihr schon in der Kindheit und frühen Jugend so gegangen, und sie glaube fast, daß sie „etwas Gespenstisches" an sich haben müsse (S. 76). Ist es nicht vielmehr ein symbolischer Zug jenes geistigen Zusammenhangs der unsichtbaren Welt mit der sichtbaren? ist es nicht vielmehr, wie Diepenbrock selber einmal sagt, ein Teil des Segens, der auf der geistigen Gemeinschaft der Heiligen ruht? Versicherte er doch seinem Freunde Passavant, daß auch er mit dem lieben seligen Sailer mehr als je geistigen Umgang pflege und sich oder ihn frage, wie er dies oder jenes beurteilt und behandelt haben würde; das gebe oft willkommenes Licht. „O, daß sie" — ruft er aus — „einmal ans helle Licht träte, diese heilige Gemeinschaft, dann würde die ganze Welt bekehrt; denn welches Herz, das noch ein positives Liebeselement in sich hat, würde sich halten können gegen den Magnetberg der Liebe, und wie würde alles Negative sich verlieren in den fernen Pol!"

„O wie bitter ist das Wandern,
Wenn die Seele rückwärts zieht,
Und ein liebes Auge lange
Weinend noch herübersieht;
Und ein Tüchlein flattert ferne,
Bis dich birgt des Waldes Saum;
Siehst es winken, siehst es blinken,
Wehen noch durch deinen Traum.
Ach, die Sonne scheint dir trübe
Und dich freut kein Lerchenlied —
Bitter, bitter ist das Wandern,
Wenn die Seele rückwärts zieht."

So sang Luise Hensel eines Tages nach dem Abschied von lieben Menschen auf der Heimfahrt. Die Empfindungen dieses Liedes gingen wogend durch ihre Seele, als sie um die

Mitte August vom St Josephshaus in Regensburg und seinen friedlichen Bewohnerinnen Abschied nahm und die Heimfahrt nach dem Rhein antrat. „Ich kann Dir nicht sagen, wie schwer mir der Abschied von Dir geworden und wie gern ich wenigstens gleich in meine Einsiedelei zurückgekehrt wäre; Gott hat es anders gefügt" — schreibt sie an Apollonia am 22. August von Köln aus, wo ihre Gegenwart wiederum sehr notwendig und sehnlich erwartet war; sie mußte dort gleich wieder ins Feuer. „So sehr auch mein Herz bei Dir geblieben ist und obgleich auf der ganzen Reise meine Gedanken immer rückwärts gingen und mich nichts freuen und interessieren konnte, seit ich Dich verlassen, war es mir doch nicht möglich, Dir auch nur ein paar Zeilen schreiben zu können. Samstag abend kam ich hier mit einem niederländischen Dampfboot an, gestern und vorgestern nahm mich die bewußte Angelegenheit so in Anspruch, daß ich alle bei Dir gesammelten Kräfte nötig hatte, das Laufen, Sprechen ꝛc. auszuhalten. . . .

„Meine Reise war äußerlich viel leichter als die Hinreise, innerlich aber recht wehmütig. Du liebe, liebe Appel hast mit der guten Frau v. Käser, die ich herzlichst viel tausendmal grüße, gewiß für mich gebetet. Gott lohn's, wie all die unzähligen Gaben, die ich eben auspackte und deren Menge und Größe mich ganz beschämt. Könnte ich Dir nur auch mal was schenken! Wie rührend sind mir alle Bilder der mit Dir verlebten Tage in der Seele! Ich habe in der Nacht im Eilwagen recht eingesehen, wie ich Gott dafür zu danken habe, und der Dank dafür hat meinen Schmerz gelindert. — Unser lieber Herr Professor Jacob wird wohl schon auf dem Lande sein, sonst bäte ich, ihn recht herzlich zu grüßen. Meine Grüße übrigens all den guten geistlichen Herren, bitte, und Deinen Kranken und Freundinnen, wie Du weißt. Ich denke mit Dank an all die guten Seelen.

Leb wohl, lieb Äppelken! Wieviel möchte ich Dir noch sagen, wie herzlich Dir noch danken. Gott lohne alles!"

Es war nicht das letzte Wiedersehen, das die beiden treuen Seelen miteinander gefeiert.

Eine Wallfahrt hatte Luise Hensel ihre Reise genannt. In den Bereich dieser Pilgerreise gehörte auch ein Besuch in Aschaffenburg, ein Gang zum Grabe Klemens Brentanos. Am Grabhügel des alten Freundes zu beten und einige Blumen von seiner irdischen Ruhestätte mit von dannen zu nehmen, war ihrem Herzen ein Akt wohltuender Pietät. Ein weiterer Zweck, den sie damit verband, war aber, der Herausgeberin von Brentanos Schriften und Briefen bei der Auswahl der letzteren mündlich Rat und Auskunft zu erteilen. Zu dem biographischen Teile, der als Einleitung den Briefen vorausgehen sollte, hatte Luise bereits im vorhergehenden Jahr ihren ansehnlichen Beitrag geliefert, da Frau Emilie Brentano, die Witwe Christians, sie gebeten, „das Stück Leben vom seligen Klemens, worüber sie Rechenschaft geben könnte", für sie aufzuschreiben. Sie hatte diese „sehr schwere und schmerzliche Arbeit" in Pankow bei Berlin, im Hause ihrer Schwester, im Frühjahr 1853 abgemacht[1]. Jetzt schien es ihr zugleich „eine heilige Pflicht, Emilie Brentano zu sprechen, um sie möglichst von neuen Unüberlegtheiten in Hinsicht des seligen Klemens abzuhalten"[2].

Der erste Band der Briefe war aber bei ihrer Ankunft zum Teil schon gedruckt, und so erschienen denn zu ihrem großen Verdruß die Briefe an eine „Ungenannte", die sie nach einer früheren Aussage Brentanos für vernichtet

[1] Es ist dies der im achten Bande der gesammelten Schriften Klemens Brentanos von S. 60 bis 71 abgedruckte Passus. Auch der im Vorwort S. IX—X mitgeteilte Brief zur Charakteristik des Dichters ist von ihr. [2] An Apollonia, 27. Juni 1854.

gehalten, und die nun jedem Kenner des geistlichen Blumenstraußes ihren Namen verrieten, weil in jenen Briefen auch mehrere ihrer frommen Lieder mit abgedruckt waren, welche inzwischen durch Diepenbrock allbekannt geworden. Das bereitete ihrem skrupulösen Zartgefühl manche peinliche Stunde und sie fühlte sich gedrungen, den näherstehenden Freunden (wie Schlüter, Dr Julius, Frau v. Radowitz und andern) ihren „Unmut über das Unrecht, das ihr dabei geschehen", auszusprechen, und sich selbst, wenn es dessen bedurft hätte, zu rechtfertigen.

Die Angelegenheit, die ihr mehr als not zu Herzen ging, veranlaßte sie, im Sommer des folgenden Jahres eine zweite Fahrt nach Aschaffenburg zu unternehmen.

„Mit unserem seligen Klemens", schreibt sie an Apollonia Diepenbrock[1], „habe ich kürzlich viel gelebt, indem ich meine Briefe an ihn, die ich vor einigen Jahren von Emilie ertrotzt, durchgelesen und natürlich fast sämtlich verbrannt habe. Er hat jedes Zettelchen aufgehoben von 1817 an. Es waren auch ein paar von mir an Dich darunter, die ich natürlich [mit] verbrannt habe. Ich habe mit Emilie Br. viel hin und her gezankt über jene früheren Briefe von Klemens, die ich für von ihm vernichtet hielt und die jetzt leider in der Welt herumspuken; aus einem ihrer Briefe ersah ich, daß noch mehr vorhanden ist, was mich angeht, und so hat sie mir denn versprochen, mir jene Papiere zu zeigen und ein Abkommen (sie meint einen Austausch) mit mir zu treffen, wenn ich auf acht Tage zu ihr kommen wolle. Ich muß wohl, denn sonst läuft am Ende noch allerlei in die Welt, was mir nachher das Leben verbittert. Ich werde ihr also noch einige Briefe von Klemens aus späterer Zeit geben und mir dafür jene Manuskripte holen. Da mein Arzt mich

[1] Wiedenbrück, 28. August 1855.

ohnehin auf einige Wochen durchaus aus meiner ungesunden Wohnung haben will, und meine Pflegkinder in Köln seit Mai auf mich warten, so denke ich trotz Schwäche, starkem Katarrhe und beständigem Zahnweh mit Backengeschwulst, in etwa acht Tagen nach Köln zu reisen . . . und dann zu Emilie nach Aschaffenburg. Wie schwer wird mir dann freilich das Umkehren (so nahe bei Regensburg) werden; aber ich muß dann hierher zurück, um mich zur schweren Winterreise zu rüsten. . . . Ach, wann hört das Wandern und Pilgern auf? Nun, wie Gott will."

Gegen die Mitte September 1855 führte sie das Geplante wirklich aus, blieb sechs Tage in Aschaffenburg, „meist sehr mühsam beschäftigt", im Nachlaß des seligen Freundes viel suchend und lesend. Mit der Herausgeberin seiner Schriften kam es diesmal zu einer beide Teile befriedigenden Verständigung.

Auf der Rückreise weilte sie in Mainz einen Tag bei Veit[1]. „In Koblenz war ich auf der Hinreise einige Stunden geblieben, um unsern lieben alten Dietz zu sehen, den ich ganz wie früher fand, nur schneeweißen Hauptes. Er sprach mit vieler Liebe von Dir. In diesem Sommer ist nun auch unser guter alter Settegast gestorben und bald darauf seine Frau. Wie hat der Tod dort aufgeräumt im Kreise unserer Freunde! Gott gebe ihnen die ewige Ruhe und eine glorreiche Auferstehung, uns aber eine glückliche Überfahrt, sobald es für uns Zeit ist! Die liebe Karoline (Settegast) ist noch recht rüstig im Wandern durch die Stadt, um ihre Armen zu besuchen, aber aufgetrocknet wie eine Mumie. Ich habe sie im fürchterlichsten Regen aufgesucht, und sie hat mich zum Schwalbenschwänzchen geführt. Alles hat mit Liebe von Dir gesprochen und gegrüßt."

[1] Wiedenbrück, 11. November 1855. An Apollonia Diepenbrock.

Lange konnte Luise des peinigenden Gefühls nicht los werden, das ihr der Abdruck der Briefe an die „Ungenannte" erregt, obgleich aus denselben das Bild ihrer Persönlichkeit in so holder, unantastbarer Lauterkeit hervorblickt. Heute dankt man's der Herausgeberin, daß die Briefe erhalten sind. Auch ein so ernster Mann wie der Trappistenabt Ephrem in Ölenberg, mit seinem weltlichen Namen August van der Meulen, sah die Sache in einem milderen Lichte an und suchte die Freundin zu beruhigen. Am 8. Dezember 1856 schreibt er aus Ölenberg im Elsaß: „Beim Lesen der Briefe des seligen Klemens war ich anfangs unwillig über die Unbescheidenheit der Herausgeberin. Ich hatte vernommen, daß auch Sie nicht zufrieden seien. Jetzt habe ich meine Meinung geändert und freue mich, daß die Briefe an Sie abgedruckt sind. Als ich las, unterbrach ich einmal die Lektüre und schaute in eine Sammlung von Briefen deutscher Klassiker, die sich hier befindet, und war erstaunt über das Elend des Inhalts dieser gepriesenen Literatur. Gewiß hat kein Mensch so schöne Briefe geschrieben als Klemens Brentano. Beim Lesen der an Sie gerichteten Briefe sah ich Sie im Geiste bei Postmeisters in Dülmen, wie Sie an der kleinen Treppe, die in sein Zimmer führte, von ihm Abschied nahmen. Denken Sie nach, was haben wir seit der Zeit erfahren, gelernt, getragen, geduldet. Sie werden indirekt gelobt, ich gradeaus, und zwar so arg gradeaus, daß ich mich des Lachens nicht habe enthalten können, als ich seine Lobsprüche las. Er hat uns beide sehr geliebt, vielleicht nach der seligen Emmerich keine so. Wir müssen viel für ihn beten. Gott muß uns dort zusammenführen. Der Brief an meine Schwester Sophie gehört wohl zu den schönsten[1]. Solch

[1] Es ist hier der Brief gemeint: „An ein zwölfjähriges Mädchen aus einer schwergeprüften Familie." Gesammelte Schriften VIII 324—328.

einen Brief kann nur ein wahrhaft frommes und gläubiges Herz schreiben. Hier zeigt sich wieder ganz seine kindliche Natur, die natürlich genommen seine Retterin in seinem Leben war."

Dom Ephrem ist seitdem ebenfalls in die Ewigkeit abgerufen worden. Er starb zu Ölenberg am 1. März 1884.

29. In Breslau und am Rhein.

(1856—1857.)

Fürstbischof Förster. M. Pohl und die ewige Anbetung. Blankenberghe. Rheinfahrten.

Wie für das Andenken Brentanos, so war Luise Hensel nicht minder für das Andenken Melchiors v. Diepenbrock tätig und besorgt. Ihm vor allem, dem edeln, hochsinnigen Menschen und untadelhaften Priester, dem Jünger und Liebling Sailers, dem herrlichen Kirchenfürsten, sollte ein würdiges literarisches Denkmal gesetzt werden, an dem sich Mit- und Nachwelt erfreuen und erbauen könnte. Das war ihr innigster Wunsch, seit er so unerwartet früh dahingegangen, und als sie im Sommer 1856, der Bitte einer schlesischen Freundin nachgebend, nach Breslau kam, nahm sie die Gelegenheit wahr, den Nachfolger des Verewigten auf dem Breslauer Bischofsstuhl, der im Leben sein besonderes Vertrauen genossen, Fürstbischof Dr Heinrich Förster, zur Herstellung einer Biographie mit Bitten und Vorstellungen in ihrem und Apollonias Namen anzugehen.

Von diesem dreiwöchigen Aufenthalt in Breslau, im Juni 1856, berichtet sie ihrer treuen Apollonia nach ihrer Rückkunft aus Schlesien etliche Wochen später[1]:

[1] Wiedenbrück, 17. Juli 1856. „Gottlob wieder aus meiner kleinen stillen Einsiedelei, mein liebstes Äppelken!" beginnt der Brief.

„In Breslau hat man mir viel Liebe und unverdiente Ehren erwiesen; ich war förmlich gedemütigt. Und wie schmerzlich war mir's, dort zu sein. Wie anders wäre mir zu Mut gewesen, wenn ich vor 6 bis 8 Jahren mit Dir dort hätte sein können. Aber im Himmel wird's schöner sein — bete, daß ich Dir und Deinem seligen Bruder dort begegne! — Die guten Ursulinerinnen[1] haben mir ein sehr zierliches Sträußchen von einer roten und zwei weißen Rosen gemacht. Die rote ist vom Ärmelfutter des seligen Kardinals und die weißen sind von einem Rochet, das er von Sailer geerbt und auch selbst getragen hat. Es mußte für den jetzigen Fürstbischof etwas verkürzt werden und da fiel ein Streifen ab. Gewiß werden die guten Nonnen Dir auch gern so ein Sträußchen machen, so Du's wünschest.

„Der Fürstbischof, bei dem ich in den drei Wochen, die ich in Breslau zubrachte, mit Marie Pohl fünfmal gegessen habe, fragte mit vieler Liebe nach Dir und trug mir herzliche Grüße auf. Ich erinnerte ihn wiederholt daran, doch bald möglichst seinen Vorsatz auszuführen und Deines Bruders Leben zu schreiben; er behauptete aber immer, unmöglich die Zeit dazu zu haben, und dies Werk könne man doch nicht oberflächlich abtun. Mein Bruder hatte mich auch angetrieben, ihn dringend darum zu mahnen. Ich bat ihn, sobald er einen Augenblick Zeit finde, doch wenigstens mit einer Lebensskizze anzufangen, da immer ein Schattenriß schon besser sei als gar kein Bild von einem so bedeutenden und liebenswürdigen Menschen, und in späterer Zeit bei mehr Muße könne er ja dies Bild dann vervollständigen, man habe aber schon viel zu lange gewartet ꝛc. Er gab mir darauf zur Antwort: er habe noch gar nicht einmal das Material bei-

[1] Die Oberin derselben, Maria Ursula Herrmann, war mit Apollonia Diepenbrock befreundet und in Korrespondenz. Im Jahre 1886 konnte sie ihr diamantenes Ordensjubiläum feiern.

sammen, Du habest ihm auch die öfters erwähnten Notizen nicht geschickt. Da Du, liebes Herz, mir nun schreibst, Du sammeltest Notizen, so wüßte ich gern, ob Du irgend jemand andern gefunden, der das Leben des seligen Kardinals schreibt, und ob es denn endlich bald erscheinen wird? Ich kann natürlich sehr wenig von ihm geben, will aber nächstens all seine Briefe aus meinen Papieren suchen und was irgend wesentlich für Deinen Zweck ist, Dir zusenden. . . . In Brentanos Briefen sind nur einzelne Äußerungen über Deinen Bruder, ich will sie auch ausziehen, sobald es mir möglich sein wird, denn die sehr klein geschriebenen Briefe sind überaus mühsam zu lesen."

Apollonia antwortet: „Wir sind mit den Aufzeichnungen des lieben Seligen beschäftigt, und das, was ich von Dir wünschte, sollte auch dazu kommen, und dann alles an den Herrn Fürstbischof gesendet werden. Ich denke, im nächsten Winter findet er Muße, die Arbeit zu beginnen, und ist sie nur einmal begonnen, dann fürchte ich nicht, daß sie liegen bleibt."

Die beiden Freundinnen mußten noch ein paar Jahre Geduld haben, bis der neue Fürstbischof der Bürde des Amtes die literarische Muße abgewann; dann hatten sie aber auch die Freude, ein von Meisterhand gezeichnetes Lebensbild des verewigten Kardinals der Verehrung und liebenden Bewunderung aller Gutgesinnten zugeführt zu sehen. Die schöne Biographie erschien bekanntlich im Jahre 1859.

Die Freundin, bei welcher Luise diese drei Wochen in Breslau verbrachte, Fräulein Pohl, war die hochbegabte Tochter eines Professors an der Universität Breslau, Dr G. Fr. Pohl, dessen Name durch naturwissenschaftliche Schriften (über Elektromagnetismus ꝛc.) in weiteren Kreisen bekannt geworden. Fräulein Marie Pohl hatte in Schicksal und Lebensrichtung manches Verwandte mit ihr. Geboren zu

Stettin 1816, war sie im Alter von 26 Jahren (1842) zu Breslau aus innerem Antrieb katholisch geworden. Auch die Neigung zum klösterlichen Leben teilte sie mit ihr. Die frommen Lieder Luise Hensels hatten ihr Herz gewonnen, lange ehe sie die Dichterin selber kannte. Von Kindheit an, versichert sie in ihrem ersten Brief an Luise[1], habe sie eine innige Liebe und Verehrung für die Dichterin im Herzen getragen. „Seit den zwölf Jahren aber, wo ich das hohe und einzig wahre Glück besitze, der heiligen katholischen Kirche anzugehören, bin ich Ihrer Seele mit meinen Gedanken viel nachgezogen und habe dieselbe stets wie eine traute, geliebte Schwester begrüßt, obwohl Sie, durch geistige Vorzüge und Reichtümer, so hoch über mir stehen."

Ein erster Versuch, den sie unternahm, ins Kloster zu treten, war mißlungen. Sie wollte Karmeliterin werden und trat in Wilten bei Innsbruck ein; allein schon nach wenigen Wochen, welche sie im Sommer 1855 in diesem strengen Orden verbrachte, hatte sie auf ärztlichen Rat das Vorhaben aufgeben müssen, weil ihre schwächliche Natur den Anforderungen der Ordensregel nicht gewachsen war. Sie mußte „die Freistätte des Friedens" wieder verlassen. Den Wahlspruch, den sie von einer frommen Karmeliterin daselbst sich angeeignet, behielt sie aber in der Seele fest: „Frisch himmelwärts!"

Neue Hoffnungen belebten sie, als nun das Ideal ihrer Jugend, Luise Hensel, nach Breslau kam. Denn auch diese hatte dem Zauber des alten untilgbaren Lieblingsgedankens in der Einsamkeit ihrer Klause wieder stattgegeben, und der Hauptzweck, der sie zur Zusammenkunft mit der neuen Freundin nach Breslau führte, war die Beratung über ein gemeinsames klösterliches Unternehmen. Luise Hensel führte

[1] 1. Dezember 1854.

wiederum nichts Geringeres im Sinn, als die Stiftung einer Kongregation. Sie wünschte eine „Genossenschaft der ewigen Anbetung" zu gründen mit einer Regel, welche auch älteren, nicht mehr in der Vollkraft des Lebens stehenden Personen den Eintritt ermöglichen sollte, also ohne das strenge Büßerleben damit zu verbinden, „das nur so heiligen Seelen wie den Karmeliterinnen vorbehalten zu sein scheint".

Die ewige Anbetung zu befördern, war ein Gedanke, der sie seit den Jugendtagen beseelte; in so bestimmter Form aber beschäftigte sie dieser Plan erst seit Beginn der fünfziger Jahre. Sie korrespondierte und beriet sich darüber mit erfahrenen Geistlichen, namentlich mit einem „vom Geiste Gottes geleiteten" Ordensmanne. Sie wußte sich, zur Vergleichung und Durchprüfung, Statuten verwandter Orden zu verschaffen. Vorzüglich aber fanden die Regeln und Statuten der Klosterfrauen von der ewigen Anbetung, welche vom Kardinal-Erzbischof von Mecheln im Jahre 1856 kanonisch approbiert worden waren, ihren Beifall, so daß sie dieselben ihrem eigenen Entwurf zu Grunde legte. Durch die Vermittlung von Fräulein Pohl war noch eine andere schlesische Dame mit Luise in Verbindung getreten, Freiin Anna v. Stillfried, welche damals im Hause ihrer Schwester, einer Gräfin Schaffgotsch, in Wildschütz, in der Nachbarschaft des fürstbischöflichen Schlosses Johannesberg, lebte, „eine sehr fromme und dabei praktisch verständige Dame, deren ganzes Sehnen und Streben auf die Einführung eines solchen Ordens hinzielte". — „Wenn's doch schon so weit wäre!" hatte Marie Pohl kurz vor ihrer Ankunft geschrieben. „Ach, laß uns alles tun, um unser Klösterlein ins Leben zu rufen."

Fürs erste stand nun freilich die Ausführung dieses von den drei Freundinnen ins Auge gefaßten und lebhaft verhandelten Projektes noch im weiten Felde. Denn es fehlte an der nötigen materiellen Unterlage, an einem passenden

Hause und den Mitteln, welche ein derartiges Unternehmen bedingt. Sie mußten sich mit einer vorläufigen persönlichen Verständigung begnügen. Der Plan selbst aber, der nicht fallen gelassen wurde, bildete noch lange den Gegenstand der brieflichen Unterredungen, Wünsche und Bemühungen dieser „freudig ausharrenden Gebetsseelen". Luise Hensel zumal hielt die Idee mit zäher Beharrlichkeit fest, und wir werden später noch hören, wie dieser Ordens- und Klostertraum das Reich ihrer Gedanken und Hoffnungen bis in die spätesten Jahre durchwob.

Zunächst galt es jetzt andern, näher liegenden Anforderungen nachzugeben, denn vor allem verlangte der Zustand ihrer Gesundheit gebieterisch schonende Rücksichtnahme und gründliche Kur. Sie hatte in Breslau einen Arzt zu Rate gezogen, und zwar, da sie der Hahnemannschen Heilmethode anhing, einen Homöopathen. „Dr Patzack", meldet sie der besorgten Apollonia, „der mit vielem Interesse nach Dir fragte und Dich herzlich grüßt, meinte, mein Kopfleiden komme von einer Adernerweiterung, und die sonderbaren Zustände und das entsetzliche Getöse, was ich immer höre, seien ein Beweis, daß diese Ausdehnungen gerade da statt hätten, wo die Adern durch den Schädel nach innen gehen. Ich fürchte, er hat recht, und so kann ich denn immer auf einen plötzlichen Tod gefaßt sein[1]. Auch er verlangt dringend, daß ich in ein Seebad gehe; ich werde es aber in diesem Sommer schwerlich mehr können."

Es wurde aber dennoch möglich. Sie ging nach Blankenberghe, das sie schon zwei Jahre zuvor ins Auge gefaßt hatte, als sie sich Hoffnung gemacht, mit ihrer lieben

[1] „Ich bin aber gar nicht unruhig, denn mein Leben ist in Gottes Hand" — bemerkt sie zu einem ähnlichen Bericht an Schlüter 93.

Apollonia gemeinsam dahin reisen zu können. Nun mußte sie die Reise allein ausführen, und obwohl sie die Seebäder, die ihr im Sommer 1839 so überaus gut getan, diesmal nicht ertragen konnte, so wirkte doch die Meeresluft auf ihren Organismus im allgemeinen ganz wohltuend und stärkend.

Zu Blankenberghe fand sie, wie sie gewünscht, Unterkommen bei den Schwestern des Klosters vom hl. Joseph; sie war dort sehr beliebt, insbesondere mußte sie den guten Nonnen viel von Katharina Emmerich erzählen. „Wir denken oft an Sie" — schrieb nachmals die Oberin Soeur Renilde — „und die Schwestern wiederholen unter sich gerne, was Sie ihnen erzählt haben. Die ganze Klostergemeinde erfreut sich an den Nachrichten von Ihrem Wohlergehen."

Die Rückreise benützte Luise zu einer Wallfahrt nach dem ihr besonders teuren Kevelaer, und hielt dann noch in Aachen, in den klösterlichen Anstalten ihrer geliebten Schülerinnen, kurze Rast. — „Körperlich", konnte sie nach der Heimkehr melden, „fühle ich mich jetzt viel kräftiger, als seit Jahren."

Im folgenden Sommer (1857) sah Luise Hensel die neugewonnene Freundin aus Breslau als Gast in ihrer Einsiedelei zu Wiedenbrück, was in ihr dortiges Stillleben eine ungewohnte Bewegung brachte. Es war dies überhaupt für sie ein belebter, wanderfroher Sommer.

Kurz vor der Ankunft von Fräulein Pohl hatte Luise mehrere Wochen an den Geländen des Rheins verbracht, woselbst sie von einer Aufregung in die andere geriet und die Wahrheit des Diktums erfuhr, daß auch eine Reihe von schönen Tagen nicht so leicht zu ertragen, da man, wie sie sich ausdrückt, von Freunden gewöhnlich aus Liebe tot gehegt wird. „So erging es mir besonders in Bonn bei Frau

v. Raesfeld (geb. Diepenbrock), am Siebengebirge auf dem schönen Haanschen Gute und auf der Rückreise in Düsseldorf“ [1].

Auf der Haanenburg bei Unkel, dem Gute des Kölner Kaufmanns Heinrich Alois Haan, sprach sie oft und gerne zu, wenn die Fahrt sie vorbeiführte. Die freundliche, hoch auf dem Bergrücken gelegene „Burg“, die den Blick weit über die Rheinebene bis nach Köln schweifen läßt, lockte viele Freunde an, und Sommers über herrschte dorten meist ein reges Leben bei der durch ihre Gastfreundschaft bekannten Familie [2]. Verschiedene daselbst entstandene Ausschnittbildchen von Luise Hensel erinnern an ihren dortigen Aufenthalt. Ein heiter anmutendes Kabinettsstück ist namentlich ihre Darstellung, „wie ein Pater wegbegleitet wird“, ein Zug von elf nach dem Leben geschnittenen Figuren von köstlicher Charakteristik. Zu einem Einsiedlerbilde „St Hilarion“, einer lieblichen tierbelebten Klausneridylle, hat sie die Worte gefügt:

„O glückselige Einsamkeit!
O einsame Glückseligkeit!
In dieser vergnügten Einsamkeit
Find' ich all meine Zufriedenheit.“

In Düsseldorf galt ihr Besuch einer ehemaligen Schülerin, Frau Alexandrine Otto, geb. Masset, Witwe des Regierungsrats und Landtagsabgeordneten Otto, eines trefflich gesinnten Mannes, der ein halbes Jahr zuvor während des Landtags in Berlin gestorben war. Acht Tage widmete sie der treu anhänglichen Frau und wohnte der ersten heiligen Kommunion ihres ältesten Knaben bei. — Die eigentliche Veranlassung aber, welche Luise zu dieser Rheinfahrt bestimmt hatte, war die Hochzeit ihrer Pflegetochter Elise in Köln gewesen, woran

[1] An Schlüter 99.

[2] P. Georg v. Waldburg-Zeil hat in seinen Gedichten die Haanenburg gar hübsch besungen (1855).

teilzunehmen sie ihrem mütterlichen Herzen unmöglich versagen konnte. Aus dem Brautkranz der glücklichen Pflegetochter nahm sie ein Blümchen mit, das sie zum Andenken über ihrem Schreib- und Arbeitstische aufhing. Es zierte dort „ein schönes altertümliches Muttergottesbildchen", das ihr der Bruder einst geschenkt. —

Bald nach ihrer Heimkehr von dieser Reise traf nun, in der ersten Woche des Monats August, Fräulein M. Pohl bei ihr in Wiedenbrück ein. Luise hatte die Freude, den willkommenen Gast mehrere Monate bei sich zu beherbergen, und sie genoß im Umgang mit dieser begeisterten, gottminnenden Seele, deren Wahlspruch immer noch „Frisch himmelwärts!" war, glückliche Tage. „Marie Pohl" — schreibt sie von ihr an Apollonia — „hat mir viele Grüße an Dich aufgetragen, ‚dafern sie es wagen dürfe'. Da sie ein gar liebes Mädchen ist, denke ich, darf sie es wagen."

Das lebhafte Naturell des Gastes vermochte sie sogar zu dem Entschlusse, eine nochmalige Rheinfahrt in ihrer Gesellschaft zu unternehmen. Am liebsten hätte Luise die Freundin nach Münster geführt und hatte sich schon darauf gefreut, schreibt sie dem Professor Schlüter, wie lieb sie demselben „durch ihre angenehme Stimme und ihr frommes sinniges Wesen neben vielem Geist und reicher Ausbildung" werden würde. „Ihre Freunde wünschten nun aber dringend, daß ich mit ihr in Begleitung zweier Geistlichen eine Reise den Rhein hinauf machen möchte."

Zu Anfang September traten sie die Fahrt an und kamen stromaufwärts bis Speier. Sie sahen und erlebten viel Schönes, besuchten das Kloster in Nonnenwerth, und begrüßten die Freunde in Bonn, Koblenz und andern Orten. In Koblenz traf Luise mit Karoline Settegast zusammen, die, eben von schwerer Krankheit genesen, neben ihr in der Oberpfarre kommunizierte — ein rührendes Wiedersehen. Der

Glanzpunkt des zwanzigtägigen Ausfluges scheint aber das Hildegardsfest im Rheingau, an der Ruhestätte der großen Seherin zu Eibingen bei Rüdesheim, gewesen zu sein.

„Wir beeilten uns auf der Hinreise, weil ich auf der Insel Nonnenwerth erfuhr, daß am 17. (September), dem Fest der hl. Hildegard, ihre Reliquien erhoben werden sollten, die bisher nicht sehr anständig in einer Wand der Kirche zu Eibingen aufbewahrt wurden. Es war ein erbauliches Fest; im ganzen Rheingau wurden die Glocken am Vorabend geläutet, und unter ihrem Schall und dem Wehen vieler Fähnchen und Fahnen landeten wir, um andern Morgens der Hauptfeier beizuwohnen, die recht entsprechend war. Was mich besonders rührte, war ein wunderbares Lied von ihr, das sie gedichtet und oft gesungen, und das sich in seltsamen Tonzeichen bei ihren Manuskripten findet, die zu Wiesbaden liegen. Der sehr musikalische Pfarrer von Eibingen hat die wunderlichen Zeichen, die gar keinen Noten ähnlich sehen[1], entziffert, und das Lied seiner Schwester und einigen jungen Bäuerinnen eingeübt, die es ohne Instrumentalbegleitung sehr gut sangen, wenn auch die Stimmen nicht eben zart waren. Das Haupt, das Herz und die unverweste Zunge der Heiligen wurden auf Kissen bei der Prozession durch den Bischof und zwei Domherren getragen, und man konnte die Reliquien sehen, bis sie in den neuen Altar geschoben wurden. — Das Wetter war während der ganzen Reise herrlich, und wenn ich nicht so wandermüde wäre und so sehr viel Nötiges ungetan hier zurückgelassen hätte, würde ich viel Freude an der schönen Reise gehabt haben. Wir waren nur einen Tag weniger als drei Wochen aus. Vorher war Maria auch schon drei Wochen hier, und so können Sie denken, daß ich an all den schriftlichen Arbeiten, die ich hätte

[1] Es sind Neumen.

machen müssen[1], nichts getan habe. Gott hat mir diese Aufgabe zugeschickt (nämlich die Pflege meines Gastes), und so will er also jetzt keine andere Arbeit von mir." [2]

Fräulein Pohl verblieb bis Mitte Oktober in dem gastlichen Wiedenbrück. Es hielt sich damals noch eine andere Konvertitin in dem Städtchen auf, die sich ebenfalls der tätigen Teilnahme Luise Hensels und ihrer dortigen Freunde erfreute. Therese Bertinetti, eine durch widrige Schicksale vielgeprüfte talentvolle junge Frau aus Norddeutschland, war ihr von Apollonia Diepenbrock empfohlen worden. Sie hatte bereits um das Jahr 1850 zu München unter der Leitung Hanebergs, dazumal Professor an der Universität, das katholische Glaubensbekenntnis abgelegt und suchte nun unter Beihilfe liebevoller Menschen Unterkunft in einem passenden Kloster, was in der Folge auch gelang.

Gerade in diesen Tagen wurde das Städtchen durch eine Feuersbrunst heimgesucht, zu deren Bewältigung auch Luise Hensel mit den befreundeten Damen sich mutig in die Kette stellte. In einem Briefe an Apollonia[3] gibt sie eine kurze Schilderung der nächtlichen Scene:

„Unsere Franziskaner" — schreibt sie — „haben sich wieder bei einem großen Brande hier[4] sehr hilfreich erwiesen. Es war ein schauerlich schöner Anblick, die brennenden Speicher mit dem reichen Erntesegen so auflodern zu sehen, und besonders mußte ich das wunderbar schöne Feuerwerk,

---

[1] Es ist hier insbesondere die Sammlung und Reinschrift ihrer Lieder gemeint, wozu sie von Schlüter wiederholt aufgefordert worden.

[2] An Schlüter S. 102—103.

[3] Wiedenbrück, 21. Oktober 1857.

[4] 17 Gebäude, darunter 15 Wohnhäuser, sind in der Nacht vom 3. bis 4. Oktober abgebrannt.

was leider die prachtvollen Obstbäume gewährten, bejammern, denn sie sind vor einem Zeitraum von 50 Jahren nicht wieder so zu haben. Ein uralter wundervoller Birnbaum, der sehr belaubt war, ist wohl der besondere Schutz durch Gottes gnädige Fügung gewesen, daß nicht eine ganze Reihe Häuser, die bis nahe an meine Wohnung reicht, in Flammen aufging. Ich stand in einer Kette mit der [Frau] Hüffer und der Bertinetti der Brandstätte gegenüber, hatte aber nur die leeren Eimer zu reichen, also keine zu schwere Arbeit, und so konnte ich recht bemerken, wie der schöne Baum nach und nach ausgetrocknet ward und in hellen roten Flammen stand, während sein Stamm wie flüssiges Gold glänzte; ein Pflaumenbaum in seiner Nähe brannte in blauen Flammen. Der Birnbaum hatte aber gerade so lange ausgehalten, bis der Wind sich drehte. Marie Pohl hatte indessen meine Uhr, Teelöffel ꝛc. zusammengepackt und in ein entferntes Haus getragen. — Einem Manne sind leider beide Füße zerschmettert und die Hände gräßlich verbrannt. Da hat sich aber die Bertinetti sehr schön benommen, mehrere Nächte bei ihm gewacht und ihn fast 14 Tage lang mit Umschlägen ꝛc. bedient. Sie hat viel Freude und Geschick zur Krankenpflege. Da Herr [Kreisrichter] Hüffer Vorsteher des Vinzenzvereins ist, fehlt es ihr nicht an solchen Gelegenheiten, und sie wird sich den Winter über gewiß recht nützlich machen. Hüffers haben sie sehr lieb und wollen sie als Besuch den ganzen Winter behalten. Ich glaube, daß diese braven frommen Leute ihr in geistiger Hinsicht sehr nützlich sein werden."

Therese Bertinetti trat das Jahr darauf zu Paderborn ins Kloster.

Zwei Wochen nach dem eben geschilderten Vorfall befand sich Luisens Gast auf dem Wege nach Rom, um dort ihre Stelle bei Flora Veit, der Witwe des Malers Johann

Veit[1], zu vertreten. Nach dem Tode des frommen christlichen Malers wünschte die Witwe, den Nachlaß ihres Mannes zu ordnen, aber ein beginnendes Augenleiden, das zum grauen Staar sich ausbildete, stand ihr hinderlich im Wege. In ihrer Hilflosigkeit wandte sie sich endlich an Luise Hensel mit der dringenden Einladung, zu ihr nach Rom zu kommen, den Winter dort zu verbringen und ihr zu helfen. Hilfbereit wie immer, wo die Not rief, hätte Luise dem Rufe Folge geleistet, wenn nicht allerlei Hemmnisse im entscheidenden Moment die Reise verzögert und vereitelt hätten. Statt ihrer sandte sie nun die gleichbefähigte Freundin, Marie Pohl, welche es noch immer nicht verschmerzen konnte, daß ihre armen, schwachen Schultern nicht kräftig genug seien, den Ordenshabit der Karmeliteſſen zu tragen, und an diese Reise die geheime Hoffnung knüpfte, vielleicht zu Rom eine bleibende Stätte in einer klösterlichen Genossenschaft zu finden, da für die von ihnen selbst geplante Stiftung noch keine Aussicht sich eröffnete.

„Am vorigen Donnerstag" — meldet Luise ihrer geliebten Appel am 21. Oktober 1857 — „ist Marie Pohl abgereist. . . . Seit Anfang August habe ich in der Rumpelkammer geschlafen und Marie meine beiden Stübchen, die nicht zu trennen sind, gegeben; seit zwei Nächten schlafe ich nun wieder in meinem gewohnten Winkel und eigenen Bett. Es wird mich aber immer freuen, daß ich Marie so lang aufnehmen konnte. Sie ist nun auf dem Wege nach Rom, und ich denke, sie wird mich bei Flora ersetzen, den Winter bei ihr zubringen und im Frühjahr mit ihr nach Deutschland zurückkommen. Was Gott dann will, wird er ja wohl zeigen. . . . Bete für sie; sie ist sehr liebenswürdig und sehr begabt, aber immer melancholisch."

[1] Gestorben 18. Januar 1854.

Von ihren späteren Schicksalen sind wir nicht unterrichtet. Sie scheint aber das Ziel ihrer ursprünglichen Neigung doch noch erreicht und in einem Ordenshause der hl. Theresia bleibende Stätte gefunden zu haben. In einer Anmerkung zu den von ihm herausgegebenen Briefen notiert Professor Schlüter: „Marie Pohl lebt als Karmelitessin in Tirol."

30. Wanderungen nach Berlin und Regensburg.

(1856—1860.)

Frau Marie Schmidt. Savigny. Bei A. Diepenbrock. Zeitbetrachtungen.

Solange Professor Hensel lebte, richteten sich die Wanderungen der Schwester am häufigsten nach Berlin, wo sie dann teils in der Stadt selbst, teils bei ihrer Schwester Minna in dem Waisenstift zu Pankow verweilte. Das Leben in dem Geräusch einer großen Stadt war zwar jetzt weniger als je nach ihrem Sinn, aber ihre Selbstverleugnung kam ihrer Liebe gleich. „Der Winter in dem unruhigen Berlin", äußert sie 1855, „wird mir noch schwer genug werden, doch halte ich es für eine Pflicht der Liebe, der ich nur meine Behaglichkeit aufzuopfern habe."

Da auch die alten Freunde dort während ihrer Anwesenheit Ansprüche geltend machten, so pflegte sich ihr Aufenthalt daselbst in der Regel weit über die angesetzte Frist zu verlängern. Die Herzensgüte, das Bewußtsein, andern Freude zu bereiten, siegte dann jedesmal über die Sehnsucht nach Ruhe und Einsamkeit.

Unter diesen Freunden befand sich eine ehemalige Schülerin, an deren Lebensgeschick sie treuen Anteil nahm: die seit 1852 Witwe gewordene, durch herbe Schicksalsschläge heimgesuchte Frau Geh. Rat Schmidt, deren Mädchenname M. Everken uns aus der Aachener Zeit her bereits bekannt

ist. Als Luise im Frühjahr 1856 durch Berlin reiste, erfüllte sie ein Liebeswerk, indem sie die kurze Zeit ihres Dortseins (zwei Wochen) zwischen ihrer Schwester auf dem Lande und dieser geprüften Frau teilte: „meiner armen guten Geh. Rätin Schmidt, die im vorigen Jahre die Krone ihres Hauses, ihren ältesten sehr frommen und liebenswürdigen Sohn verlor, der auf der Rückkehr von einer wissenschaftlichen Reise im Meer ertrank. Ich weiß nicht", fügt sie an Apollonia bei, „ob Du Dich dieser Marie Everken, einer Paderbornerin, von St Leonhard her noch erinnerst. Sie ist eine meiner liebsten und ausgezeichnetsten Schülerinnen, eine Mutter und Hausfrau, wie nur die Kirche sie geben kann. Jedenfalls werde ich Dir schon von ihr erzählt oder geschrieben haben." [1]

In der Tat eine echte, ihrer würdige Schülerin, von einem ebenso selbstlosen als liebenswürdigen Charakter, zugleich eine Zierde und Stütze des katholischen Gemeindelebens in Berlin. Mit nie ermüdendem Opfersinn widmete Frau Marie Schmidt [2] ihre Kräfte den Werken der Nächstenliebe, den Zwecken kirchlicher Vereinstätigkeit, und namentlich die katholischen Waisen der Hauptstadt durften sie als eine wahre Mutter verehren.

In einem ähnlichen Falle weilte Luise wieder als Trösterin um diese brave Frau im Jahre 1859, als dieselbe den Verlust ihrer einzigen Tochter, eines Mädchens von 14 Jahren, der letzten Hoffnung und Stütze ihres Witwenalters, zu betrauern hatte und sich nun doppelt nach der bewährten Freundin sehnte.

Wo es Trauernde zu trösten gab, da fand man sie bereitwillig und mit dem ganzen Reichtum ihres Gemütes zur Stelle. Das bewies sie um die gleiche Zeit ihrem ersten

[1] 17. Juli 1856. [2] Gestorben 30. November 1882.

Zögling, Freiin Josephine v. Werther, beim Tode ihres Vaters, des Ministers v. Werther, der in der Würde eines Oberst-Marschalls am 7. Dezember 1859 seine Tage beschloß. Fräulein v. Werther gedenkt in Dankbarkeit ihres tröstenden Beistandes und kann „nicht genug wiederholen, wie wohltuend ihre liebe Gegenwart in dieser Trauerzeit gewesen".

Nach der Heimkehr kann Luise selbst nicht verhehlen, daß es eine schwere Zeit in Berlin gewesen, da sie einen Zeitraum von sieben Wochen hindurch fast nur mit Tieftrauernden zu tun gehabt und dazu bei den vielen Gängen im schlechtesten Wetter sich eine heftige Grippe zuzog. „Doch war es gut, daß ich einigen betrübten Herzen beistehen konnte." [1]

Vor allen aber war es in Berlin Frau v. Savigny, die Gemahlin des berühmten Rechtslehrers und zeitweiligen Ministers, Brentanos Schwester Kunigunde, welche Fräulein Hensel in ihre Umgebung zu ziehen, ja, wenn es möglich gewesen wäre, für den Rest ihrer alten Tage an sich zu fesseln wünschte. Mündlich und schriftlich wiederholte sie ihre dringliche Bitte. Man kann nicht liebenswürdiger und zugleich geradherziger schreiben, als es Frau v. Savigny in ihren Einladungen tut; und als sie ihr die Zusage baldigen Kommens entlockt, freut sich die alte aber noch jugendlich lebhafte Frau „unaussprechlich auf ihr Zusammenleben unter einem Dache"; denn sie sei „von Haus aus ein liebebedürftiges Geschöpf". „Bitten Sie den lieben Gott", schreibt sie 2. Juni 1855, „daß er Sie nie bereuen läßt, mir durch Ihr Versprechen eine solche Freude gemacht zu haben. Die liebe Olfers freut sich auch schon gar sehr

[1] An Frau E. Schülgen. Wiedenbrück, 9. Januar 1860. Vgl. auch Schlüter 119.

auf Ihr Hiersein. . . . Wir zwei wollen uns recht gut vertragen und ich mich recht glücklich fühlen, mit jemand so meine innigen Herzensgedanken teilen zu können. Gott segne Sie, erhalte Sie gesund und in guter Gesinnung gegen Ihre Savigny." Ein späteres Briefchen schließt sie mit den ihr gerades Wesen charakterisierenden Worten: „Die wärmsten Grüße von all den Meinigen und von mir, nebst der Bitte, mir zuweilen etwas von Ihnen zu schreiben. Ihre Savigny. So heiße ich, aber nicht immer, wie Sie zu schreiben pflegen, Exzellenz. Ich bin leider nichts weniger als exzellent."

Von 1857 bis 1862 kam Luise Hensel jedes Jahr dahin, im Jahre 1859 sogar zweimal, im Frühjahr und gegen den Winter; das freundliche Gastzimmerchen stand jederzeit zu ihrer Aufnahme bereit. Am längsten weilte sie dort im Winter 1857—1858, wo sie über vier Monate, von Oktober 1857 bis März 1858, bei der Familie Savigny verbrachte. Ihre gewohnte Tätigkeit, namentlich die Arbeiten für kirchlichen Schmuck wurden auch in Berlin fortgesetzt, ja sie dienten sogar als Anziehungsmittel für ihr Kommen, wie Luise in einem Brief an Apollonia Diepenbrock bekennt. „Gewiß" — antwortet sie auf eine Zuschrift dieser Freundin — „werde ich die lieben Ursulinerinnen ferner besuchen. . . . Daß ich für ihr armes Kapellchen, wie für die Barmherzigen Schwestern, von den Staatskleidern der guten alten Ministerin Meßgewänder machen soll, hat nicht wenig dazu beigetragen, daß ich den Bitten, eine Zeitlang (sie wollte anfangs lebenslang) bei ihr zu bleiben, nachgegeben; denn sonst werden diese alten Prachtkleider, die ich zum Teil wohl früher an ihr gesehen, wohl nie zu Meßgewändern werden. Die guten Nönnchen werden sich Deines lieben Grußes freuen."

Nebenzu sollte sie der hochbejahrten Frau „Schreiberdienste tun bei den Erinnerungen, welche die gute alte Gunda

über ihre vielen ausgezeichneten Geschwister gern noch verzeichnet wissen möchte. Sie und die Schwester in Frankfurt sind die letzten der zwölf Geschwister Brentanos"[1]. Ihre Gegenwart brachte überhaupt Leben und Erheiterung in den seit der Versorgung der längst in Amt und Würden stehenden Söhne etwas enger gewordenen Kreis, in dem sich übrigens abends oft „sehr ausgezeichnete Leute" zusammenfanden; und wenn sie wieder von dannen zog, wurde „der gute freundliche Hausgeist im alten Savignyschen Hause", wie Frau v. Massow sie nennt, von allen, die mit dem Hause verkehrten, gar sehr vermißt.

Herr v. Savigny war Luisen nicht minder zugetan als seine Gattin; verschiedentliche Billete des berühmten Mannes und Nachschriften zu den Briefen seiner Frau zeugen davon. Eine dieser Nachschriften enthält die wenigen aber vielsagenden Worte: „Obgleich sehr unbehilflich durch mancherlei Leiden, muß ich Ihnen doch noch sagen, wie lebhaft ich Ihrer in herzlicher Liebe und Treue, und in Dankbarkeit für Ihren lieben Besuch gedenke. Sie haben mir sehr wohl getan, aber das habe ich mit vielen Menschen gemein. Gott lohne es ihnen."[2] Auch die Söhne des gefeierten Mannes würdigten diese Hingebung und empfanden mit dankbarer Gesinnung, was Luise Hensel in diesen letzten Jahren ihren Eltern geworden. Noch im August 1874, zwei Jahre vor Luisens Tod, schrieb ihr der Geh. Rat Karl Friedrich v. Savigny aus Frankfurt am Main: „Meine Frau bewahrt Ihnen eine treue und dankbare Verehrung. Daß wir nie vergessen werden, wie liebevoll Sie für meine seligen Eltern gewesen, daran zweifeln Sie gewiß nicht. Unsere Verbindung mit Ihnen beruht eben auf ererbter und erprobter Wahlverwandtschaft in Christo."

---

[1] 5. Oktober 1859. Schlüter S. 116. [2] 9. April 1858.

In diese Kreise brachte das Jahr 1859 mit seinen politischen Verwicklungen, dem österreichisch-italienischen Krieg und was in seinem Gefolge kam, die lebhafteste Aufregung, welche mit der Zeit um so schmerzhafter sich anließ, je deutlicher die bundesfeindliche Stellung der preußischen Regierung zu Tage trat. Der preußische Patriotismus unserer Dichterin wurde dadurch auf eine schwere Probe gestellt. Ein nicht geringer Trost war es ihr, daß ihr Bruder in dieser Frage ihre großdeutsche Gesinnung teilte. Die Bundestreue hochhaltend, wäre er am liebsten selbst mit in den Krieg gezogen.

Herz und Sinn waren mit Spannung nach dem Süden gerichtet. Und so drängte es sie doppelt, die alte Freundin in Regensburg wieder einmal aufzusuchen und in schwesterlichem Austausch sich gegenseitig aufzurichten.

Seit dem letzten Wiedersehen waren bereits fünf Jahre verflossen; ein Versuch, die Freundin zu einem Zusammentreffen am Rhein zu bestimmen, hatte keinen Erfolg gehabt, so verlockend auch die Schilderung lautete, welche Luise von einer gemeinsamen Wallfahrt nach all den lieben Orten, an denen sie einst mitsammen geweilt, entworfen hatte. Wohl aber mahnte und drängte Apollonia seitdem zu einer Wiederholung des Besuches im Bayerland. Und im Sommer 1859 sollte ihr Wunsch erfüllt werden.

Lassen wir Luise Hensel selber sprechen, denn ihre Worte sind zugleich eine Charakteristik ihrer selbst.

Wiedenbrück, 24. Mai 1859.

Meine geliebte Appel! Daß ich Deinen lieben Brief vom 31. März noch nicht beantwortete, hat nur seinen Grund in der Unmöglichkeit, über die Zeit meines Kommens bis jetzt etwas Näheres bestimmen zu können. . . . Da kommt nun Dein liebes herziges Briefchen vom 17. d. M., das ich Dir

gern gleich beantwortet hätte im Augenblick des Empfangs, ich hatte aber meine große Winterwäsche zu beseitigen am Samstag, weil wir auf gestern und heut morgen unsern Teil an der „Ewigen Anbetung" hier in unserer Pfarrkirche haben. Von heut früh bis morgen früh ist nun das schöne Fest in St Vit (wo wir mal in unserer Jugend mit der Prozession gingen durch den schönen Eichenwald, wo die Glocken in einem Baum hingen), und dahin muß ich natürlich auch wandern, obgleich mir jetzt ein halbstündiger Weg schon schwer wird. Ich schreibe Dir nur in Eil und verspare mir das Mehrste und Beste auf mündlich, so Gott will; denn den Besuch bei meinem lieben Äppelchen habe ich keineswegs aufgegeben, wie viel mir auch in dieser Hinsicht in die Quere kam und noch kommen will.

Grade eben weil die Zeiten trübe und drohend sind, müssen sich die Gleichgesinnten zusammenscharen und ihre Fahne hochhalten. Ich weiß, wir gehören zu einer und derselben Schar und kennen unsern unüberwindlichen Feldherrn wohl, der uns zu keiner Stunde verlassen wird. Juchhe! vor wem sollten wir uns denn fürchten? Ich weiß nicht, ob Du eine kuriose Eigenschaft an mir kennst, die andern oft zum Anstoß geworden und mir von ihnen als Leichtsinn oder Herzlosigkeit ausgelegt ist, mir aber in mancher Gefahr und Not geholfen hat; ich kann sie daher nicht für etwas Böses halten. Ich meine nämlich den Hang zur Lustigkeit und zum Lachen, wenn es draußen recht trübe und drohend aussieht und alles verzagte Gesichter macht. Laß nur alles drunter und drüber gehen, Äppelken, es wird so schlimm nicht werden, denn der alte Gott lebt noch und hilft zur rechten Zeit. Daß er uns straft, ist ein sehr gutes Zeichen, denn er will uns artig haben, damit er uns ewig Gutes erweisen kann. Laß uns nur für die Seelen beten, die durch den Krieg so plötzlich in die andere

Welt befördert werden. Ich denke dabei öfters an ein Wort Gneisenaus, der mir in meiner Jugend einmal sagte: „Glauben Sie nur: eine Soldatenseele geht nicht leicht verloren, wenn der Tod sie vom Schlachtfeld holt, denn ich habe die leichtsinnigsten Burschen ihre Rechnung mit Gott in der Stille abschließen sehen, wenn sie ins Feuer marschierten." Hoffen wir demnach auch selbst noch für viele, die auf der Seite der Hölle stehen, selbst wenn sie dessen sich bewußt und dazu gewillt sind. Die letzte Stunde ist oft besser als das ganze Leben war, denn der Tod ist der beste Bußprediger der Welt. Doch ich komme ins Schwätzen und habe gar keine Zeit dazu; Du weißt das ja auch besser als ich . . .

Ich muß mich nun noch ein wenig rüsten und habe in Münster noch etwas Notwendiges, nicht länger Aufschiebbares zu tun . . . und hoffe kurz vor Fronleichnam, wenn Dir's so recht ist, bei Dir zu sein, möchte jedenfalls die schöne Oktave bleiben, und wir wollen's dann überlegen, ob Altötting nicht am Ende doch noch möglich wäre[1]. Adieu, mein Äppelken! Gott gebe, daß wir uns fröhlich wiedersehen. Bete für Deine alte nichtsnützige Luise.

Wiedenbrück, 7. Juni 1859.

Mein liebes Äppelken! Als ich gestern abend nach zehntägiger Abwesenheit von Münster und Umgegend zurückkehrte, fand ich Dein liebes Briefchen und Geschenk; ich danke innigst, liebes Herz, und bitte, Gott wolle Dir alle Liebe lohnen. Wenn es in meiner Macht gestanden hätte, wäre ich schon lange bei Dir; ich mußte aber erst diese Reise machen, teils weil Bertha Fontanes, die jetzt dort lebt,

[1] Apollonia hatte geschrieben, daß sie eine Wallfahrt nach Altötting machen wolle, wohin von Salzburg aus auch Frau Phillips kommen würde. „Dann wollen wir recht beten, und uns auch noch einmal menschlich recht lieben und freuen" (6. Februar 1859).

bedeutend krank sein sollte, teils weil ich mit einem alten Geistlichen (Freund vom sel. H. Overberg, Stolberg 2c.) noch über unsere liebe Emmerich (wie ich P. Schmöger versprochen) und über einiges andere zu sprechen hatte. Mündlich sollst Du, so Gott will, alles hören. Ich rüste mich nämlich jetzt eiligst zur Reise, die ich über Paderborn am direktesten zu Dir richte. So Gott will, reise ich nächsten Freitag mittag (heute ist Dienstag) ab. Die beiden Pfingsttage werde ich dann in Paderborn zubringen, da ich Dein liebes, gastliches Dach vorher nicht mehr erreichen kann; und in Paderborn und der Gegend von Brakel, wo mein Weg mich vorüberführt, habe ich noch Dinge, die mir sehr wichtig sind und die Du mündlich erfahren sollst, abzumachen, auch meinen jüngsten Pflegsohn, Franz Bartmann, der dort in der Nähe Ökonomie lernt, zu sehen. Ich werde also wohl erst am 21. oder 22. bei Dir eintreffen.

Ich freue mich innigst auf unser Beisammensein. Möge Gott es segnen! Laß uns in dieser heiligen Zeit doch besonders um den Geist des Rats und der Stärke und der Furcht des Herrn für die Regierungen (besonders auch für unsere) beten. Es wird immer verworrener und drohender, aber Gott, der Herr der Heerscharen, regiert die Welt, und daß das Schifflein Petri nicht untergehen kann, wissen wir auch. Zur rechten Stunde wird der Arm Gottes eingreifen, des bin ich gewiß. Daß ich für das österreichische Heer jetzt besonders bete, versteht sich von selbst; möcht ich's so können, wie unsere liebe selige Emmerich! — Von Münster bringe ich viele Grüße von den Deinen und ein Nadelkissen von der Klarissin. Innigst Deine alte Freundin Luise.

Die Reise wurde ausgeführt, und Luise blieb nahezu zwei Monate in Regensburg. Sie machte mit Apollonia auch die geplante Pilgerfahrt nach Altötting, dem Gnadenort, wo seit Jahrhunderten Bayerns Fürstenhaus und Volk in allen

Nöten Troſt geſucht, und verlebte im ſchweſterlichen Zuſammenſein mit der geliebten Freundin und ihrem kleinen, fromm gemütlichen Kreis wiederum glückliche, an Herzenserhebung reiche Tage.

Die Freude wäre eine ungetrübte geweſen, wenn nicht „die überaus traurige Wendung der Weltbegebenheiten ſie geiſtig ſo unbeſchreiblich gequält hätte" — der Ausgang des Krieges in Italien nämlich.

„Es ward mir unſagbar ſchwer und wird es mir noch", äußert Luiſe im Herbſt 1859 gegen Schlüter, „mich darein zu finden, daß ſo viel Niedertracht auf der einen, ſo viel Dummheit und Kurzſichtigkeit auf der andern Seite ausgeübt werden, und daß man ſich das muß gefallen laſſen, weil der Unhold an der Seine das für ſich vorteilhaft findet. Nun, Gott will die Welt durch ihre eigenen Sünden und Torheiten ſtrafen; wir müſſen es leiden und können nur um die rechte Geſinnung bitten, damit das zeitliche Leiden — und wenn's ſein muß, unſer Untergang — uns zum ewigen Heil gereichen mögen."

Um die Mitte Auguſt befand ſie ſich wieder auf der Rückreiſe, welche ſie über Wiesbaden, wo ſie von einer Tochter ihrer ſeligen Freundin Peez erwartet wurde, den Rhein hinab machte. In Köln wollte ſie drei Tage bei ihren dortigen Pflegekindern bleiben, fand aber den treuen Ohm und Vormund derſelben zum Tod erkrankt, und mußte nun — ſo gebot es ihre opferwillige Anhänglichkeit — ebenſoviele Wochen bleiben. „Da ich in meinem Leben viele Kranke gepflegt und an manchem Sterbebett gekniet habe, ſah ich wohl, daß dem Kranken, deſſen Leben noch ſo höchſt notwendig iſt für viele, durch Arzt und Apotheker nicht mehr zu helfen und daß er von ihrer Seite auch völlig aufgegeben ſei. Ich hatte von dem Waſſer, welches aus dem Bruſtbein der hl. Walburgis zu Eichſtätt in ihrem Kloſter fließt

(gewöhnlich Walburgisöl genannt), bei mir und bat den Kranken, dies bewährte Heilmittel mit Vertrauen zu nehmen. Er tat's, und an demselben Tage änderte sich der ganze Zustand des Kranken in so auffallender Weise, daß der Arzt im höchsten Erstaunen war und selbst äußerte, daß nicht Menschenkunst diese Wendung bewirkt habe." [1]

Bei all den mannigfachen Interessen, in welche Luise hier und bald darauf wieder in Berlin und in Ostpreußen hineingezogen wurde, blieb ihr Auge den großen Weltvorgängen aufmerksam zugewendet, und mit tiefem Seelenanteil folgte sie dem Gang der revolutionären Ereignisse und Gewalttaten auf dem italienischen Kriegstheater, welche nach der Vertreibung der Fürsten bald auch den Kirchenstaat in Mitleidenschaft zogen. Fast in allen ihren Briefen klingt dieser Gegenstand wie eine vibrierende Saite an.

„Sie tun mir schweres Unrecht", antwortet sie dem Münsterer Freund[2] am 7. November 1859, „indem Sie annehmen, ich sei anderer Gesinnung als der französische Klerus in Hinsicht der unglücklichen italienischen Frage. Nein, der Brief des Bischofs von Orleans und alle dem ähnliche Aussprüche der französischen Bischöfe tun uns in der Seele wohl, und ich danke Gott dafür, daß er durch diese Stimmen die Ehre der Kirche rettet und einen geistigen Damm um den Felsen Petri zieht. Die Männer der Kirche tun wohl überall, was sie können (gewiß auch in dem unglücklichen Italien), aber Louis Napoleon heuchelt nur, als sei er gesonnen, die Rechte der Kirche zu schonen. Ich halte ihn für einen dämonischen Charakter. Durchbrechen kann er jenen Damm allerdings nicht, aber er sucht zu unterwühlen, und wenn auch das nicht geht, so greift er zur geistigen Luftschifferei,

---

[1] An Schlüter 115.

[2] Briefe 117—118; vgl. 119—120 124.

wie er im diesjährigen Kriege die physische leider mit Glück angewendet hat. Von Anfang an habe ich natürlich auf Österreichs Seite gestanden, wo das Recht unzweifelhaft stand; aber darum habe ich so viel gelitten über die Fehler und Kurzsichtigkeiten, die man auf dieser meiner Seite beging, und dann, daß wir Preußen nicht sogleich, alles frühere Unrecht vergessend, trotz der Kölnischen Zeitung und ihrer Anhänger dem bedrängten Bruder beistanden. . . . Doch Gott wird auch dem armen Italien aus dieser heillosen Verwirrung (freilich erst nach schweren Strafen) helfen und hoffentlich die vertriebenen Fürsten zurückführen." —

Im Spätherbst 1860 weilte sie auf dem Gute ihres Neffen in Großbarthen, dann bis Neujahr 1861 in Berlin, und noch drei Wochen in Pankow bei der Schwester „eingeschneit und eingefroren", so daß sie nur „Sonntags zur heiligen Messe nach Berlin" fahren konnte. Nach Wiedenbrück zurückgekehrt, schreibt sie von ihrer Klause aus an Apollonia Diepenbrock, 5. Februar 1861:

„Ich habe viel Schweres wieder durchgemacht auch außer den Leiden des Leibes; aber man kann nicht alles so schreiben. Dazu ist meine Seele jetzt viel in Rom und Gaëta, auch in den Abruzzen oder wo sonst Recht und Wahrheit mit Füßen getreten und die besten Menschen erschossen werden. Ich bin leider nicht so fromm, daß ich mich über all den Jammer erheben und schon im Hinblick auf den künftigen Sieg des Guten froh sein kann; ich muß alles mit durchleiden, als wäre ich dabei, und noch dazu die Betrübnis, daß unsere Verblendung vor zwei Jahren so groß war, diese Dinge nicht kommen zu sehen; damals hätte man sie im Keim ersticken können, wie Du und ich es ja auch deutlich erkannten. O wie schade, mein Äppelken, daß wir nicht Regenten waren!!! Doch genug — wir müssen durch. Laß uns beten um Licht und Mut und Kraft für unsere Fürsten und ihre Heere und

Regierungsgehilfen. . . . Der gute Gerlach ist den Tod der Treue gestorben[1]. Die junge Königin von Neapel macht Bayern alle Ehre. Gott beschütze sie!" — Auch im folgenden Briefe kommt sie auf ähnliche Zeitbetrachtungen zurück, anknüpfend an ein Wort der Freundin, welche ihre Besorgnis darüber geäußert, daß nun für die Kirche eine Zeit der Verfolgung beginne.

Wiedenbrück, 23. Mai 1861. „Mein herzliebes Äppelken! Deine ernsten Anschauungen über unsere Zeit und ihre Gefahren sind ganz die meinen. Gott helfe uns durch! Aber ich bin auch überzeugt, daß er's tut. Die Kirche muß ja immer durch Leiden siegen wie Christus selbst. Wie rührend ist's, daß gerade in ihrer Erniederung und Demütigung die wahre Mutter von den Geistern, in denen noch Kindessinn nicht ganz erstorben ist, erkannt wird. So von den Bulgaren vor einiger Zeit, so von unzähligen Protestanten überall, besonders in Pommern, Mecklenburg ꝛc., von wo man nicht aufhört, seine Sympathien für Rom auszusprechen und zu beweisen. Du wirst auch gelesen haben, wie in der Diözese Kulm, die sonst etwas eingefroren schien, sich im letzten Jahre so sehr viele Protestanten zur Kirche bekannt haben. Sie kommen gottlob von allen Seiten zur Quelle des Heils. Wenn ich jetzt noch meinen Jugendmut hätte, würde ich mich freuen und aufjauchzen über alle Wetterstürme unserer bösen Zeit, die das Schifflein Petri schaukeln und umstürmen, weil ich doch weiß, daß ich sicher darin sitze und daß sie mit aller Wut nur sich selbst schaden können. Aber ich bin jetzt

[1] Leopold v. Gerlach, der geist- und witzsprühende Bruder Ludwigs v. Gerlach, und wie dieser Jugendfreund der Geschwister Hensel, geb. 1790, Generaladjutant des Königs Friedrich Wilhelm IV., zog sich, bereits leidend, beim Leichenbegängnis des Königs eine Kopfrose zu, der er am 10. Januar 1861, acht Tage nach seinem Gebieter, erlag.

sehr flügellahm. Es ist mir alles zu viel, denn das Verlangen nach Ruhe und Behaglichkeit macht ohnehin mit dem Alter Fortschritte, besonders aber wenn man auch leiblich allerlei Gebrechen empfindet und sich mancher Sorge nicht erwehren kann in Bezug auf sich und andere." —

Indes, die „lahmen Flügel" erstarkten doch immer wieder. Was seien all die kleinen weltlichen Sorgen? meint sie in einem andern Briefe. Der Mensch sei ja nicht für den kurzen Augenblick geschaffen, sondern für eine selige Ewigkeit, „gegen die doch alles Leid, das enden muß, so gar nichts ist".

31. Der Tod des Bruders.

(1861—1863.)

W. Hensels letzte Tage. Stiftung der Schwester. Sorge für seinen Nachlaß. Reisen.

Am 4. November 1861 hatte Professor Hensel im Straßengedränge Berlins durch eine menschenfreundliche Handlung einen Unfall erlitten, der, anfänglich nicht für gefährlich erachtet, drei Wochen später die Ursache seines Todes werden sollte. Indem er einen in der Leipzigerstraße vor einem Omnibus niederstürzenden Mann vor der Gefahr des Überfahrenwerdens rettete, war er selbst von dem Rade einer gleichzeitig vorbeifahrenden Droschke erfaßt und an der Ferse verwundet worden.

Als die Kunde von dem Vorfall durch die Tagesblätter lief, befand sich die Schwester in Wiedenbrück, mit Behagen sich des Gedankens erfreuend, den Winter über wieder einmal in dem Frieden ihrer stillen Klause verbleiben zu können, wo sie kurze Zeit zuvor noch ihre Schwester Minna einige Wochen als Gast beherbergt hatte. Aber „der Mensch denkt, Gott lenkt", ruft sie nun selber aus. Von der Nachricht erschreckt, wollte sie sofort nach Berlin eilen. Da man sie

aber von dort mit der Versicherung beruhigte, daß „gottlob keine Lebensgefahr drohe", der Verwundete selbst sogar gegen jede Beunruhigung der Seinigen sich wehrte, so gab sie sich darein und verschob die Abreise. Dabei war es recht ihr Trost, daß „der gute Bruder sich diese Leiden durch einen Akt der Nächstenliebe zugezogen" hatte. Er war ja immer ihr Liebling, ihre Freude, ja ihr Stolz gewesen, und diese Handlung war seiner so würdig. Wenige Tage zuvor hatte sie von ihm noch einen rührenden Bericht über den Heimgang des alten Ministers v. Savigny († 25. Okt. 1861) erhalten, ein Bericht, der ihr auch wegen der darin durchleuchtenden Gesinnung so besonders wohlgetan hatte. Sie ahnte so wenig, wie der Schreiber selbst, daß es das letzte schriftliche Lebenszeichen des teuren Bruders sein sollte, wie sie nachher auf dem Umschlag dazu vermerkte. Ihre eigenen letzten Zeilen an den Bruder vom 21. November lauten: „Nur wieder in Eil ein Gruß, da Du ohnehin wohl nicht viel lesen kannst, und die Nachricht, daß ich nach der tröstlichen Kunde, die mir soeben Hannchen Rosenberg brachte, beschlossen habe, noch einige Tage mit meiner Abreise zu warten, um mich besser und wärmer dazu einzurichten. Ich gestehe, daß ich in sehr großer Angst war und morgen früh abreisen wollte; nun werde ich aber noch einen Brief von Schwester Minna erwarten. Kommen muß ich aber, Du Lieber, das mußt Du mir nicht wehren; ich muß Dich wenigstens gesehen haben, wenn ich Dich auch nicht pflegen kann und soll. Gott sei mit Dir und lindere Deine Schmerzen! Du trägst sie ja recht eigentlich für ihn, weil aus Nächstenliebe. Innigst Deine treue Schwester Luise."

Ein Brief der Schwester aus Pankow klärte sie endlich über den Ernst der Lage auf, und nun konnte sie nichts mehr von der beschwerlichen Fahrt abhalten. „So Gott will", schreibt sie an Schlüter, „reise ich nun Sonntag (24. No-

vember) mittags 3 Uhr von Rheda ab, gehe in Minden auf den Kurierzug (um Mitternacht) und bin dann Montag morgen in Berlin. Mein Bruder bedarf zwar der Pflege nicht und will nicht einmal, daß ich komme; doch läßt mir die Angst um ihn keine Ruhe. Ich hoffe zu Gott, daß er all das Gebet erhört und das teure Leben noch erhält."

Entsetzlich schnell sollte sie aus all diesen Hoffnungen gerissen werden. Eine eigentümliche Fügung wollte, daß sie gerade nur nach Berlin kam, um den Bruder sterben zu sehen und den Hauch seiner letzten Worte zu vernehmen[1].

Diese Verkettung gehörte zu den schmerzlichsten Prüfungen ihres Lebens. Sie quälte sich viel mit Selbstvorwürfen, und lange konnte sie sich darüber nicht trösten, daß sie Zeit versäumt und der Stimme ihres Herzens nicht früher nachgegeben.

Eine Schilderung dieser Tage gibt ihr Brief an Schlüter vom 5. Februar 1862.

„Obwohl ich annehmen kann", schreibt sie von Berlin, „daß es Ihnen bekannt ist, welch unaussprechlich schmerzlicher Verlust mich im Innersten meines Lebens betroffen, und obwohl ich weiß, daß Sie mir Freund genug sind, um mir die innigste Teilnahme zu schenken, so will ich Ihnen doch heut noch gern darüber ein paar Worte sagen, die vor allem aber den Zweck haben, Sie und die verehrte Mutter, die ich herzlich grüße, innigst um fromme Fürbitte für meinen guten Bruder zu bitten. . . .

„In meinem letzten Briefe, den ich kurz vor meiner Abreise an Sie schrieb, werde ich Ihnen Näheres über den Unfall, welchen mein guter Bruder erlitt, indem er einen fremden Menschen rettete, gegeben haben. Leider haben sich die Ärzte bis zum letzten Tage in seinem Zustande gänzlich

[1] 26. November 1861.

geirrt, und so erhielt ich immer die Versicherung, es sei durchaus keine Lebensgefahr. Noch im Augenblick der Rüstung zur Abreise kam ein Brief, der mir sagte, Dr Langenbeck habe soeben erklärt, mein Bruder sei entschieden in der Genesung begriffen; dies bewog mich leider, statt am Sonntag erst am Montag abzureisen, und so kam ich Dienstag, 26. November, morgens an, wo ich aber mit großem Schrecken wahrnahm, daß seine Kräfte so gesunken, daß wenig Hoffnung zur Genesung mehr zu fassen sei; daß aber die geliebten, treuen, schon sehr ermatteten Augen sich schon am Abend desselben Tages für immer schließen würden, das ahnte ich noch nicht; es ward mir erst gegen Abend zur Gewißheit. Leider habe ich nur noch sehr wenig mit ihm sprechen können, doch ist das Wenige mir unschätzbar, und ich werde Gott immer dafür danken, daß ich den lieben treuen Bruder noch lebend fand, und daß mein Kommen ihn noch erfreute. Er hatte es früher nicht gewollt, daß ich käme, weil er nach seiner Genesung, an die er anfangs glaubte, zur Winterkur nach Wiesbaden wollte und den Plan hatte, mich dann zu besuchen. Ich wäre dann auch mit ihm nach Münster gekommen, das er leider gar nicht kannte. O, welche Freude wäre das gewesen! — Doch ich will Ihnen über die letzten Stunden meines lieben Bruders berichten und werde wieder heut kaum damit fertig werden, also für erst nur das Dahingehörende. Ich hatte ein paar Stunden still an seinem Schmerzenslager gesessen, seine große Schwäche schonend auch nur wenig mit ihm gesprochen. Als um Mittag die Ärzte zum zweiten Male kamen und meine Schwester da war, ging ich leider fort, um mich der guten alten Ministerin v. S. (die am Morgen noch schlief, als ich mein Reisegepäck in dem für mich bereit gehaltenen Zimmer ablegte) vorzustellen, da ich sie nach dem großen Verlust, der sie betroffen, noch nicht gesehen, und aß dann schnell bei meiner guten Schmidt,

um nachher ungeteilt bei Wilhelm sein zu können. Aber wie erschrak ich, als ich gegen 1/2 4 Uhr wieder zu ihm kam und eine furchtbare Veränderung wahrnahm! Alle Zeichen eines nahenden Lungenschlages waren da. Die Ärzte hatten ihn in ein anderes, entfernt liegendes Zimmer tragen lassen, die Träger aber hatten ihn mit der Matratze zusammenklappen lassen, und dann auf die platte Erde gelegt, bis das Bett bereitet war. Es war alles nach Kopf und Brust gedrungen, was man an Arzneien und Getränken ihm überreichlich eingeschüttet hatte. Auch wurden außerdem noch eine Menge nutzloser Quälereien mit ihm vorgenommen. Ich aber sah den Tod mit Riesenschritten nahen und wußte, daß nur noch für die teure Seele etwas zu tun sei. Ich benutzte daher einen Augenblick des Alleinseins mit ihm und sagte zu dem teuren Sterbenden: ‚Lieber Wilhelm, denkst Du auch an Jesus Christus und sein bitteres Leiden?‘ Da machte er zweimal eine nickende Kopfbewegung und hauchte leise: ‚Ja! ja!‘ — Dann versuchte er noch einmal die Augen gegen mich aufzuschlagen und lallte einige Worte, die nur Gott verstanden hat. War es eine Frage nach dem Geistlichen — ein Bekenntnis — eine Anordnung? — ich weiß es nicht, und da ich schwieg, malte sich ein Zug stiller Ergebung in seinem Gesichte und er bog das Haupt leise weg von den Eintretenden und schien innerlich zu beten. Die Hände konnte er nicht falten, denn schon mehr als acht Tage vor seinem Ende hatte die Gicht ihn ganz gelähmt. Die Angekommenen setzten sich dicht an sein Bett, und ich mußte mich damit begnügen, am Fuße desselben knieend um ein barmherziges Gericht für seine geliebte Seele zu ringen. Besinnung und Gehör hatte er bis zum letzten Augenblick. Noch eine halbe Stunde vor dem Tode sagte der Arzt ihm, er möge einnehmen, und sogleich folgte er der Aufforderung. Ich werde es immer tief bereuen, daß ich nicht einige Tage früher kam. — — Mein

lieber Bruder ist den 26. November, abends gegen ½10 Uhr, gestorben und den 30. morgens mit vielen Ehren, die der armen lieben Seele nichts nutzen konnten, aber doch von der Achtung zeugten, welche man dem Verewigten schenkte, begraben. Die Armen haben sehr um ihn gejammert. Er war weit über sein Vermögen wohltätig, und man erfährt noch immer rührende Züge, die seine große Nächstenliebe beweisen. Daß er sein Leben für einen ihm ganz fremden Menschen gegeben, drei Wochen die fürchterlichsten Schmerzen mit der rührendsten Geduld gelitten, das ist natürlich jetzt mein Trost, der Grund meiner Hoffnung. Aber es kann der geliebten Seele doch noch ein langes und schweres Läuterungsleiden zuerkannt sein, und darum bitte ich innigst um Gebet für ihn."

Dieser letzte Gedanke beherrschte auf lange hin ihre Seelenstimmung; er klingt durch die zahlreichen Briefe an Freunde und Freundinnen, denen sie Mitteilungen über den Hingang des Betrauerten machte. Alle treuen Seelen in nah und fern, zumal die „großen Beterinnen" in den Klöstern, geht sie an und beschwört sie um das Almosen des Gebetes für den geliebten heißbeweinten Bruder. — Die Klage um ihn war auch in weiten Kreisen, wo immer man den geistig regen lebendigen Mann gekannt, tief und aufrichtig. Er war eine ideal angelegte Charakterfigur, in Gesinnung und Leben ritterlich. „Seit 1820, wo ich noch ein kleines Kind war", antwortet Gräfin Elisabeth Reventlow, „kannte ich ihn, und stets war er derselbe geblieben an Treue und Herzlichkeit — dabei das reichbegabte Gemüt, die hohe Künstlerseele!"

In der nächsten Zeit beschäftigte sich Luise viel mit dem poetischen Nachlaß des Verstorbenen, der in zahlreichen, meist geistvollen und formgewandten Gelegenheitsgedichten, namentlich in Sonetten an seine Frau, die lebende und die heimgegangene, sowie an seine Geschwister, seine Kunstgenossen und Freunde bestand. War diese Beschäftigung nicht dazu an-

getan, die Wunde des frischen Schmerzes zu schließen, so erweiterte sie ihr auf der andern Seite den Einblick in die Tiefe und Reinheit des brüderlichen Gemütes. „Ich möchte Ihnen" — schreibt sie am 25. Juli 1862 an Schlüter — „gern manches von meinem Bruder mitteilen; seine Gedichte sind zum Teil wunderschön. O wie unendlich viel ist mir mit ihm gestorben! Sie beten doch für seine arme liebe Seele?" Und ein Jahr später: „Es hatte, glaube ich, kein Mensch auf Erden das Verständnis seiner Natur in dem Grade wie ich, da wir von Kindheit an ein Herz und eine Seele waren. O wie viel Liebe habe ich von ihm erfahren! Wie viel habe ich ihm zu danken! Und ich zögerte leider so lange, an sein Schmerzenslager zu eilen, weil mir das Opfer so groß schien, meine Einsamkeit und die kirchlichen, mir hier reichlicher gebotenen Tröstungen zu verlassen. Gott verzeihe mir!"

Diese Übereinstimmung war von seiten des Bruders in gleichem Grade empfunden, ausdrücklich bezeugt und tatsächlich bewährt. „Nun gilt's, Dich wiederzusehen", schrieb er im Oktober 1859, „die Du ja so recht eigentlich die Meinige bist, von Jugend an, und nicht bloß durch Blut." Selbst in kirchenpolitischen Fragen harmonierte er mit der katholischen Schwester. Nicht nur pflichtete er ihren Ansichten über die deutsche Politik in den Tagen des italienischen Krieges von 1859 bei, er teilte auch warm und unbedingt ihre Sorgen, Befürchtungen und Hoffnungen, als der Krieg gegen den Kirchenstaat vorbereitet und in Scene gesetzt wurde. Als er am 30. März 1861 den Geburtstag Luisens, wie alljährlich, mit einem Gedichte begrüßte und demselben noch ein „Zeichen geschwisterlicher Liebe" beifügte, meinte er, freilich brauchte es auch das nicht einmal zwischen ihnen. „Ich denke, wir sind unverbrüchlich von unserer gegenseitigen Liebe überzeugt, die außer der angeborenen, noch durch

gemeinschaftliche Gesinnungen gefestet ist. Wie ich Deine Anschauungen über das Treiben der Argen, und die noch ärgere Feigheit derer, die das Schwert Gideons führen sollten, teile, habe ich Dir auch gesagt, und beide wissen wir, daß bei jedem neuen Ereignis, sei es gut oder übel, unsere Herzen denselben Schlag haben werden. Auch unsere Hoffnung wird gemeinschaftlich sein, da wir nie glauben, daß der Fels gestürzt werden kann, wie man ihn auch zu erschüttern sucht. Gott lasse die Prüfung nicht zu lange dauern! Amen."

Das erwähnte Gedicht W. Hensels, sein letztes zu diesem stets so freudig begrüßten Tage, lautet:

Der geliebten Schwester zum 30. März 1861.

Willkommen meinem Herzen,
In dem erhöhten Schlag,
Du dreißigster des Märzen,
Der Schwester Werdetag!

Der Schwester, die in Treuen
Gehalten an dem Bund,
Den heilig wir erneuen,
Noch in der letzten Stund.

Die wird uns nimmer scheiden,
Wenn eines früher geht,
Eint fester nur die Beiden
In Segen und Gebet.

So wallen wir denn weiter,
Rein, durch der Zeiten Arg:
Wir wissen, siegesheiter,
Wo Gott die Arche barg!

Solche Bekenntnisse, welche ihr die Gewißheit gaben, daß der geliebte Bruder in der letzten Lebenszeit sich ihrer kirchlich-religiösen Überzeugung aus freiem inneren Drange wieder genähert habe, mußten ihr jetzt zum Troste dienen.

Nach dem Wortlaute von Luisens Briefe an Schlüter über die letzten Augenblicke des Bruders blieb es ihr zweifelhaft, was der Sterbende mit seinen letzten an sie gerichteten Worten, die „nur Gott verstanden", ihr anzuvertrauen wünschte. Welche Gründe sie hatte, denselben in andern Briefen und Schriftstücken eine bestimmtere Auslegung zu geben, wissen wir nicht zu sagen, wofern sie nicht eben in jenen Bekenntnissen liegen. Wenn man aber aus den Antworten einiger Freunde Schlüsse ziehen darf, so scheint Luise dies in mehreren, ziemlich gleichzeitig mit jenen an Schlüter niedergeschriebenen Mitteilungen — an Freifrau Paula v. Ketteler, an Frau Hofrätin Phillips, an Dr Julius, an Fräulein Therese Wynen in Münster, an mehrere Ordensschwestern — getan zu haben. So antwortet eine Ordensschwester aus Aachen in ihrem Trostbrief vom 15. Januar 1862: „Wie viele Anhaltspunkte für ein gutes Vertrauen haben wir noch in der Veranlassung seiner Krankheit, die ein Liebeswerk war, und in seinem ausgesprochenen Verlangen nach einem katholischen Priester. Hat Gott ihm in seinen unerforschlichen Ratschlüssen diesen Wunsch nicht gewährt, so hat er doch ganz gewiß das Verlangen des Sterbenden für die Tat genommen." Ebenso findet es Frau Phillips tröstlich, daß der Bruder „doch mit dem Verlangen nach den Tröstungen der heiligen Kirche gestorben" sei. Und Frau Paula v. Ketteler-Stolberg schreibt: „Welche Veranlassung zu inbrünstigem Dank gab Ihnen Gott durch die unaussprechliche Gnade, daß Ihr lieber trefflicher Bruder im Sterben nicht nur das Verlangen hatte, zur vollen Wahrheit einzutreten, sondern, daß er dieses Verlangen auch aussprach, und sollte der allliebende Gott diesen Wunsch nicht suppliieren und das Werk glänzend vollenden, das er begonnen hat?" — Auch ihr alter Hamburger Freund, der 78jährige Dr Julius, kam zu der gleichen Folgerung, als er ihr, für den genauen

Bericht dankend, unterm 9. Januar 1862 schrieb: „Einen neuen und großen Beweis Ihrer Freundschaft haben Sie mir durch Ihren Brief vom 6. gegeben. Wie schmerzlich muß es Ihnen gewesen sein, mir, um mich in die genaueste Kenntnis der Ereignisse in Berlin zwischen Ihnen und Ihrem trefflichen Bruder zu setzen, eine so ausführliche, herzergreifende Schilderung des dort Vorgefallenen zu geben. Derselben Schilderung vertrauend, glaube ich mich mit Zuversicht auf das Geschehene wie auf die göttliche Barmherzigkeit und Gnade dafür aussprechen zu können, daß Ihr teurer Bruder als Katholik gestorben ist. Daß ich auch ohne weitere Aufforderung nicht unterlassen haben würde, für ihn zu beten, und daß diese Aufforderung es mir zur ersten und innigsten doppelten Pflicht macht, solches hinfüro zu tun, bedarf zwischen uns wohl keiner Beteuerung." —

Aus all diesen Äußerungen legt sich der Schluß nahe, daß Luise aus den undeutlich gestammelten Worten des Sterbenden und den begleitenden Umständen bei nachträglichem ruhigen Überdenken eine beruhigende Auffassung gewonnen habe, die sie im Augenblick der Erregung am Sterbebett sich nicht so klar zurechtlegen konnte.

Tatsache ist, daß Fräulein Hensel für ihren seligen Bruder in Berlin in diesem Sinne eine heilige Messe stiftete, welche alljährlich in der Allerseelenoktav, oder doch zwischen dem 4. und 26. November, in der Kirche zum hl. Michael, der katholischen Garnisonskirche, gehalten werden soll; und daß in einem von ihr eigenhändig aufgesetzten Testamentsentwurf vom 12. Mai 1865 eine übereinstimmende Überzeugung sich ausgesprochen findet. In diesem Entwurfe macht sie eine Stiftung für ein Kloster mit der Verpflichtung: „daß jährlich eine stille Messe für meine arme Seele und die Seelen meiner verstorbenen Angehörigen gelesen werde und daß unserer von den frommen Klosterfrauen fürbittend gedacht

werden möge, und zwar besonders meines lieben verstorbenen Bruders Wilhelm, dem ich den größten Teil meines Besitztums zu danken habe, und der noch auf seinem Todbette verlangte, als Katholik zu sterben, leider aber nicht mehr dazu kommen konnte."

Der Heimgang des Bruders hatte ein weiteres Band, das sie mit dem Irdischen noch verknüpfte, zerrissen. Sie litt körperlich wie geistig unter der Wucht des plötzlichen Schlages, und es bedurfte geraumer Zeit, bis sie „soweit Herr über den Jammer ihres Herzens geworden", daß sie sich „wieder geistig beschäftigen konnte, wenn oft auch nur mit halbem Sinn".

„Einer Freude ist mein Herz nicht mehr fähig in dieser Welt, aber dazu sind wir auch nicht geboren", schreibt sie noch von Berlin aus[1], wo sie, ihre eigenen Wünsche wie immer fremden opfernd, den ganzen Winter über bis in den Mai ausharrte, um der vereinsamten Frau v. Savigny in ihrer Trauer Gesellschaft zu leisten.

„Hätte ich gleich nach meiner Zelle zurückgekonnt, wo ich Einsamkeit und reichlich meine kirchlichen Tröstungen haben könnte, würde ich diesen überaus großen schmerzlichen Verlust besser und weniger nachteilig für mein Leben tragen gelernt haben. Ich kann aber die arme gute Ministerin, die schon sehr schwach ist, nicht verlassen, ohne gegen sie und die Ihrigen, die mir im Leben so sehr viel Liebe erwiesen haben, undankbar zu sein, und so werde ich wohl bis zum Frühjahr, wenn sie so lang lebt[2], hier in dem mir jetzt so überaus traurigen Berlin aushalten müssen. Gott helfe mir

---

[1] 5. Februar 1862.

[2] Frau Kunigunde v. Savigny überlebte ihren Gatten um anderthalb Jahre und starb am 17. Mai 1863.

zur treuen Benutzung der kurzen Zeit, die mir hienieden noch zu teil werden kann!“ [1]

Die Liebe für den Bruder, die Sorge um die Ehre und das Andenken des verblichenen Künstlers bestimmte sie sogar von Berlin aus noch zu einer weiteren Reise. Trotz einer „fast krankhaften Sehnsucht nach der Einsamkeit“ ihrer kleinen Zelle, gab sie der Bitte ihres Neffen Sebastian Hensel nach und reiste im Mai 1862 nach Ostpreußen, um dem Sohne Wilhelms bei der Ordnung des reichen künstlerischen Nachlasses beizustehen.

„Es wird Sie wundern“, schreibt sie von Großbarthen aus am 15. Mai 1862 wie zu ihrer Entschuldigung, „und Sie werden es vielleicht nicht billigen, daß ich wieder hierher zu meinem Neffen die große Reise gemacht, und daß ich nun hier in der ganz demokratisch unterwühlten Gegend sitze mit sehr andern Gesinnungen und Überzeugungen. Ich hatte aber die wichtigsten Gründe, die Einladung meines Neffen nicht abzulehnen, wie schwer mir auch diese große Wanderung und der Zeitaufwand wird und letzterer (mit den geistlichen Entbehrungen) noch täglich wird. . . . Der Hauptgrund meines Hierseins ist die mangelhafte Kenntnis meines Neffen in Hinsicht der so reichen und meist wundervollen Kunstwerke seines Vaters. Der Sohn, welcher sich einem ganz andern Beruf gewidmet, kann also nicht durchaus orientiert sein über so viele der herrlichsten Werke des Heimgegangenen, die zum Teil auch eine rührende Geschichte haben. Ich bin überhaupt die eigentliche Chronik des Hauses, und wenn ich nicht noch Zeit und Kraft gewinne, das Beste und Nötigste aufzuzeichnen, so wird mit mir viel begraben, was der Bewahrung wert gewesen wäre. Ich hoffe ja noch immer, daß diese Zeit der erbärmlichsten Oberflächlichkeit, der Impietät

[1] An Schlüter 137.

und Gottlosigkeit am Ende doch wieder einer besseren weichen wird; denn die Kirche streut ihre Saaten, gottlob, auch reichlich aus in unserer durch Lüge und Laster ganz verworrenen Zeit, und da Gott die Welt nicht für die Teufel erschaffen hat, so wird er die guten Keime und den guten Willen wunderbar segnen und kräftigen — oder die Welt hört auf, und die Seinen singen bald dort ihr Alleluja. Zu diesen wollen wir mit Gottes Hilfe allzeit stehen und mit ihnen siegen, wenn auch durch Leiden und Sterben."[1]

Am 8. Juni befand sie sich wieder in Berlin, um auch hier noch zum Trost der Witwe Savigny einen Monat zu verweilen, und kam endlich am 9. Juli 1862, nach fast achtmonatlicher Abwesenheit, in ihre „so lange nicht bewohnte Klause" zu Wiedenbrück zurück.

Es war aber nun einmal ein Jahr der Ruhelosigkeit für die Vielgeplagte. Gichtische Schmerzen nötigten sie im August, nach Aachen zu gehen, um in den dortigen warmen Quellen Heilung zu suchen.

Die fast neun Wochen währende Kur ward ihr jedoch „durch die Liebe und fast beständige Gegenwart ihrer Schülerinnen oder deren Kinder" verkürzt. Und welche Schülerinnen! In Aachen wirkte Klara Fey nun als Oberin der „Schwestern vom armen Kinde Jesu", einer herrlich aufblühenden Genossenschaft, in deren Kreise der Name Luise Hensels mit Verehrung und Begeisterung genannt wurde; sie hatte das Vergnügen, auch der Einkleidung junger Novizen beizuwohnen. In Aachen waltete ihre nicht minder geschätzte Franziska Schervier, jetzt Generaloberin der Franziskanessen in dem von ihr gegründeten Mutterhaus, mit großem Segen. Luise weilte gern in dem Kloster dieser „innigst geliebten" ehemaligen Schülerin. „Franziska Scher-

[1] Briefe 139—141.

vier halte ich für eine Heilige[1], wie unsere liebe Karoline Settegast; es hat mir ungemein wohlgetan, recht intim mit ihr verkehren zu können", schreibt sie etwas später an Apollonia Diepenbrock. Sie hatte diese Anstalten und Klösterchen in ihren ersten kleinen Anfängen gesehen und erlebte nun bei jedem neuen Besuch die Freude, die christlichen Pflanzungen stattlich emporwachsen und in immer neuen Verzweigungen über Städte und Provinzen sich ausbreiten zu sehen. „Ich kann Gott nicht genug danken für das Gute, was meine Schülerinnen in Verbindung freilich mit jüngeren Kräften, die sie an sich gezogen, an verschiedenen Plätzen der Erde wirken."[2] In solcher Stimmung mag wohl das Lied entstanden sein: „Dank dem Herrn" überschrieben:

„Den du verliehst, den Samen
Streut' ich mit rüst'gen Händen
Einst in des Lenzes Tagen
In frisches Gartenland.
Ich tat's in deinem Namen;
Du wolltest Segen spenden
Und Sonn' und Regen senden,
Daß reich die Saat erstand.

Nun in des Herbstes Tagen
Kehr' ich von fernen Wegen
Zurück zu diesen Feldern,
Die ich dir einst gebaut,
Und froh mein Herz muß schlagen,
Denn reicher Ährensegen
Wallt golden mir entgegen,
Wohin das Auge schaut.

O Dank, Herr! deinen Hulden" ꝛc.

---

[1] Vgl. jetzt über sie P. Ignatius Jeiler, Die selige Mutter Franziska Schervier, Stifterin der Genossenschaft der armen Schwestern vom hl. Franziskus, Freiburg 1893.

[2] Briefe an A. Diepenbrock, vom 20. Juni 1854, 14. Juli 1868.

Obgleich mit dem physischen Erfolg der Badekur nicht zufrieden, befand sie sich im folgenden Jahre doch wieder so kräftig und unternehmungslustig, daß sie mit ihrer Schwester, und eigentlich dieser zulieb, eine Wanderfahrt nach Kaltern machen konnte, um „die wunderbare Maria von Mörl", die seit dem Jahre 1833 von Unzähligen besuchte ekstatische Jungfrau Tirols, zu sehen. Die Reise wurde wirklich im Spätsommer 1863 ausgeführt. Es gelang ihnen, die Leidensgestalt nicht bloß zu sehen, sondern im Beisein ihres alten Beichtvaters, Pater Kapistran, auch zu sprechen. Luise unterhielt sich mit ihr vornehmlich über den alten Lieblingsplan, die Stiftung einer Genossenschaft der ewigen Anbetung, und war glücklich, ihre und Pater Kapistrans Billigung des Vorhabens zu erhalten. Sie nahm auch einige Andenken von Maria Mörl mit, und blieb mit der begnadigten Seele im Gebetsverein.

Auf dieser Reise, die sie durch das wohlbekannte Bayerland führte, besuchte Luise noch einmal ihre einzig geliebte Apollonia in Regensburg. Sie wollten sich noch einmal in die Augen blicken. Es war ihr letztes Zusammensein, und der Abschied wurde beiden schwer. Auf Erden haben sich die beiden Freundinnen nicht mehr gesehen.

Die Sorge um die Ordnung des künstlerischen und schriftlichen Nachlasses ihres Bruders bestimmte auch in den nächstfolgenden Jahren ihre Reisen. Schon zur Kur nach Aachen hatte Luise einen Teil des letzteren mitgenommen, der ihr viel zu tun gab. Auf die poetischen Sachen des geistvollen Malers hielt sie nicht geringe Stücke: seine Gedichte seien zum Teil wunderschön, versichert sie den Professor Schlüter, dem sie gerne manches davon mitteilen möchte. Und als dieser dagegen einwandte, sie täte besser, ihre eigenen vergrabenen Poesien einmal hervorzusuchen und zu sichten, anstatt nach „fremden Hundeställen" zu sehen,

erklärte sie etwas gekränkt: an ihre Papiere könne sie nicht denken, ehe sie die des geliebten verewigten Bruders durchgemustert hätte. Sie sah darin eine unabweisbare Pflicht der Pietät. „Ich will Ihnen ein paar Sonette meines Bruders an seine heimgegangene Frau mitbringen, und dann werden Sie nicht mehr sagen, daß das Hundeställe seien. Es muß geschehen, da es kein anderer tut noch tun kann, denn es gehört nähere Kenntnis der Personen und Verhältnisse, viel Liebe und Bereitwilligkeit dazu, die ein Fremder nicht haben würde." [1]

Was ihre angegriffenen Augen zu leisten vermochten, das ward nun zumeist dieser Arbeit gewidmet, mit der sie im Juni 1863 „etwa halb durch" war. „Wie oft mir das Herz dabei gebrochen, weiß nur Gott, der diesem edlen, reichen, schwerbelasteten Leben den ewigen Frieden verleihen wolle." Was ihr aber den größten Trost gewährte, war der Umstand, „daß sie auch nicht ein Wort in diesem ganzen Nachlaß befindet, was gegen Glauben, Sitte oder irgend etwas Gutes, Rechtes verstieße. Selbst seine Gedichte aus frühester Jugend, ja selbst seine Soldatenlieder sind durchaus rein, anständig, viele tief religiös, manche wunderschön" [2].

Im August desselben Jahres nahm sie einen weiteren Teil nach Nonnenwerth mit, wo sie, auf der Reise nach Regensburg und Tirol begriffen, etwa acht Tage stille Rast hielt. „Hier", schreibt sie am 19. August 1863 an Apollonia Diepenbrock, „muß ich jedenfalls bis zum 26. arbeiten an dem Ordnen der Papiere meines seligen Bruders. Ich habe Dir wohl geschrieben, daß ich einen großen Teil seiner Gedichte nicht mehr lesen kann, da sie mit blassem Bleistift geschrieben sind, und daß ein junges Mädchen aus Bonn

[1] Briefe 143 146.

[2] Brief an Frau E. Schülgen, 16. Juni 1863.

mir dabei helfen will." — Noch im Sommer 1865 erscheint sie damit beschäftigt, namentlich während eines zweimaligen und mehrwöchigen Aufenthaltes zu Münster, woselbst sie mit Professor Schlüter auch über die Sonette des Bruders verhandelte, herzlich erfreut und gerührt, daß derselbe „ein so lebhaftes Interesse an der Sache" nahm[1].

Von da an verschwindet diese Angelegenheit aus der Korrespondenz, sei es, daß sie wenigstens in der Hauptsache erledigt war — denn ganz zu Ende kam sie überhaupt nicht —, oder daß sie durch andere Vorkommnisse, durch den Gang der öffentlichen Dinge in den Hintergrund gedrängt wurde. Aber das Andenken des Bruders lebte im treuen Schwesterherzen, eifrig gehütet, fort, und die Dankbarkeit, Liebe und Anhänglichkeit an den Verewigten übertrug sie auf dessen Sohn und Enkelkinder, denen zulieb sie noch zweimal, im Jahre 1864 und wiederum, bereits eine Siebzigerin, im September 1868, die beschwerliche Reise nach Großbarthen im fernen Ostpreußen unternahm.

32. Die Herausgabe der Lieder.

(1869.)

Dr Julius. Schlüter. Charakter und Wirkung der Poesien.

Die pietätvolle Beschäftigung mit dem künstlerischen und poetischen Nachlaß ihres Bruders konnte nicht ganz ohne Rückwirkung auf die Förderung einer andern Arbeit bleiben, an welche Luise bisher nur mit Widerstreben gegangen: auf die von Eingeweihten schon lange gewünschte Ordnung und Zusammenstellung ihrer eigenen Poesien. Wie oft war ihr dieser Wunsch von Freunden edler Poesie ans Herz gelegt worden, namentlich seit durch Kardinal Diepenbrock ihr lang verborgener Name in die Öffentlichkeit gedrungen!

[1] Briefe 169 218.

Derjenige unter den Freunden, welcher zuerst der bescheidenen Sängerin den Gedanken einer Sammlung ihrer Lieder nahelegte und mit Beharrlichkeit annehmbar zu machen sich bemühte, war Dr Nikolaus Julius in Hamburg, der bekannte hanseatische Arzt, Literator und Philanthrop. Er konnte sich dieses Recht herausnehmen, denn seine freundschaftlichen Beziehungen zu den Familien Hensel und Mendelssohn waren alten Datums, und mit Luise Hensel selbst fühlte er sich nicht nur durch poetische Sympathien, sondern durch tiefere Geistesverwandtschaft verbunden. In persönlichen Verkehr mit ihr war er ohne Zweifel in der Zeit seiner philanthropischen Wirksamkeit in Berlin gekommen, woselbst er von 1827 bis 1834, und dann von König Friedrich Wilhelm IV. berufen, wieder von 1840 bis 1849 weilte, um für die Verbesserung des Gefängniswesens tätig zu sein. Dieser Verkehr wurde schriftlich fortgesetzt, und seit dem Jahre 1853 bildet die Herausgabe ihrer Lieder einen fortlaufenden Gegenstand seiner brieflichen Mitteilungen, Vorstellungen und Mahnungen. Am 20. Dezember 1853 schreibt er aus Hamburg, nachdem er Luisen für „einen schönen, langen und reichen Brief" gedankt: „Und nun von dem, was nicht Sie in Ihrer Demut, aber mich vor allem jetzt Vorliegenden beschäftigt: Gestatten Sie mir, zur Erbauung und zur Freude so vieler Mitlebenden und Kommenden, der Sammler Ihrer Gedichte zu werden, wozu Sie einst schwere Krankheit nicht mitwirken ließ. . . . Sie tun dadurch, glauben Sie es mir, ein gutes Werk, das Früchte tragen wird, wenn Sie es auch selbst kaum glauben wollen."

Es bedurfte jahrelanger Überredung und viel wiederholter Versuche, bis Luise sich zur Handreichung bewegen ließ. Es war zu sehr die heilige Geschichte ihres Innern, als daß sie dieselbe in das laute bunte Tagewerk der Welt

hätte hineinstellen mögen. Selbst nur zur ersten Vorarbeit, zum vorläufigen Auslesen und Sichten der allerwärts zerstreuten, von ihr aber, wie der eifernde Freund beklagt, „in ihrer schönen Demut gering geachteten" Liederblüten konnte sie sich nur mühsam entschließen. Anderthalb Jahre nach der vorerwähnten Aufforderung erneuerte Dr Julius sein Ansuchen (8. Mai 1855): „Eben weil Sie sich" — bemerkt er dabei — „ganz natürlich jedes Urteils über selbige begeben, sage ich Ihnen folgendes. Sie werden manches fromme Gemüt erbauen, erquicken und stärken, gerade weil sie mitten inne stehen zwischen der sanften, nun auch heimgegangenen Luise Desbordes und der kräftigen Annette v. Droste. Dies zuzulassen ist nun Ihre Pflicht neben der von Ihnen mit Recht gewünschten Herstellung geistigen Eigentums zwischen andern und Ihnen. Darum senden Sie sie mir möglichst bald, der Ihnen genehmen Ordnung gemäß beziffert, über die ich dann vielleicht noch einiges bemerke, im Vorworte aber Sie nicht lobe, sondern nur zum Lesen auffordere. . . . Zögern Sie nicht länger!" — In einem späteren Brief sandte er ihr sogar „ein Stück der künftigen Vorrede" zu, womit er die Ausgabe begleiten wollte.

Inzwischen hatte sich der Stimme des greisen Hamburger Musenfreundes eine nicht minder gewichtige aus Münster beigesellt in der Person des von ihr hoch geschätzten und in literarischen Dingen besonders gern gehörten Professors Schlüter. Er bot ebenfalls seine Mithilfe an und sekundierte so eindringlich, daß sie wenigstens das Versprechen sich abnehmen läßt, eine authentische Reinschrift der Lieder herzustellen, wobei ihr der Gedanke, daß der etwaige Ertrag der Ausgabe einem wohltätigen Zwecke zukommen würde, einigermaßen als Beruhigung diente. „Doch muß ich Ihnen gestehen", bemerkt sie diesem bald darauf, „daß ich trotz alldem nur mit großem Widerstreben meines Herzens an

eine Herausgabe meiner Lieder denken kann. Es kommt mir immer wie eine Roheit vor, so die innerste Seite meines Seelenlebens nach außen zu kehren und gleichsam auf den Markt zu setzen."

Es vergingen noch Jahre um Jahre, und die begonnene Reinschrift der Gedichte, die allerdings zum Teil aus Briefen, uralten Tage- und Notizbüchern zusammengesucht werden mußten, ging nur unmerklich und nicht ohne Mühsal vom Fleck. Vielfältige Beschäftigung, Krankheiten, Reisen, schmerzliche Erlebnisse brachten immer wieder Pausen in die Arbeit, welche ohne die unermüdlich spornenden Mahnungen der Freunde wohl zuletzt ganz ins Stocken geraten wäre. Gedenkt sie derselben doch meist nur als einer von diesen Freunden „befohlenen Arbeit". „Erbitten Sie mir Gnade dazu", schreibt sie am 18. Juni 1861 an Schlüter; „ich habe noch immer einen großen Widerwillen dagegen, meine tiefsten und innersten, ja heiligsten Seelenleiden und -Freuden selbst der Welt preiszugeben. Aber da ich nun schon die einzige geworden bin, die noch Eigenes und Fremdes dabei sondern kann, und die nicht mit fremden Federn geschmückt aus der Welt gehen möchte, so sehe ich es allerdings als eine Pflicht an, diese Arbeit allen Ernstes jetzt vorzunehmen."

Nach dem Tode des Dr Julius, der am 20. August 1862 ein arbeitsreiches Leben hochbetagt beschloß[1], ersuchte sie den Professor Schlüter, „die Erbschaft des lieben alten Freundes antreten zu wollen". Aber noch im Jahre 1864 war sie unschlüssig darüber, ob es nicht besser wäre, die

[1] Über Dr Nikolaus Heinrich Julius (1783—1862) vgl. Rosenthal, Konvertitenbilder[2] 172—177. Luise Hensel bemerkt bei der Nachricht seines Heimgangs: „Der liebe Alte ist gewiß dort gut aufgenommen, denn er war von Gottes- und Nächstenliebe wahrhaft beseelt."

Lieder erst nach ihrem Tode erscheinen zu lassen. Das entscheidende Wort wurde zuletzt durch den Bischof ihrer Diözese gesprochen, der die Veröffentlichung als ein gutes Werk von ihr begehrte. Es war also ein Akt der Demut und des Gehorsams, als sie endlich definitiv sich darein ergab. „Die Arbeit wird mir oft recht schwer; ich muß manches wieder von neuem durchleiden und durchkämpfen. Aber es soll ja auch ein Opfer sein für ihn, dem wir nie genug Dank und Liebe darbringen können.“[1] Auch der Ertrag der Lieder sollte einem guten Zwecke bestimmt sein.

Im Frühling 1868 war die Reinschrift endlich so weit vorgerückt, daß Luise dem Freunde in Münster die nahe Vollendung ankündigen konnte, und im Herbste desselben Jahres wanderte der so mühsam zusammengetragene „Pack“ Lieder an Professor Schlüter ab, der unter Mithilfe von Herrn Dr Storck die Sache nun alsbald so energisch in die Hand nahm, daß der Druck in wenigen Monaten bewerkstelligt war und das ersehnte Büchlein, mit einem Vorwort von Schlüter versehen, nicht lange nach Neujahr 1869 in die Öffentlichkeit treten konnte — unter dem schlichten Titel: „Lieder von Luise M. Hensel, herausgegeben von Professor Dr Christoph Schlüter, Paderborn 1869.“

Die Aufnahme, welche das Büchlein im deutschen Volke wie bei der gesamten Kritik fand, war eine so warme und freundliche, daß die Dichterin noch im Laufe desselben Jahres 1869 die Vorbereitungen zu einer zweiten, erweiterten Auflage zu treffen hatte. Auf ihren besondern Wunsch mußte aber diese ohne Schlüters Vorwort erscheinen.

War ihr die Veröffentlichung der Lieder an sich schon ein ihrer Bescheidenheit und Weltscheu abgerungenes Opfer gewesen, so hatte diese Vorrede ihr unerwartete Verlegenheit,

[1] S. 186—187.

ja über Gebühr viel Verdruß bereitet. Die Lesewelt hatte das geistvolle Geleitswort des selbst poetisch hochbegabten Herausgebers mit unbefangener Würdigung hingenommen, die Sängerin selbst aber empfand das Lob und die Vergleichung ihrer Dichterpersönlichkeit mit Annette v. Droste, namentlich aber die Berührung ihres Verhältnisses zu Brentano als eine Demütigung, die sie peinigte; durch alle ihre Briefe damaliger Zeit geht die Klage darüber, es gehöre dies zu dem Kreuz, das ihr die ganze Angelegenheit auferlegt habe. Als sie der Freundin Apollonia unter dem 24. Februar 1869 das erste Exemplar der gedruckten Lieder zusandte, bemerkte sie, daß sie viel daran auszusetzen habe und sich fast schämen müsse, es ihr und andern feinfühlenden Seelen unter die Augen zu bringen: „und zwar besonders wegen der gutgemeinten, mir aber ganz taktlos scheinenden Vorrede meines alten Freundes, der die ganze Welt so kindlich arglos hält, wie er selbst geblieben ist, da seine Blindheit ihm ein ideales Lebenselement geschaffen und bewahrt hat. Daß er den Brief von Klemens an Chr. Brentano meinen armen Liedern vorgedruckt und dann auch noch von seiner Liebe zu mir spricht, ist mir an sich schon überaus peinlich; aber ich fürchte, mancher, der mich nicht kennt, wird glauben, ich hätte Kenntnis davon gehabt, und muß das dann natürlich für eine große Unbescheidenheit von mir halten. Nun, ich muß diese Demütigung tragen, wie überhaupt das drückende Gefühl, daß diese Lieder, die nur meine Gebete, innerste Empfindungen und zum Teil Beichten sind, noch bei meinen Lebzeiten auf den Markt gebracht werden, und zwar diesmal mit meinem Wissen und Willen und in größerer Anzahl, als früher durch Deinen edeln Bruder Kardinal geschehen. Ich glaube Dir schon früher mitgeteilt zu haben, auf wessen Befehl und zu welchem Zweck ich meine Einwilligung geben mußte. Doch nun genug davon! Ich kann's

nicht mehr ändern für diese Ausgabe, die glücklicherweise nur aus 500 Exemplaren besteht. Sollte eine neue Ausgabe verlangt werden, so würde wenigstens die Vorrede anders lauten oder ganz unterbleiben; das müßte sich Schlüter gefallen lassen."

Er mußte es sich in der Tat gefallen lassen; die Vorrede blieb weg — es war das sine qua non, wie sie dem Herausgeber in dem Briefe vom 16. November 1869 selbst auseinandersetzte. Erst bei der dritten Auflage, die kurz nach ihrem Tode erschien, wurde Schlüters Vorrede wieder eingefügt, weil sie, wie der nunmehrige Herausgeber (Pfarrer Ruland) mit Grund bemerkt, den Charakter der Lieder und deren Stellung in der Literatur in feiner Weise kennzeichnet.

Wenn es ein Zeichen echtester Poesie ist, daß das Lied des Dichters im Herzen seines Volkes Widerhall findet, daß es dessen tiefste Saiten trifft und als Volkslied im Munde von Tausenden lebendig weiterklingt, so hat Luise Hensel diese höchste Probe bestanden. Die Lieder dieser christlichen Sängerin[1] haben das eigentümlich auszeichnende Schicksal gehabt, daß sie volkstümlich wurden, lang ehe der Name der Dichterin im Volke selber bekannt war. Denn ihre frühesten Dichtungen in Försters „Sängerfahrt" (1818) erschienen unter dem Namen Ludwiga, und die ersten Lieder, im ganzen vierzig, welche Diepenbrock seinem „Geistlichen Blumenstrauß" 1829 einverleibte, waren nur mit den Initialen L. H. versehen. Ebenso verhielt es sich mit denen, welche in Pfeilschifters „Cölestina" und anderwärts erschienen. Die „Cölestina, ein Weihgeschenk für Frauen und Jungfrauen" (Aschaffenburg 1837), brachte die „Romanze" mit der Unter-

[1] Im nachfolgenden sind mehrere Stellen aus meiner Besprechung der ersten Auflage der Lieder in den Histor.-polit. Blättern LXIII (1869) herübergenommen.

schrift: Luise. Erst die zweite Auflage des Blumenstraußes, von Diepenbrock ein Jahr vor seinem Tode besorgt (1852), führte ihren vollen Namen ein, nachdem auch H. Kletke in seiner Geistlichen Blumenlese (1842) den von ihr herrührenden Gedichten ihren Namen beigesetzt hatte. In der Zwischenzeit aber waren mehrere ihrer lieblichsten Lieder in den Mund des Volkes und in Kirchengesangbücher übergegangen, und die übrigen hatten in allen deutschen Landen sich Freunde erworben, welche der verborgenen Sängerin einen Platz unter ihren poetischen Lieblingen einräumten. Eine weitere Lese, welche Hermann Kletke 1857 den vorhandenen in einem eigenen Büchlein[1] anreihte, konnte nur das Urteil bestätigen. So fügte es sich, daß, als Luise Hensel endlich mit der geordneten Sammlung ihrer Dichtungen hervortrat, ihr Rang in der deutschen Literatur bereits festgestellt war.

Es war ein ganz richtiges Gefühl, daß Luise Hensel ihre religiösen Gesänge nicht Gedichte genannt wissen wollte, sondern Lieder; denn das sind sie im eigentlichsten Sinne. Durchaus lyrisch, tönen sie nur die innerste Seelenstimmung aus, in einer schmucklos einfachen, ungesucht natürlichen Sprache, nicht selten in der zwanglosen Weise des Volksliedes. Es ist so gar keine Rhetorik, keine Deklamation in diesen Liedern, nur unmittelbarer Erguß des Gemütes; aus innerem Drang rinnen und rieseln sie hervor wie stille Wald- und Wiesenquellen. Achim v. Arnim hat irgendwo geäußert: die größte Kunst sei, Kunst zu verbergen. Luise

[1] Gedichte von Luise und Wilhelmine Hensel, zum Besten der Elisabethstiftung in Pankow, herausgegeben von H. Kletke, Berlin 1857. Von Luise enthält diese Sammlung 33 Nummern, wovon eine schon bei Diepenbrock. Unter welchen Umständen es zu dieser Ausgabe kam, erzählt L. Hensel in einem Brief an Schlüter (S. 100). Auch Wilhelmine Hensel ist später mit einer eigenen Sammlung „Gedichte" (Paderborn 1882) hervorgetreten.

Hensel bedurfte des Mittels nicht, sie übte diese größte Kunst sozusagen unbewußt: ihre Lieder sind nicht gemacht, sondern gleichsam Eingebungen. Luise selber nennt sie mehr als einmal Gebete und Selbstgespräche, die ihr aus dem tiefsten Herzen gekommen seien[1]; oder wie sie bei einem früheren Anlaß sich äußerte: es seien „Teile ihres innersten Lebens", sie habe nie Lieder gemacht: „sie wachsen mir so aus dem Herzen; es kommt von selbst und ist eigentlich nur für mich"[2].

Auch in poetischer Form hat sie dieselben einmal charakterisiert in dem Gruß an die Mutter zum 26. August 1820:

„Ja, das Lied, das ungesungen
Tief im Busen still erblüht,
Bis es aus den Dämmerungen
Klar hinauf zum Himmel zieht.
Denn von dort sind alle Lieder,
Die ein kindlich Herz erfand,
Und nach dort auch ziehn sie wieder
In ihr ewig Heimatland." (Lieder 332.)

Sehr treffend hat der erste Herausgeber sie der Lerche verglichen, die der feuchten Saat entschlüpfend, im Bogen gen Himmel steigt und ihr seliges Lied fortsingend sich ins Blaue verliert, bis Christus ihr, wie das Volk sagt, ein Weizenkorn in den Mund legt.

Schon mit sechzehn Jahren hatte unsere Sängerin ihren eigenen Ton gefunden, jenen innig einfachen Ton, der ihr Wesen in seiner Ursprünglichkeit charakterisiert. In früheren Versuchen zeigt sich wohl noch der Einfluß der Muster, der Nachklang der Lektüre. Noch spielt Aurora, Luna, Philomele, das Formelhafte, der klassische Apparat in ihr dichterisches Denken und Tasten herein; auch der Bardenton der Klopstock-

[1] Briefe an Apollonia Diepenbrock vom 5. Dezember 1869.
[2] Schlüter 49, vgl. 44, 150 u. 246.

jünger klingt noch an („Ich bin ein deutsches Mädchen"). Vom Jahre 1814 an erscheint sie plötzlich selbständig. Wie sie von da an in ihrem inneren, religiösen Leben ungewöhnlich gereift sich zeigt, so nimmt auch der poetische Ausdruck dieses inneren Lebens ein bestimmtes Gepräge an. Alles Künstliche, Angelernte ist abgelegt. Sie war ihre Eigenart inne geworden, wenn man das von ihrem Singen und Dichten sagen kann, das sie nicht als eine Geistesarbeit betrachtete, da bei ihr das Lied — das arme Ding, wie sie es nennt — sein Kleidchen, die Form, mitbrachte ohne ihr Zutun[1]. Ihre Eigentümlichkeit beruht nicht in der Macht der Phantasie, nicht in der hinreißenden Farbenpracht der Bilder und Gedanken, sondern in der Tiefe des Gemüts, in dem Seelenvollen, in dem rührenden Ton der Kindeseinfalt, in der zarten Innigkeit der Empfindung, in dem unnennbaren Wohllaut, dem natürlichen Fluß und Fall des Wortes.

Ihre Muse bewegt sich in einem abgegrenzten Bezirk, dessen Schranken sie sich selbst gezogen, weil sie nur das aussprechen wollte, was ihr ganzes Herz erfüllte. Nur selten greift sie über das geistliche Lied hinaus, und wenn sie einmal zu anderem Fluge ansetzt, so kehrt sie schnell wieder und fast verschämt in das Reich ihrer heiligen Sehnsucht zurück. Ihr war in Wahrheit alles Vergängliche nur „ein Gleichnis", die irdische Heimat nur ein Gleichnis von der himmlischen, und aus der unstillbaren Sehnsucht nach dieser, nach dem Unvergänglichen und Ewigen, entsprossen ihr die schönsten und lieblichsten Liederblüten.

Freilich ist mit solcher Selbstbeschränkung auf das religiöse Gebiet eine Schwierigkeit verbunden, die zu umgehen auch dem größten Genius nicht leicht wird, weil auch der größte sich erschöpft: wir meinen eine gewisse Eintönigkeit, die aus

[1] Briefe an Schlüter 246.

der fast unvermeidlichen Wiederholung gleicher Gedanken, verwandter Stimmungen und Gefühle entspringt. Auch unsere Dichterin hat, bei aller bewundernswerten Mannigfaltigkeit, sie nicht völlig vermieden. Wenn der Eindruck davon bei ihr sich nicht störend fühlbar macht, so liegt das eben darin, daß alles so schlicht aus echter Empfindung hervorgedrungen, daß alles erlebt, nichts erkünstelt, daß jedes der Ausdruck einer ganzen, klaren, durch den Adel der Gesinnung anziehenden Persönlichkeit ist. Bei aller Glut verläßt sie nie den Boden gesunden Gefühls; ihre Frömmigkeit wird weder süßlich noch überschwenglich. Nie bewegt sie sich, wie ein neuerer Literarhistoriker mit gutem Recht bemerkt, in jener „sinnlichen Mystik", die nach beliebter Weise Barthel und Röpe ihr zum Vorwurf machen. Im Gegenteil meint er, „Verehrer von Friedrich Spee und Angelus Silesius dürften ihren Lieblingsdichtern gegenüber Luise Hensel ein wenig kalt finden. Spee mit seinem Blumen- und Bilderreichtum, seiner Naturschwelgerei, seiner fruchtbaren Phantasie würde Luise weit überstrahlen, wenn das allein den Dichter machte aber nur der kann auf diesen Ehrentitel Anspruch machen, der, durch welche Mittel ist gleichgültig, die edleren Gefühle des menschlichen Herzens in begeisternder Weise anzuregen versteht. Das tut aber Luise Hensel in ebenso hohem Maße wie Spee, und in noch höherem als Angelus Silesius" [1].

Wie viele Seelen haben sich an diesen sanften, gottinnigen poetischen Seelenergüssen erquickt und erbaut! Seit den Tagen, da Klemens Brentano die wunderbar wohltätige Macht der frommen Lieder empfunden, die, nach seiner Versicherung, zuerst die Rinde über seinem Herzen gebrochen und ihm „in ihrer Wahrheit und Einfalt das Heiligste

[1] Zeitgenössische katholische Dichter Deutschlands. Studien von Heinrich Keiter, Paderborn 1884, 67.

geworden", was ihm im Leben aus menschlichen Quellen zugeströmt: seit diesen Tagen — und es war inzwischen ein Halbjahrhundert dahingeflossen — haben Unzählige an den Herzenslauten kindesfrommer Unschuld und Gottesminne sich gelabt und den aus ihnen quillenden Segen geistiger Erhebung an sich erfahren.

Auch Lieder haben ihre Schicksale, und könnte man die Geschichte des rührend kindlichen Abendliedes „Müde bin ich, geh' zur Ruh", das Volkseigentum geworden und in vielerlei Sprachen übersetzt seine Wanderung durch die Welt gemacht hat, in seinen Wirkungen auf die Herzen guter Menschen erzählen, es müßte ein gar lieblich ansprechendes Kapitel geben. „Das schönste aller Abendgebetlein" nannte es eine hochgestellte Frau (Julie v. Massow), indem sie der Dichterin dafür dankte: „Es knüpfen sich für mich viel tausend Erinnerungen an dies Nachtgebetlein, das Ihnen Gott der Herr einst ins Herz geschrieben hat, daß Sie's dichten konnten"[1]. Luise Hensel sollte — ließ ihr eine andere protestantische Frau (Monica), die selbst als Dichterin aufgetreten, durch L. Grote aus Hannover (1854) schreiben — „sich alle Tage des Geschenkes freuen, das der Herr durch sie seinen Kindern, großen und kleinen, in dem einfachen, frommen, rührenden Abendliede gegeben hat, dessen Segen sie selbst an so manchen Kinderherzen wahrgenommen". Schon im Frühjahr 1842 sandte der Dichter F. Freiligrath von St Goar aus an seine Schwestern ein Notenblatt „mit einem wunderschönen Abendliede", das er „über alles lieb habe und dem er schon manche stillbewegte fromme Abendstunde verdanke". Es war das „Müde bin ich, geh' zur Ruh'".

Wie oft hat Luise von Unbekannten — schriftlich und mündlich — Dankesworte und Zurufe wie die folgenden

[1] Aus Berlin, Ostersonntag 1859.

empfangen, welche zu Anfang der sechziger Jahre aus einer Rheinstadt geschrieben sind: „Ohne Zweifel ist es Ihnen schon oft im Leben begegnet, daß fremde, unbekannte Personen danach strebten, Sie kennen zu lernen und in näheren Verkehr mit Ihnen zu treten. Wer könnte auch solche zarte, innige Gedichte, wie die Ihrigen es sind, lesen, ohne den Wunsch in sich zu fühlen, der Verfasserin derselben einmal nahe zu sein? Es wird Sie deshalb nicht befremden, hochgeehrtes Fräulein, wenn Sie heute von unbekannter Hand diese Zeilen erhalten. So oft ich Ihre herrlichen Lieder gelesen, zog es mich unwiderstehlich zu Ihnen hin, und unzählige Male hätte ich Ihnen schon danken mögen für die Erhebung und den Trost, welche Sie meinem Herzen verschafften. Aber es fehlte mir der Mut dazu; und auch heute würde ich zagen, mich Ihnen zu nähern, hätte ich nicht der würdigen Oberin in Nonnenwerth versprochen, ihre herzlichsten Grüße an Sie zu überbringen." . . .

Aus Rheda richtete eine Witwe im Juli 1861 an Luise Hensel folgende Zeilen: „Immer hoffte ich, mein teures Fräulein, Sie (bei Frau Kammerrätin O.) zu treffen und einen Dank auszusprechen, der zwar spät kommt, aber so recht innig gemeint ist. Nun mag ich es nicht länger verschieben; denn wer über 70 zählt, erwartet die Abberufung täglich. Vor vielen Jahren wurde meine 18 Jahre alte Luise, ein liebliches Mädchen, mein Glück und schon innigste Freundin, gerade als wir an den Myrtenkranz dachten, durch ein Nervenfieber uns entrissen. Wohl war ich von frühester Jugend an daran gewöhnt, die härtesten Prüfungen still zu ertragen, aber in banger Stunde des Alleinseins erfleht ich händeringend ein Zeichen, daß es diesem geliebtesten Wesen wohlgehe! — Leise klopft es, herein tritt ein liebes Mädchen und reicht mir ein Gedicht: Luise an ihre Mutter ‚O weine nicht'. Da hatte die nervös Ergriffene, was sie erfleht. Ich

weinte still, und forschte vergeblich nach der Dichterin. Weihnacht [1860], als ich meiner Schwiegertochter eine Gedichtsammlung schenkte, fand ich mein Trostgedicht unter Ihrem Namen und bringe nun den verspäteten Dank! Nehmen Sie ihn an! Möge in trüber Stunde auch an Ihrer Tür es leise klopfen und ein milder Lebensabend Sie beglücken, wie ich mich dessen nach viel Schmerz, dankerfüllt, jetzt erfreue."

Auch aus Wien ließ der Dichterin der hochbetagte Pater Stöger[1] sagen, daß ihr „O weine nicht!" „einen Herrn, der durch den Tod seiner Frau sich einem übermäßigen Schmerze hingab, sehr getröstet habe". — In der vierten Auflage der Lieder ist das Gedicht S. 132 eingereiht mit der Überschrift: Kindesgruß von drüben. Das dreistrophige Lied ist zu Sondermühlen im Jahr 1823 entstanden.

Apollonia Diepenbrock gab der alten Freundin die Versicherung, daß die Gesänge, die ihr in den Jugendtagen so viel genützt, noch jetzt ihr „Hilfe und Trost in Ängsten und Betrübnissen" seien.

Noch im letzten Monat ihres Daseins, am 10. Dezember 1876, also acht Tage vor ihrem Tode, erhielt Luise einen Brief von einer jungen Frau und Mutter aus einem Städtchen Westfalens, welche ihr versichert, daß sie ihr, ihren Liedern und ihrem mündlichen Wort, die Zufriedenheit ihres Lebens verdanke. —

Betrachtet man die Dichtungen chronologisch nach ihrer Entstehungszeit, so fällt allerdings der größere Teil den Jugendjahren zu: ihr Lebensfrühling war auch ihr Liederfrühling, wie bei allen rein lyrischen Naturen. Aber versiegt ist der Quell ihrer Poesie bis ins Alter nicht. Es

[1] 7. April 1873.

gibt, wie schon früher anzudeuten Anlaß war, in ihrem mannigfach bewegten Leben keine Station, die nicht durch einen lyrischen Herzenserguß bezeichnet wäre. Allerdings sind jene Jahre, in denen die Berufspflicht — der Pflug der Arbeit — ihre volle Kraft in Anspruch nahm, nur spärlich bedacht. In diesen Jahren hatte sie, laut eigener Aussage, oft so viel zu tun, daß sie nicht daran denken konnte, ein Lied aufzuschreiben, indem sie kaum die unerläßlichste Zeit zur Nachtruhe sich gestatten konnte. Aber als sie sich endlich frei gemacht und in ihre Wiedenbrücker Klause eingezogen, vom Beginn der fünfziger Jahre an, wie erwacht da ihre Muse wieder so frisch und lebendig, und Lied um Lied entströmt ihrem gottliebenden Gemüte. Und es sind Perlen darunter wie: „Mein Lieb steht ganz in Wunden" (S. 155), In einer Dorfkirche (201), Mein Emmaus (217), Vor dem Vesperbilde (240), Scheidegruß (318), Gott-Amen (272).

Angesichts dieser Tatsache ist es gewiß befremdlich, wie jemand im Ernst sagen konnte, Luise Hensel sei „so schnell geistig verblüht". Herr Dr Reinkens, der dies behauptete, gerät übrigens durch seine eigene Darstellung mehr als einmal mit sich selbst in Widerspruch. Er selbst bezeugt, daß Luise unter allen körperlichen Leiden und Schwächen der späteren Jahre „die gottbegnadigte Dichterin geblieben"; er spricht von dem „Reiz der Poesie", der das geschwisterliche Verhältnis (zu dem geliebten Bruder) fortdauernd verklärte. Wem wie ihr „die Poesie eine wesentliche Form ihres geistigen Seins geworden", so daß „auch am Abend des Lebens noch in Leid und Freud die Empfindung ein melodisches Erklingen ihrer Seelenharfe war"[1]; wer so wie sie die sinnige Freude an der Natur und ein reges Interesse für künstlerische

[1] Reinkens 241 244.

und wissenschaftliche Fragen bis ins hohe Alter sich bewahrte, dabei persönlich auf alt und jung so fortdauernd Anziehungskraft übte — der kann unmöglich geistig verblüht sein. Es ist kaum denkbar, daß Luise Hensel geistig verblüht war, als ihr am 26. August 1865 ein Gelehrter im vollen frischen Eindruck schrieb, wie ihm der jüngste Besuch bei ihr in Wiedenbrück „wieder recht in tiefster Seele wohlgetan" habe. Dieser Gelehrte war aber Herr Professor Reinkens selbst.

Wie ihre Poesien, so legen besonders auch ihre Briefe lautes und unwidersprechliches Zeugnis ab für die Geistesfrische und -Blüte, welche, nach der Versicherung ihrer intimsten Vertrauten, gerade „noch in späteren Jahren Luise so anziehend machte"[1]. Mit gutem Grund weist darum Professor Schlüter im Vorwort zu den von ihm veröffentlichten Briefen auf „die Fülle des Edeln, Guten und Schönen" in diesen unbefangenen Mitteilungen hin, selbst freudig betroffen darüber, „wie gleich sich die Dahingegangene in allen Stadien ihres Lebens geblieben". Ihm selber, bekennt der edle, früh erblindete Greis, der seitdem auch dahingegangen, war sie „eine der schönsten Blumen, welche die gütige Vorsehung ihm an seinem verschatteten Lebenswege erblühen ließ".

Es wurde oben angedeutet, daß Luise Hensel den Ertrag ihrer Lieder für einen guten Zweck bestimmt habe. Was sie dabei im Auge hatte, war ihr alter, in mehrmaligen Versuchen mißglückter, aber niemals ganz vergessener Lieblingsplan: eine Genossenschaft der Eucharistinnen, mit deren Begründung sie sich, wie schon erwähnt, seit mehr als einem Jahrzehnt herumtrug.

---

[1] A. Joachim in Alte und Neue Welt 1878, 217.

Im Jahr 1864 schien dieser Plan zu ihrer Freude aufs neue Gestalt gewinnen zu wollen, und zwar durch eine Anregung, die ihr unerwartet von außen zukam. „Du weißt", berichtet sie an ihre herzensvertraute Appel, „daß der Wunsch, die ewige Anbetung in einer für unsere Länder und Zeiten passenden Form befördern zu können, schon eine Sehnsucht meiner Jugend war, und daß der Gedanke mich durch mein langes Leben nicht verlassen hat und ich ihn täglich im heiligen Meßopfer Gott empfohlen habe. Ich dachte nun schon, er wolle es nicht, und überlegte, zu welchem ihm wohlgefälligen Zwecke ich das gesammelte Material letztwillig bestimmen sollte, da ward mir plötzlich von einer jungen Gräfin Sch. die Mitteilung gemacht, daß sie ganz denselben Gedanken verfolge und schon die Statuten einer solchen Vereinigung habe, die vom Papste schon genehmigt und in Belgien zur Anwendung gekommen sind. Im wesentlichen sind dieselben ganz so, wie ich für gut und nötig seit vielen Jahren gehalten. Ich weiß also nun, zu welchem Zwecke ich meine kleinen Ersparnisse und Sammlungen zurücklassen soll, und ich denke, sobald es gelinder wird, nach Paderborn zum Bischof zu gehen, der für diesen Zweck gern tut, was er kann. Viel materielle Mittel halte ich nicht für nötig; die finden sich, wenn Gott die Sache will." [1]

Das Jahr darauf ging sie für diesen Zweck sogar „auf Werbung" aus, als sie, Anfang Mai 1865, nach Münster, Koesfeld und Dülmen reiste, und es glückte ihr, an den beiden ersteren Orten einige Seelen zu finden, welche die Sache „mit Begeisterung auffaßten" und als rechte Gehilfinnen ganz geeignet erschienen. Die Statuten, wie sie dieselben schon vor zehn Jahren entworfen, waren mit einigen Abänderungen von dem Bischof in Paderborn gut befunden

[1] Wiedenbrück, 8. Februar 1864.

worden. Indem sie dieselben der Regensburger Freundin überschickt, fügt sie hinzu: „Bete für mich um Licht, Mut, Kraft und guten Willen, demütig, aber fest und ausdauernd, und um die rechten Gehilfinnen. Ja, kämst Du, Liebste, dann wäre mir geholfen; eine liebere Gefährtin wüßte ich nicht." [1]

Die Eucharistinnen, wie Luise Hensel die Mitglieder dieser Genossenschaft genannt wissen wollte, sollten in allen Zweigen ihrer geregelten Tagesordnung nur dem einen hohen Zweck, der Verherrlichung der Eucharistie, dienstbar sein; sie sollten nicht nur durch die ewige Anbetung, sondern auch durch ihre Arbeit stets nur mit dem allerheiligsten Sakramente sich beschäftigen. Es gebe so mannigfache Arbeiten, meinte sie, die sich unmittelbar auf den Gottesdienst beziehen, mehr als hinreichend, eine zahlreiche Genossenschaft von Klosterfrauen zu beschäftigen: z. B. Kirchengewänder jeder Art nähen, sticken, waschen, ausbessern, spinnen, weben; Wachskerzen formen oder gießen (zu diesem Zweck auch Bienenzucht treiben); Hostien backen. Einzelne befähigte Mitglieder würden vielleicht durch Malen frommer Bilder oder Modellieren kirchlicher Bildwerke, durch Musik oder Schreiben frommer Bücher ihren göttlichen Bräutigam verherrlichen können. Eine besondere Berücksichtigung müßte auch der Blumenpflege gewidmet werden zum Schmucke des Altars. Andere Funktionen der Klosterfrauen wären: die Straßen und Wege bei Prozessionen zu schmücken, wo es ohne Aufdringlichkeit geschehen könnte; Kinder, wo es gewünscht wird, zur ersten heiligen Kommunion vorzubereiten; Sterbenden beizustehen zum Empfang der heiligen Sakramente, überhaupt bei jeder Gelegenheit sich zu verwenden, wo es gilt, den Herrn im hochwürdigsten Gute zu verehren — weshalb eine strenge Klausur, wie sie sonst

[1] Aus Ahlen, 30. Juli 1865.

wohl den beschaulichen Orden eigen ist, in diesen Klöstern nicht statthaben kann.

Um der Wirksamkeit des Ordens einen größeren Umkreis zu verschaffen, soll auch eine Abzweigung desselben bestehen, indem Frauen und Jungfrauen aller Stände, die ein Verlangen danach tragen, den Heiland im allerheiligsten Sakramente besonders zu verehren und seine Ehre auf Erden möglichst zu befördern, als eine zweite Ordnung zusammentreten und in Gemeinschaft mit den Ordensfrauen und unter Leitung ihrer Oberin den Zweck des Ordens und seine Wirksamkeit nach Kräften zu befördern suchen.

Die so approbierten Regeln und Statuten für die Klosterfrauen der ewigen Anbetung, mit einer einleitenden Erörterung und Begründung des ganzen Projektes von Luise Hensel versehen und in mehrfacher Abschrift vorliegend, sind im zweiten Anhang des „Tagebuchs" von Regens F. Bartscher abgedruckt mit der Aufschrift: „Über die beiden Grade der Genossenschaft der Eucharistinnen." [1]

Bald trat jedoch auch in diesem Unternehmen eine Stockung ein. Der häufig leidende Zustand der Dichterin, die Störung der politischen und kriegerischen Ereignisse und andere äußere Hindernisse legten wohl der Ausführung unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg. Es war ihr überhaupt nicht vergönnt, bei Lebenszeit den klösterlichen Plan zur Verwirklichung gelangen zu sehen. Fallen aber ließ sie denselben nicht mehr; er war zu sehr mit ihrem Fühlen und Denken, mit allen Fasern ihres Glaubenslebens verwoben, als daß sie darauf gänzlich hätte verzichten mögen. Und je trüber die Zeiten sich gestalteten, um so lebhafter erneuerte, um so inniger befestigte sich in ihr der Wunsch und die Überzeugung von der Ersprießlichkeit einer solchen Gemeinschaft.

[1] S. 413—425.

„Die Geister scheiden sich", schrieb sie schon 1864, „und es ist wohl schon der Anfang jener großen Zersetzung, die vor dem großen Kampf geschehen muß, der zum Siege der Kirche führt. Da alles jetzt geschwind geht, kann auch wohl plötzlich der furchtbare Kampf entbrennen und jedes Kind der Kirche berufen sein, mit Blut und Leben zu zeugen für den, der sein Blut und Leben für uns gegeben. Möge er uns treu und mutig finden! Ich meine immer, wir Frauen müssen uns jetzt um das allerheiligste Altarssakrament scharen, und die allerseligste Mutter des Herrn müßte unsere Anführerin sein." [1]

Wenn es ihr versagt war, den liebgehegten Gedanken bei Lebzeiten zu verwirklichen, so wollte sie ihn wenigstens — noch am Grabe pflanzt sie die Hoffnung auf! — der Zukunft aufbewahrt wissen, und zu der künftigen Gründung einer solchen Genossenschaft, ihres „lieben Klösterchens", einen ersten Baustein herbeigetragen haben. Als daher ihre Lieder im Druck erschienen, schrieb sie ihrem Diözesanbischof, daß sie dem Grundgedanken der Angelegenheit, welche sie dem Oberhirten vor vier Jahren vorgetragen habe, treu geblieben sei, weshalb sie das Honorar für ihre armen Lieder zu einem „Kapitälchen für diesen Zweck" bestimmt habe, dazu einige Wertsachen und Reliquien, ihre etwa 400 Bände enthaltende Bibliothek und mancherlei dem Zweck entsprechendes Hausgerät. Die Honorarsumme wurde auf der Sparkasse angelegt.

Der Ehre und Verherrlichung des unter der Gestalt des Brotes im Tabernakel thronenden „Königssohnes", dem sie ihr Herz und ihr Leben geweiht, dem sie die seligsten ihrer Lieder gesungen, sollte nach ihrem Tode noch auch der ihnen entfließende irdische Ertrag zugewiesen sein. —

[1] Bei Schlüter 157.

33. Am Lebensabend.

(1866—1870).

In Aachen und in Bonn. Die Kriegsjahre. Das Konzil. Ihr Emmaus.

Als die Liedersammlung dem Druck übergeben wurde, hatte Luise Maria Hensel bereits ihre „goldene Hochzeit" gefeiert — volle fünfzig Jahre waren seit dem Tage ihrer Konversion am Feste der Immakulata vergangen, jenem Tage der Entscheidung, den sie stets als „den festlichsten ihres ganzen Lebens"[1] betrachtete und zu feiern liebte.

So wandelte sie über die Schwelle des Greisenalters, noch immer regen Sinnes, und auch in leiblicher Hinsicht trotz der mannigfachsten und mitunter höchst schmerzhaften Krankheiten, von denen sie im Lauf der Jahre heimgesucht wurde, noch ziemlich rüstig. Kopfweh und Augenleiden hatten sie viel gequält. Am meisten aber waren es gichtische Plagen, welche seit dem Anfang der sechziger Jahre sie häufig, teils an den Händen teils im Knie, belästigten und ihrem Arbeitsdrange manches quälende Hindernis bereiteten, die sie jedoch mutig trug. Als im Winter 1863—1864 die Gicht in den Händen ihr „einen Finger nach dem andern verrenkte", am schlimmsten an der rechten Hand, schrieb sie: „Ich habe oft fürchterliche Schmerzen, aber doch nicht mehr als Gott will, und jedenfalls viel, viel, viel weniger, als ich es hundertmal verdient habe; also ist's gut so, sehr gut."[2]

Das Reisen wurde ihr seitdem immer mehr beschwerlich, wenngleich auch jetzt kein Jahr verging, in dem nicht irgend eine menschenfreundliche Aufgabe, eine unwiderstehliche Bitte

---

[1] Brief an Frau Elise Schülgen vom 18. November 1868. — Vgl. auch Schlüter 149 192 204. Tagebuch 332.

[2] An Apollonia Diepenbrock, 8. Februar 1864.

sie in die Ferne lockte. So im Sommer 1867, wo sie ein volles Vierteljahr in Aachen und am Rhein sich festhalten ließ. Sie war seit dem 21. Juni dieses Jahres von der Gicht im Knie lahm, so daß sie „trotz aller lieben Einladungen" schon glaubte, den Gedanken an eine Reise aufgeben zu müssen. „Meine Sehnsucht, die lieben kostbaren Heiligtümer (zu Aachen) in meinem Leben noch einmal zu sehen und dann auch meine lieben Kinder und Freunde am Rhein, gab mir aber den Gedanken ein, mich an die heilige Muttergottes und den hl. Antonius zu wenden, daß sie mir, wenn es nicht gegen Gottes heiligen Willen sei, die Möglichkeit erbitten wollten, diese Reise machen zu können, und ich ließ zwei heilige Messen zu diesen lieben Heiligen lesen in unserer Franziskanerkirche, und sieh, es ward sogleich insoweit besser mit mir, daß ich, auf einen starken Krückstock gestützt, wieder gehen kann, wenn auch mit Schmerz und Mühe und nur kleine Wege. So habe ich denn die Reise gewagt und noch die letzten acht Tage der schönen Feier hier genießen können, wofür ich Gott sehr dankbar bin."[1] — In Aachen blieb sie bis Mitte August, um noch das Fest der hl. Klara[2] mitzumachen, das „von den Nonnen im armen Kinde Jesu so überaus schön gefeiert wird", und das zugleich der Namenstag der Oberin war, ihrer guten Klara Fey. Auch am Rhein wurde sie durch die Liebe ihrer Schülerinnen und Pfleglinge länger gehalten als sie gewollt, so daß sie erst Ende Oktober wieder in die Einsamkeit ihrer Zelle zurückkam.

Ähnlich wiederum 1869. Die erste Hälfte dieses Sommers[3] war einem Besuche in Bonn bestimmt, wo sie, mit

---

[1] Aus Aachen, 25. Juli 1867. An Frau Elise Schülgen.
[2] 12. August.
[3] Vom 25. Juni bis 9. August.

Ordnen ihrer Papiere beschäftigt, bei der ihr befreundeten Oberin des Johannisspitals, Amalie v. Lasaulx, wohnte; die zweite Hälfte gehörte abermals der Krönungsstadt Aachen. Hierüber berichtet sie in einem Brief an Apollonia:

„Ich werde Dir im Frühjahr geschrieben haben, daß ich mich in Bonn bei der lieben M. Augustine auf zwei Monate eingemietet hätte, um dort in Ruhe meine vielen Papiere durchzusehen und viele derselben zu vernichten. Die Arbeit war mir leiblich und geistig schwer, und doch wollte ich sie vor meinem Lebensende so gern abgemacht haben. Leider bin ich trotz der größesten Anstrengung nur ohngefähr mit der Hälfte fertig geworden; es hatte sich in meinem langen Leben zu vieles angehäuft. Viel, viel Liebes habe ich verbrennen müssen und werde es noch ferner tun. Auch von Dir, Du Liebe, habe ich ein großes Pack lieber, rührender Briefe, zum Teil noch von 1818. Ich will sie aber alle noch einmal lesen, bevor ich sie verbrenne; nimm aber noch meinen Dank für alle Liebe, die Du mir darin aussprichst. Gott lohn's! — In Bonn, wo ich so gut wie gar nicht ausging, ward mir doch viel Zeit durch Besuche genommen, und dann kam meine Schwester und war vierzehn Tage bei mir, bevor wir nach Aachen gingen, wo sie wieder die Kur gebraucht hat, und ich bei meiner guten Monheim, einer Schülerin aus St Leonhard (Netta Fey) gewohnt und natürlich so viel wie möglich mit ihrer Schwester Klara und den übrigen Nonnen, die meist meine Schülerinnen waren, verkehrt habe. Sie wollen immer, ich solle noch nach Aachen übersiedeln; aber daran ist in meinem Alter nicht zu denken. — Es war meine Absicht in den ersten Tagen des Oktober wieder hier (in Wiedenbrück) zu sein; ich hatte mir aber eine arge Erkältung zugezogen und war beinahe zwei Monate am Brustfieber und seinen Folgen krank. Allerheiligen und Allerseelen lag ich noch zu Bett; ich bin erst am 24. November im

stande gewesen die Rückreise anzutreten[1], und sie ist mir noch schwer genug geworden. Aber ich danke Gott, daß ich wieder in meiner kleinen Zelle bin, denn trotz aller Liebe und guten Pflege sehnte ich mich nach der Ruhe und Bequemlichkeit meines kleinen Nestchens. Es wird mir seit lange sehr schwer, mit Menschen zu verkehren, wenn sie mir auch noch so lieb sind. So nahe seinem Lebensende sieht man immer mehr ein, daß man keine Zeit mehr zu verlieren oder zu verschenken hat, wo man nicht eigenes oder fremdes Heil durch ein Opfer an Zeit gewinnen kann. Ich habe aber immer viel Freude an dem rüstigen, von Gott sichtlich gesegneten Wirken so vieler dortigen Schülerinnen. Gott sei Dank!"[2]

Mehr noch als die Hinfälligkeit des Alters empfand die lebhafte Dichterin den atembeklemmenden Wechsel und Sturm der außerordentlichen Zeitereignisse im Vaterland, welche in das letzte Jahrzehnt ihres Lebens fielen. Der Bruderkrieg von 1866 mit seinen unseligen Verwicklungen schnitt ihr tief in die Seele, und es ward ihr oft unsäglich schwer, der inneren Aufregung Herr zu werden. „Ich tue jetzt nichts als beten und alle möglichen Zeitungen lesen, was mir das Herz immer noch mehr zerreißt, was man aber jetzt doch nicht lassen kann."[3] Daß die Regierung ihres Königs mit der Revolution sich verbünden könne, schien ihr lange unglaublich; um so peinlicher ward sie durch die Bestätigung der Tatsache betroffen und erschüttert. „Gott helfe uns aus diesen schmählichen Banden!" ruft sie voll Betrübnis aus[4]. Auch ihre Briefe an Schlüter sind voll der Klagen: „Es ist ein

[1] Der behandelnde Arzt in Aachen begehrte als Honorar für ärztliche Bemühungen: „die zweite Ausgabe von Luise Hensels Liedern."

[2] Wiedenbrück, 5. Dezember 1869.

[3] An ihre Pflegetochter, 10. Juli 1866.

[4] An dieselbe, 17. Juli.

trauriges Ding um die Politik, und man kann sie jetzt doch so schwer aus dem Kopf bringen. . . . Lassen Sie uns beten, beten, beten zum König des Friedens und St Michael mit seiner ganzen himmlischen Miliz, um rechte feste Ordnung in unserem armen, von Parteien zerrissenen Deutschland."[1]

Von dem furchtbaren Kriegsgewitter des Jahres 1870 wurde Luise Hensel überrascht, als sie zum Besuche einer Trauernden auf Haus Knippenburg, einem einsamen Schlößchen bei Oberhausen, weilte. Dort lebte eine ihrer vielen anhänglichen und dankbaren Zöglinge aus St Leonhard, Fräulein Antonie Devens, welche im vorausgegangenen Winter ihre Schwester verloren und seitdem die alte zur Freundin gewordene Lehrerin mit Bitten bestürmt hatte, für einige Zeit mit ihr die Einsamkeit zu teilen, mit so rührenden Bitten, daß die Gutherzige nicht widerstehen konnte. Fast drei Wochen verbrachte Luise auf „der schönen Knippenburg". Als sie am 16. Juli nach Wiedenbrück zurückreiste, bemerkte sie an den Bahnhöfen eine so seltsam unruhige Bewegung, daß sie sich erkundigte und nun zu ihrem Schrecken vernahm: Napoleon habe Tags zuvor den Krieg erklärt. „Du kannst denken, wie meine Seele dadurch betrübt ward und wie schwer mir die Ergebung in Gottes heiligen Willen geworden ist, jetzt in meinem Alter noch einmal all den Jammer, den ein Krieg in Folge hat, zu durchleben."[2] Sie sah in dem grausen entfesselten Sturm ein Strafgericht Gottes über die Völker. Es sei, bemerkt sie, „etwas Eigentümliches, Epidemieartiges in den Richtungen, wo wir die Fäden oft schwer verfolgen können, aus denen sich ihr Volksleben bildet"; wenn auch in dem französischen Volke der frevelnde Übermut den Gipfel erreicht, von schwerer moralischer Verschuldung sei keines

[1] Briefe 177; vgl. 172 175.

[2] Wiedenbrück, 20. August 1870. An Apollonia Diepenbrock.

freizusprechen. „Gott ist furchtbar in seinen Strafen", äußert sie im Hinblick auf das unglückliche Frankreich. „Es gehören starke Nerven dazu, die gegenwärtige Zeit zu ertragen, die so großartig, aber auch so schwer, so schrecklich und drohend ist." [1]

Bei aller Betrübnis indessen, deren „sich niemand erwehren kann, der ein Herz hat", wollte sie nicht verhehlen, daß sie lebhafte Anklänge empfinde an ihre Jugendzeit, an die freudige Aufregung des Befreiungskampfes. Es ward ihr öfters, als sei es 1813 und sie selbst „ein junges Mädchen, das von Begeisterung überschäumte" [2]. Vier Tage nach ihrer Rückkunft hatte sie denn auch bereits mit andern rührigen Leuten in Wiedenbrück einen Frauenverein gestiftet, der sich sofort in Tätigkeit setzte und eifrig mit Charpiezupfen, Anfertigung von Verbandzeug und sonstigen zweckdienlichen Arbeiten beschäftigte. „Hier der kleine Ort", schreibt sie an ihre Pflegetochter, „tut was er kann. Wir kommen wöchentlich drei Nachmittage zusammen, um Verbandgegenstände zu machen; ich bin aber seit gestern daran, kleine Kopfkissen, nur mit Heu gefüllt, zu verfertigen, da die in Rheda haltenden Züge mit Verwundeten öfters Mangel an Heu und Stroh äußerten, um besser liegen zu können." Auch zur Aufnahme und Pflege von Verwundeten hielt man sich in Wiedenbrück bereit. Wegen des herrschenden Nervenfiebers mußte dieses aber unterbleiben, obgleich bei den Barmherzigen Schwestern und den Franziskanern für 40 Mann alles eingerichtet war [3].

Mit einer Mischung mütterlicher Sorge und Freude begleitete sie in Gedanken ihre in den Krieg ausziehenden

[1] Anhang zum Tagebuch 430; vgl. Schlüter 216 219.

[2] An Apollonia Diepenbrock, 20. August 1870. Tagebuch 430.

[3] Wiedenbrück, 11. August und 31. Oktober 1870. An Frau Elise Schülgen.

Pflegesöhne und Verwandten. „Die Begeisterung der jungen Leute", schreibt sie an die Schwester der ersteren, „begreife ich wohl und teile sie sogar; es ist mir wie ein Widerschein aus meiner frühen Jugend, 1813—1815. Möchte aber auch nur", fügt sie bei, „in die Frauenwelt ein guter Geist fahren wie damals, wo sie sich vom Luxus und Modetand ernstlich lossagte, eine einfache, anständige Tracht annahm und sich um keine französischen Schnitte mehr kümmerte. Die französischen Moden waren auf lange verschwunden, und den Schmuck hatten wir schon zur Einkleidung der unbemittelten Freiwilligen gegeben. Dabei war natürlich auch häuslicher und religiöser Sinn wieder in viele Familien zurückgekehrt, wo früher Putzsucht und Verschwendung geherrscht hatten. Gott helfe, daß es wieder so werde und länger nachhalte!" [1] — „Möge der bittere Krieg nur der Mit- und Nachwelt gute Früchte bringen!" so lautet im wesentlichen der Refrain aller ihrer Briefe aus dieser Zeit. Diese Früchte aber sah sie in einer ernsten Einkehr des Volkes in sich selbst, in einer sittlichen und religiösen Erneuerung.

Größere Sorge noch als der Krieg mit seinen blutigen Folgen bereiteten ihr die Befehdungen der Kirche, zumal aber der Hader und die Spaltung „auch unter denen, die nicht zur Partei der Gottesfeinde gehören". Das Eifern und Streiten so vieler Katholiken gegen das am 8. Dezember 1869 eröffnete Konzil erfüllte sie mit Betrübnis. Ihre persönliche Stellungnahme zu der großen, alle Geister bewegenden Frage war längst entschieden, und sie ließ darüber ihre Freunde nicht im Zweifel. „Was die Unfehlbarkeit des Papstes in Glaubenssachen betrifft, so habe ich die niemals bezweifelt, und sie gründete sich bei mir sowohl auf die Heilige Schrift an mehreren Stellen derselben, noch ehe ich das

[1] Wiedenbrück, 11. August 1870.

katholische Bekenntnis abgelegt hatte, wie auf meinen — verzeihen Sie die Unbescheidenheit meines Bekenntnisses — einfachen Menschenverstand; denn was würde aus der Kirchenlehre, was aus ihrer Disziplin geworden sein in den vielen Verfolgungen und Wirren, öfters bei schwachen oder nicht guten Päpsten, wenn das Wort des Herrn nicht ihre Rechtgläubigkeit schützte?" — So fest und unanfechtbar stand ihr diese Lehre von vornherein, daß sie für die an die Bischöfe entsendeten Laienadressen nur Worte der Mißbilligung hat; daß sie kaum begreift, daß auch ihr gelehrter frommer Freund Schlüter, wie sie sagt, von dem „Konzilsfieber" so vieler Geister der Gegenwart berührt und beunruhigt war. Sie gehörte zu den glücklichen privilegierten Seelen, welche sich in der Arche der Kirche ein für allemal sicher und geborgen wußten. „Ich weiß, der Heilige Geist kann und wird sich nicht irre machen lassen, und so muß der letzte Ausspruch des Konzils die richtige Lehre sein. Darum schlafe ich auch ganz ruhig." [1]

Hatte sie die aus Gelehrtenkreisen hervorgegangene, immer mehr sich verbitternde Agitation schon während der Konzilsverhandlungen mit Befremden beobachtet, so verursachte ihrem katholischen Gefühl die fortgesetzte Opposition nach dem Schlusse des Vatikanischen Konzils, der sie mit wachsendem Erstaunen folgte, vollends schmerzlichen Kummer. Unbegreiflich ist es ihr, „wie noch jetzt so manche, bisher ganz brave Theologen oder auch Laien, die gute Katholiken sein wollen, noch immer ihre Meinung über den Ausspruch des Konzils setzen können trotz der bündigsten und deutlichsten Auseinandersetzungen, welche unsere Bischöfe zur Belehrung solcher Zweifler gegeben haben". Unbegreiflich ist es ihr, „wie man glauben kann, Gott werde es jemals zulassen, daß die sämtlichen

[1] An Schlüter 212 215.

Bischöfe mit dem Oberhaupt an der Spitze in Irrtum geraten könnten und nur ein halbes Dutzend Professoren mit ihrem bunten Anhang von allerlei halbgläubigen und gar nichts glaubenden Menschen, die unter sich noch über die wichtigsten Lehren streiten, nun mit einem Male die Kirche ausmachen“ [1]. Von der unheilvoll fortschreitenden Spaltung der Geister tief betroffen, ruft sie: „Möchten die armen gelehrten Männer doch nur einsehen, daß nur die fixe Idee von ihrer eigenen Unfehlbarkeit sie hindert, an die Unfehlbarkeit des Oberhirten der Kirche (wo er als Lehrer der Kirche spricht) zu glauben. Ich glaube, es ist besser, für diese Männer zu beten, als mit ihnen zu disputieren; sie müssen eben zu der Gesinnung kommen, die den hl. Petrus im Namen der übrigen treu gebliebenen Jünger sagen ließ: Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast die Worte des ewigen Lebens. Die Einsicht wird dann schon folgen.“ — „Die Kirche wäre keine 1800 Jahre alt geworden, wenn ihr jedesmaliges Oberhaupt in der Lehre nicht unfehlbar gewesen wäre.“ [2]

Daß unter den Männern, welche durch ihr feindseliges Auftreten gegen die Definition des Dogmas Ärgernis erregten und „die schwachen Katholiken und die sich uns annähernden Protestanten verwirren“, so viele ihrer Bekannten waren, „deren Namen sonst einen guten Klang hatten“, war ihr eine der niederdrückendsten Erfahrungen, und innig betete sie für die Irrenden um „Einsicht und Demut“. Besonders nahe ging ihr der Abfall der Professoren Reusch und Reinkens, von denen zumal der letztere seit anderthalb Jahrzehnten in regem Verkehr mit ihr gestanden und ihr Vertrauen in solchem Grade zu erwerben gewußt hatte, daß sie ihm, einem wiederholt und immer dringender geäußerten Wunsche des-

[1] Anhang zum Tagebuch 432.

[2] An Schlüter 219 220 222. Dazu Tagebuch, Anhang 431—432.

selben um Aufzeichnungen nachgebend, ihre Tagebücher und andere Dokumente über den Gang ihres inneren Lebens für eine künftige Biographie anvertraute, was sie nun lebhaft bedauerte. Seit 1870 brach sie alle Korrespondenz mit Dr Reinkens ab und legte sich, wie sie an Apollonia Diepenbrock schreibt, ernstlich die Frage vor, ob sie nicht „alle Papiere und Briefe von ihm zurückfordern solle und müsse", die er etwa von ihr noch in Händen habe. Auch der Regensburger Freundin gab sie das gleiche zu bedenken bezüglich der auf ihren Bruder, den seligen Kardinal Diepenbrock, bezüglichen Papiere; diese zurückzuverlangen, scheine ihr durchaus notwendig: „denn es ist zu fürchten, daß er sie mißbraucht und Deinem seligen Bruder den Schein zu geben versuchen wird, als habe er ähnliche Gesinnungen in Hinsicht Roms gehabt wie er. . . . Mir ist es auch sehr leid, daß ich ihm so viel Vertrauen bewiesen und manche mir werte Papiere gegeben habe. Seit zwei Jahren habe ich ihm aber nicht mehr geantwortet, und nun schreibt er mir auch nicht mehr"[1]. Drei Wochen später kommt sie noch einmal hierauf zurück: „Seitdem hat der unglückliche Reinkens noch weitere Fortschritte auf seiner gefährlichen Bahn gemacht und ich wiederhole meine Frage: sollen und müssen wir nicht alle Papiere und Briefe von ihm zurückfordern, die er von uns erhalten hat? Willst Du's gemeinsam mit mir tun, so sage es mir, bitte, bald. O in wie trauriger Zeit leben wir!"[2]

---

[1] Wiedenbrück, 15. Januar 1872.

[2] Wiedenbrück, 7. Februar 1872. Der gemeinsame Schritt unterblieb ohne Zweifel deshalb, weil Professor Reinkens die fraglichen Briefe Diepenbrocks nicht von Apollonia, sondern von deren in Bonn lebenden Nichte erhalten und nach geschehener Abschriftnahme wieder zurückgegeben hatte, wie letzteres auch mit den Henselschen Tagebüchern der Fall.

In einem Kodizill zu ihrem bereits 1865 niedergeschriebenen Testament traf sie jetzt die nachfolgende letztwillige Verfügung: „Im Fall mich der Tod übereilt, bevor ich alle meine Papiere geordnet und über sie bestimmt habe, will ich hiemit feststellen, daß sie sämtlich an den Exekutor meines Testaments, Herrn Kreisgerichtsrat Alfred Hüffer, derzeit zu Paderborn, gesendet werden zur Sichtung und teilweisen Vernichtung nach seinem Urteil, nicht aber, wie ich früher in meinem dem Gericht hieselbst übergebenen Testamente bestimmt hatte, dem Herrn Professor Dr Reinkens zu Breslau, weil derselbe sich leider außerhalb der Kirche gestellt hat, mithin mein Vertrauen nicht mehr besitzt. Luise M. Hensel."

Wiedenbrück, den 8. Dezember 1871.

Im vorerwähnten Brief gedenkt Luise auch der ehemaligen Bonner Oberin Amalie v. Lasaulx, Schwester Augustine, die in Vallendar, zu ihrem Herzeleid unversöhnt mit der Kirche, gestorben war[1]. „Ich hatte sie so lieb und hatte ihr Liebe zu danken", klagt sie der guten Appel. „Möge Gottes Barmherzigkeit sie nicht auf ewig verlassen haben! Sie wußte wohl nicht, was sie tat. Denn es war eine völlig fixe Idee bei ihr geworden, das Konzil sei kein echtes, und ihr Freund und Beichtvater, der in Bonn auch der meine war (Professor Hilgers), bestärkte sie darin. . . . Gott bewahre uns alle und rette, was noch zu retten ist!"

Alles das bereitete ihr großen und aufrichtigen Kummer. „Ich habe viel, viel Leid durchgemacht durch den Abfall so vieler Seelen, die mir früher zum Teil wert waren und denen ich Liebe zu danken habe. . . . O möchten doch alle die Abgeirrten die Wahrheit erkennen und offen bekennen zu ihrer Rettung!"[2]

---

[1] 28. Januar 1872.

[2] Im Anhang zum Tagebuch 431.

Wie sehr indes solche Erfahrungen ihr Herz verwundeten, ihr religiöser Friede blieb davon unangefochten. Ihrem kirchlichen Bewußtsein diente der Gedanke zum Trost, daß eine Zeit der Läuterung und Heimsuchung der Kirche stets zum Heile ausgeschlagen, und dankbar begrüßte sie jede Kundgebung, die auf solche Zeichen deutete. „Bei dem vielen Traurigen und Beklagenswerten, was jetzt auf der Welt geschieht, ist es aber eine große Erbauung und Freude, zu sehen, wie das schöne feste Auftreten der Bischöfe und Priester vor Freund und Feind Zeugnis gibt, wo die Kirche zu finden ist." So am 24. Mai 1871 an ihre Pflegetochter; und ein Jahr darauf, als die kirchenfeindliche Wendung in der inneren Politik Preußens sich vollzog, an Apollonia Diepenbrock (21. März 1872): „Du hast recht, wir leben in einer Zeit, die des Antichrists würdig ist; aber, Gott sei Dank! wir haben auch echte Streiter der Kirche, und eben die Verfolgung rüttelt manche Schläfrige und Laue auf und zieht von den besseren Protestanten uns manche näher. Es ist eine Sichtung der Geister eingetreten, und was nicht stichhaltig ist, wird wohl abfallen müssen. Für die Kirche ist das kein Verlust; nur ist es schmerzlich, es mitanzusehen."

Auch was in andern Ländern, zumal in Italien, gegen Rom und die Kirche geschah, vermochte sie in ihrem felsenfesten Vertrauen in die göttliche Weltregierung, auf den endlichen Sieg des guten Prinzips nicht zu beirren, wie sehr es ihr auch oft schwer wurde, „die Geduld nicht zu verlieren, wenn man sehen muß, wie die Ruchlosigkeit immer kecker sich entfaltet und so viel Edles und Herrliches zerstört". Wußte sie ja, daß „ähnliche Zeiten voll Trübsal und Ungemach" schon so oft über die Christenheit hereingebrochen. Sie kannte das Wort des großen Athanasius, der in der Zeit der Verfolgung, als die kirchentreuen Bischöfe in die Verbannung geschickt wurden, beim Abschied von seiner trauernden

Gemeinde sprach: „Kinder, trauert nicht, es ist nur eine kleine Wolke, die vorüberzieht!" Sie verließ sich auf den großen Steuermann, der das Schiff der Kirche noch immer durch Stürme und Klippen glorreich hindurchgeführt. „Es sieht überall traurig aus; doch Gott läßt seine Kirche wohl leiden und gedrückt werden, aber nicht untergehen. Nach dem Kyrie eleison kommt das Gloria." [1]

In ihrem inneren, religiösen Leben war sanfte friedliche Abendstimmung eingetreten, jene dankbare Ergebung eines Wanderers, der nach langer heißer Pilgerfahrt dem erhofften Ziele sich nahe fühlt. An den Stufen des Altares, in der Nähe ihres Heilandes, fand sie stets die umfriedende Ruhe, welche die Unrast und das Gewirre des Tages ihr genommen. Der poetische Ausdruck dieser Stimmung liegt in dem schönen Liede „Mein Emmaus" vor, das im Juni 1869 entstanden ist. Als sie es im darauffolgenden Dezember für die Regensburger Freundin abschrieb, bemerkte sie dazu, sie sende ihr dieses als eines ihrer letzten Lieder, weil sie denke, daß es auch ihre Stimmung ausspreche[2].

Der Tag hat sich geneiget,
Kehr ein, geliebter Gast!
Der Lärm des Tages schweiget
Und gönnt der Seele Rast.

Laß uns beim süßen Mahle
Und trauter Rede nun
Im linden Abendstrahle
Von schwerer Wandrung ruhn.

O, nicht vorüber gehe,
Nein, weile, holder Gast!

[1] Wiedenbrück, 21. März 1872. An Apollonia Diepenbrock. — Vgl. Schlüter 219.

[2] Auch an Frau v. Olfers, ihre geliebte Jugendgespielin Hedwig, mit der sie bis ans Ende in innigster Verbindung blieb, sandte sie eine Abschrift dieses Liedes.

Allein in deiner Nähe
Wird meiner Seele Rast.

Als du auf fernen Wegen
Mir nahtest ernst und traut,
Hat deiner Rede Segen
Mir Trost ins Herz getaut. —

Ob sich die Schatten strecken
Und wachsen riesengroß:
Nichts kann ein Herz erschrecken,
Das ruht in deinem Schoß.

Mein Haupt an deinem Herzen
Wie St Johann beim Mahl,
Weiß ich von keinen Schmerzen
Von keiner Todesqual.

Wollst nicht von hinnen fliehen,
Nicht lassen mich allein,
Bis ich mit dir darf ziehen
Zum seligen Verein.

34. Von Wiedenbrück nach Ahlen und Paderborn.

(1871—1873.)

Gertrud Schwenger. Im Krankenhaus zu Ahlen. Pauline v. Mallinckrodt.

In die Gewohnheit ihres Wiedenbrücker Daseins brachte der Sommer des Jahres 1871 einen empfindlichen Riß, der nicht ohne Folgen für den Rest ihrer Lebenstage blieb: durch den Heimgang ihrer Hauswirtin und Freundin Gertrud Schwenger. Nahe an zwanzig Jahre hatte sie mit der wackeren Dame zusammengelebt und in friedlicher Eintracht die gemeinsame Last des Tages geteilt. Nun galt es, der Gefährtin, die sie „trotz mancher Wunderlichkeiten lieb" hatte und die sie in der letzten Zeit schon wochenlang am Krankenbett wie ein hilfloses Kind gepflegt, den letzten Dienst zu leisten, der Scheidenden die Augen zuzudrücken.

Am 26. Juli 1871 schreibt sie aus Wiedenbrück: „Mein liebes gutes Äppelchen! Was denkst Du wohl, daß ich Dir auf zwei so liebe Briefchen und eine mich sehr beschämende neuere Sendung von Karmelitengeist noch immer die Antwort schulde? . . . Vorläufig nur zur Erklärung meiner Schweigsamkeit die Nachricht, daß ich seit mehreren Wochen neben täglichen Obliegenheiten . . . mich meiner sterbenden Hausgenossin und Freundin anzunehmen habe, die Dir bei Deinem Hiersein in der Jugend bekannt gewordene Nichte des alten Kanonikus Schröder, Gertrud Schwenger. Diese Nacht habe ich von 10 bis 2½ Uhr bei ihr gewacht, da gestern der Tod sehr nahe schien auch nach Meinung des Arztes; doch hat sie zwischen 12—2 Uhr sich durch sanften Schlaf wieder etwas gestärkt, und es kann wohl noch einige Tage währen. Sie grüßt freundlich. Gott helfe ihr ferner! Sie hat viel Gnade. Laß sie Deinem Gebet empfohlen sein." — „Den 30. Juni. Am 27. ist meine gute Gertrud gestorben, zuletzt sehr sanft; heut haben wir sie begraben und ich will jetzt mit ihrer nun verwaisten Gesellschafterin für sie den Kreuzweg gehen, den wir aber hier nur in der Franziskanerkirche haben. . . . Mein alter Kopf ist sehr angegriffen, besonders auch die Augen durch das Nachtwachen. Lebe wohl, geliebtes Herz!"

„Die Hügel alter Freunde mehren sich", bemerkte sie schon früher wehmutsvoll. Es wurde immer einsamer um sie her. Fünf Tage zuvor hatte Karoline Settegast in Koblenz ihre irdische Laufbahn beschlossen, von der dankbaren Vaterstadt tief betrauert und durch ein Grabdenkmal geehrt als „ein Engel der Barmherzigkeit für unzählige Arme, Kranke, Witwen und Waisen". Pastor Hensing, der alte treuherzige Freund und Berater, war schon 1864 (1. März) aus dem Leben geschieden. Alt und arbeitsmüde hatte er sich von Langenberg nach Wiedenbrück zurückgezogen, wo der

Achtundsiebzigjährige, bei den Barmherzigen Schwestern wohl verpflegt, in christlichem Frieden entschlummerte.

Zunächst versuchte Luise ihre bisherige Lebensweise in Gemeinschaft mit zwei gebrechlichen Hausgenossinnen der Verstorbenen fortzusetzen. Es war auch dies wieder ein Akt der Nächstenliebe, weil nicht ohne geistige und physische Opfer möglich. „Durch den Tod meiner Hauswirtin und Jugendfreundin ist mir das tägliche Leben viel schwerer und teurer geworden, da ich mich nicht entschließen konnte, ihre beiden Leute, für die sie ein nicht ausreichendes Legat gemacht hat, wie sich's jetzt herausstellt, zu verlassen. Sie könnten ohne mich nicht wohl fertig werden, da sie beide zu kümmerlich sind, um zu ihrer Ernährung noch so viel wie nötig zu verdienen. Ich habe daher das ganze Haus gemietet und gebe ihnen freie Miete. Wir sind fast 20 Jahre lang Hausgenossinnen gewesen, und sie wollten so gern bei mir bleiben." [1]

Aber die Beschwerlichkeiten des Alters machten sich mit jedem Tage fühlbarer. „Ich habe keine Magd, und mein Alter und die Gicht, wie andere Kümmerlichkeiten, machen mir alles so sehr schwer. Zeit und Kräfte reichen kaum mehr aus zu dem, was ich tun wollte, und abends (gewöhnlich mitternachts), wenn ich für einige Stunden mein Lager aufsuche, muß ich mir leider sagen, daß ich von dem, was ich hätte tun müssen, fast gar nichts fertig gebracht habe. . . . Sehr oft kann ich mir nur 5—6 Stunden Bettliegen gestatten, was für mein Alter kaum ausreichend ist; aber ich kann's nicht anders haben und danke Gott, daß ich's bis jetzt noch so ausgehalten habe."

Bald indes muß sie erkennen, daß sie es länger nicht auszuhalten vermöge, daß der gute Wille größer als die

[1] An Apollonia Diepenbrock, 15. Januar 1872.

physische Kraft gewesen. Es blieb nichts übrig, als eine andere Stätte aufzusuchen.

„Nun aber tritt die schwere Frage an mich heran: wo bleibe ich, da ich nach zwanzigjährigem Wohnen hier meine Hütte abbrechen muß? Ich hoffe, Gott wird es mir bis zum Herbst noch zeigen, wenn ich so lange lebe. Hier habe ich gar keinen Menschen, von dem ich notwendig werdende Pflege erwarten könnte. . . . Dazu verlange ich sehnlichst nach einer Seelenführung, die ich seit so vielen Jahren entbehre. An das Johannesspital in Bonn ist natürlich nicht mehr zu denken, da gerade in Bonn der Spektakel der Protestler so arg ist. In Warendorf könnte ich wohl ins Spital kommen, aber nur ein sehr kleines Zimmerchen haben, und in der Kapelle fand ich's zum Ersticken dunstig. Ich habe an Dülmen gedacht, müßte aber erst hin, um zu sehen, ob ich dort geeignete Aufnahme fände. Wärst Du nicht so fern, so fragte ich: Äppelken, willst Du mich bei Dir sterben lassen? Ich würde für Wohnung und Mittagskost gern 200 Gulden geben und mir das übrige selbst besorgen und die Bedienung, deren ich bis jetzt wenig brauche, gern vergüten. So aber weiß ich gar keinen Rat; bitte, wende Dich dann und wann für mich zur Mutter des guten Rates, daß sie mir zu erkennen geben wolle, was der heilige Wille des Herrn ist. — Gott segne Dich und gebe Dir frohe Festtage trotz der trüben Zeit. In alter Liebe und Treue Deine Aloysie, die am Karsamstag das 74. Jahr vollendet Gott sei Dank!“ [1]

Den Sommer über hatte sie noch; wie alljährlich, den Besuch ihrer Schwester, mit der sie im Juli einige Wochen auf Haus Knippenburg bei Oberhausen, dem Landsitze ihrer treu anhänglichen Antonie Devens, verlebte; danach begleitete

[1] Wiedenbrück, 21. März 1872.

sie die Schwester bis nach Köln, um auch dort über ihre Zukunft Rat zu halten; und zu guter Letzt, nach „manchen Kreuz- und Querzügen", wollten noch die Freunde in Münster und Paderborn heimgesucht sein.

Im Herbste endlich schlug die Stunde des Scheidens, vor der ihr lange gebangt: zu Anfang Oktober mußte sie die „liebe, gewohnte, gemütliche Zelle" verlassen, in der sie „zwanzig Jahre so gern" gelebt. „Das Herz tut mir dabei gewaltig weh, und man hätte in unserer schweren, verhängnisvollen Zeit schon am allgemeinen Leide genug zu tragen, um ernst und trübe gestimmt zu sein. Nun, Gott wird durchhelfen mir wie allen, die ihm gehören wollen für Zeit und Ewigkeit." [1]

Ihre Wahl, welche noch im August geschwankt, hatte sich zuletzt für Ahlen entschieden, ein von Wiedenbrück nur wenig entlegenes, ebenfalls münsterländisches Städtchen an der Werse[2], woselbst eine Jugendfreundin, eine Schwester ihrer geliebten Apollonia Diepenbrock, mit ihrer Familie lebte. Sie hatte diese früher oft besucht, und so war ihr der Ort mit seinem Krankenhause wohl bekannt. Dort bewohnte Luise „seit dem 4. Oktober bei den guten Barmherzigen Schwestern zwei helle luftige Zimmer", welche ihr wegen der guten Lage, am Ende des Städtchens, wohlgefielen, da sie die Aussicht auf Gärten und Felder gewährten. „Ich habe" — schreibt sie aus Ahlen am 23. Oktober 1872 — „schon mehrmals wundervolle Abendröten gesehen; ich habe die Westseite in beiden Stuben, was mir lieb ist. Vom Sonnenaufgang habe ich aber auch meinen Teil, indem ich dann die Bäume der Gärten und Baumgruppen hinter denselben vom reinsten Goldgelb bis zum flammenden Rot beleuchtet sehe, freilich

[1] An Schlüter 234 236.

[2] An der Bahnlinie von Minden nach Hamm.

nur, wenn wir keinen Regentag haben, wie heut. . . . Aber diese Annehmlichkeit der Lage meiner Zimmer und die Gutmütigkeit und Freundlichkeit der Schwestern sind doch nur Nebensache gegen das so unverdiente Glück, mit dem Herrn unter einem Dache zu wohnen." — Es waren nur fünf Schwestern, trotz der übermäßigen Anstrengung durch Nachtwachen „gute frische Nönnchen, die für die Stadt und Umgegend ein großer Segen sind, da sie die Kranken in den Häusern verpflegen" [1].

Allein schon nach dem ersten Winter, den Luise hier verbracht, hatte sie die Überzeugung gewonnen, daß ihres Bleibens in Ahlen nicht sein könne. Sie kränkelte fast immer und glaubte die Ursache in den „ungünstigen Lokalverhältnissen und dem sehr ungesunden Wasser" zu finden. Noch einmal mußte sie ans Wandern denken.

Bereits im Frühling 1873 war ihr Auge auf Paderborn gerichtet, wo von freundlichen Händen eine Stätte für sie — im Kloster der Schwestern der christlichen Liebe — bereitet stand. Dort, unter der Obhut einer geliebten treuen Schülerin, wünschte sie ihre Tage zu beschließen. „Der Docht meines Lebenslichtes zehrt am letzten Tröpfchen Öl", meinte sie, „und nach menschlichem Urteil kann ich kaum noch auf mehr als einige Monde hoffen." In Paderborn glaubte sie ruhiger sterben zu können, namentlich auch, weil ihr „Nachlaß — Bücher, Bilder, Reliquien — an Ort und Stelle und nicht in Gefahr wäre, seiner Bestimmung entfremdet zu werden".

Nachdem Luise ihre künftige Behausung durch einen Besuch im April persönlich in Augenschein genommen, vollzog sie im Hochsommer, gegen Ende Juli 1873, die Übersiedlung nach dem „Westfalenhof" in Paderborn — der letzten

[1] Brief an Frau E. Schülgen, 10. November 1872. Schlüter 235.

Station ihrer so vielbewegten irdischen Pilgerfahrt. Es war die Generaloberin selbst, welche ihr dort inmitten ihrer Genossenschaft dieses Asyl der Liebe eröffnete.

„Pauline v. Mallinckrodt — meine alte Schülerin von Aachen her — hatte mir angeboten, hier im Hause, aus welchem unsere braven, vielgeschmähten Jesuiten vertrieben sind, und das sie von dem nun heimgegangenen Wilderich v. Ketteler gemietet hat, ein paar Zimmer zu nehmen, was ich mit Freuden getan habe, da die Pflege meiner letzten Tage hier wohl in besten Händen ist und ich auch zugleich die Freude habe, den guten Schwestern wenigstens eine kleine Einnahme durch Miete und Kostgeld zu gewähren, während sie sich jetzt durch Handarbeit ernähren müssen, da man sie überall aus ihren blühenden Schulen und Anstalten verwiesen hat als ‚staatsgefährlich'. Das Mutterhaus hat zu wenig Raum, und so war die Oberin gezwungen, dies große Haus zu mieten, wo sich auch manche der Schwestern noch für ferne Missionen bereit zu machen haben." [1]

„Sei mir herzlich gegrüßt in Deiner neuen Heimat!" rief ihr aus Regensburg die alte gute Apollonia voll Freude zu. „Mögest Du noch einige Jährchen recht vergnügt im Herrn darin zubringen. Ich kann Deinen Entschluß nur loben."

Eine neue Heimat! Das fand sie im wahren Sinn unter der liebevollen Pflege der guten Schwestern, die miteinander wetteiferten, der von der Oberin geliebten, von allen verehrten Dichterin das Leben behaglich, die neue Umgebung freundlich zu gestalten.

Freilich hatte sich auch in Paderborn so manches ins Schlimme gewendet und die Sorge schlich wie ein schwarzer

[1] Brief an Frau v. Radowitz, Paderborn, 20. Januar 1874.

Schatten durch die kleine, gelichtete Kongregation. Über den preußischen Klöstern war das finstere Gestirn des Kulturkampfes aufgegangen. Der christliche Heroismus, der so viele hochherzige Seelen dem Dienste der leidenden Menschheit zuführt, wurde geächtet, und der Sturm, der so verheerend über die Kirche Norddeutschlands dahinzog und zahlreiche blühende Ordensstiftungen vom Boden fegte, hatte auch die Stiftung der hochsinnigen Oberin Pauline v. Mallinckrodt schwer schädigend getroffen. Ihre für den christlichen Unterricht gegründeten Pflanzstätten mußten, auf Grund der Maigesetze von 1873, aufgegeben werden, die Lehrschwestern nacheinander ins Ausland wandern. Zweig um Zweig mußte die Stifterin um sich her fallen sehen, wo eben noch alles in so frischem Triebe, in so segensvollem Gedeihen gestanden, seit sie im Jahre 1850 die Hand ans Werk gelegt.

Wie war in dem kurzen Zeitraum von zwei Dezennien die Saat christlicher Liebestätigkeit so herrlich aufgesproßt! Was jugendlich fromme Begeisterung in Paderborn (1850) begonnen, hatte in den Sympathien des Volkes Bewährung, in dem Vertrauen der Behörden Schutz und Bestand gewonnen. König Friedrich Wilhelm IV. hatte im Sommer 1853 durch persönlichen Besuch der von der Oberin geleiteten Provinzial-Blindenanstalt seine Huld und Anerkennung bekundet; der Diözesanbischof wandte ihren Bestrebungen freudige Unterstützung zu; die Staatsbehörden zeigten, wo es sich um Übernahme von Schulen handelte, williges Entgegenkommen. Unter dem Segen Gottes und dem Wohlwollen der Menschen war so die Genossenschaft von Jahr zu Jahr an Umfang und Kräften gewachsen. „Eine Reihe neuer Niederlassungen bildete sich in Westfalen und am Rhein bis nach Sigmaringen und Konstanz hinauf; neben dem Unterrichte der weiblichen Jugend erblühte ein Werk der christ-

lichen Charitas nach dem andern unter ihren Händen.“ [1] Mehr als zwanzig Häuser standen so auf deutschem Boden in Blüte da — als der unselige Kulturkampf hereinbrach und das Werk eines halben Lebens bis auf geringe Reste zertrümmerte. Sämtliche Niederlassungen bis auf jene, welche ausschließlicher Krankenpflege gewidmet sind, wurden nacheinander aufgehoben, für welche nun jenseits der Grenzen des Vaterlandes Unterkommen gefunden werden mußte. Zunächst boten Belgien und Böhmen gastfreundliche Aufnahme. Bald aber ertönten über den Ozean herüber Rufe von Bischöfen und Seelsorgern, welche für ihre Schulen und Anstalten sich um die aus der Heimat vertriebenen Schwestern bewarben, und schon im April 1873 setzte sich die erste Schar in Bewegung, um dem Rufe zu folgen. Amerikanische Blätter priesen es als „eine segensreiche Folge des preußischen Kulturkampfes, daß derselbe einen solchen Schatz ausgezeichneter Kräfte für den Unterricht ihrer Jugend verfügbar gemacht habe“ [2].

So standen die Dinge, als Luise Hensel nach Paderborn übersiedelte. Wie mußte es sie, die eifrige Patriotin, die schwärmerische Verehrerin ihres Königshauses schmerzen, daß gerade von der Regierung ihres Vaterlandes dieser unselige Kulturkrieg geführt wurde, geführt mit all seinen aufreizenden Verfolgungen und unwürdigen Gehässigkeiten. Welche Prüfung mußte es für sie sein, sehen zu müssen, wie dicht vor ihren Augen das erbarmungslose Zerstörungswerk sich vollzog, „Ruinen sich auf Ruinen häuften, herrliche Schöpfungen echt christlicher Hingebung in Trümmer sanken“, unbescholtene Männer und edle Jungfrauen, erfüllt von Gottes-

[1] Berliner „Germania“ vom 5. Mai 1881: „Pauline v. Mallinckrodt“ (von A. Hüffer).

[2] Vgl. den erwähnten warmen Nachruf von A. Hüffer.

und Nächstenliebe, die Stätten ihrer gottgesegneten Wirksamkeit und das Vaterland verlassen mußten; sehen zu müssen, wie durch diese exorbitante Gesetzgebung dem konservativen Prinzip und dem Königtum selbst die tiefste Wunde versetzt wurde, und eine Erbitterung ohne Grenzen in weiten Schichten einer sonst gutgesinnten Bevölkerung um sich griff. Wie hätte sie, die mit ihrem Denken, Fühlen und Hoffen in der Kirche wurzelte, nicht aufs tiefste in Mitleidenschaft gezogen werden sollen, da in bitterem Leid Millionen Herzen bluteten! Man fühlt es dem verhaltenen Schmerze an, der aus einzelnen knappen Bemerkungen und Ausrufen ihrer Briefe zuckt, wie sehr sie unter der Wucht der peinlichen Eindrücke leidet, und wie ihre Seele mit sich selbst ringt in dem Konflikt der Pflichten und Gefühle. „Vor dem Blick der Seele liegt ein dunkler Trauerflor über jedem Glanz und jeder Schöne, an der man sich sonst erfreuen konnte. Die Welt ist sehr krank und es drohen schreckliche Krisen. Gott helfe uns durch!“ [1]

Auf der andern Seite bot aber der gewaltige Kampf auch viel des Tröstlichen und Erhebenden. Es war ein tröstlicher Anblick, daß die Bevölkerung in allen Diözesen so tapfer und standhaft treu zu ihrem Klerus stand, ja daß das kirchliche Bewußtsein selbst der Schwankenden eine wunderbare Kräftigung empfing, und so das Band zwischen Volk und Geistlichkeit immer inniger, immer fester wurde. Es war ein erhebendes Schauspiel, wie die geistlichen Hirten, hoch und nieder, jedes Martyrium willig auf sich nahmen und der Welt zeigten, was Treue und Gewissen ist; wie die vertriebenen Ordensmänner und -Frauen so gelassen und ohne ein Wort der Klage, zu neuer Wirksamkeit bereit, ins unbekannte Exil wanderten. Friedlich und gottvertrauend zogen

[1] An Schlüter 234.

sie hinaus in alle Welt, herrliche Beispiele von Mut, Aufopferung, schweigendem Gehorsam und allen Tugenden, die ein gottbegeisterter Glaube erzeugt, um das Panier dieses Glaubens in andern Ländern aufzupflanzen. Wo immer sie hinzogen — des Kreuzes Banner weht voran! Solche Betrachtungen gewannen in der Regel in Luisens Gemüte die Oberhand über alle Betrübnis des Augenblicks. Es war ja ein Charakterzug an ihr, daß in Zeiten des Kampfes und öffentlicher Bedrängnis die Spannkraft ihrer Seele sich am mächtigsten entfaltete; und dann freute sie sich — ihre Briefe betonen das wiederholt — des Großen, Gewaltigen, Seelenbefreienden, das durch den Stoß der Zeitereignisse zur Erscheinung kam.

Als Luise Hensel in den Westfalenhof einzog, befand sich Pauline v. Mallinckrodt gerade auf einer Reise in Nordamerika, wohin sie eine Anzahl ihrer geistlichen Töchter geleitet hatte, um als Generaloberin die neuen Niederlassungen der Kongregation in den Vereinigten Staaten zu besuchen und die dortigen Verhältnisse durch die Gründung eines eigenen Mutterhauses zu ordnen. Doch schon wenige Wochen nach ihrem Einzug konnte Luise die Rückkehrende persönlich in ihrem Heim begrüßen, und es mag schwer zu sagen sein, auf welcher Seite die größere Freude gewesen, bei Luise, als sie nun Gelegenheit fand, der treubesorgten Generaloberin für das ihr geschaffene friedliche Asyl zu danken, oder bei Pauline, daß es ihr vergönnt war, die alte Lehrerin und Freundin in den Räumen ihrer Stiftung für die letzten Lebenstage zu beherbergen und willkommen zu heißen[1].

[1] Vgl. jetzt die Biographie von Alfred Hüffer: Pauline v. Mallinckrodt, Stifterin und Generaloberin der Kongregation der Schwestern der christlichen Liebe. Ein Lebensbild. Münster 1892.

35. Die drei letzten Jahre.

(1874—1876.)

Lebensweise in Paderborn. Unfall. Am Grabe Mallinckrodts.

Allmählich, wenn auch sehr langsam, begann sich Luise körperlich zu erholen, obgleich sie noch während des Winters gemeint hatte, sie werde das begonnene Jahr 1874 kaum überleben. „Meine Kräfte", schrieb sie damals, am 20. Januar 1874 an Frau v. Radowitz, „können natürlich trotz der besten Pflege in dem hohen Alter — ich stehe im 76. Jahre — sich wohl nicht mehr viel heben, und so glaube ich nicht, daß ich noch Jahr und Tag werde zu leben haben. . . . Ich kann nicht mehr anhaltend sprechen, und gehen kann ich fast gar nicht mehr. Selbst Sonntags muß ich mich mit der stillen Messe hier in der Kapelle begnügen, was mir hart ist, da es meine größte Lebensfreude seit vielen Jahren war, den Herrn in der Gestalt zu sehen, in welcher es ihm gefällt, unter uns zu weilen."

Trotz alledem behielt sie noch immer Kraft übrig, um sich in Kleinigkeiten nützlich zu machen und den guten Schwestern, die jetzt durch Handarbeit sich ernähren mußten, nach Vermögen Hilfsdienste zu leisten. „Die Demut und Ergebung der Schwestern", sagt sie im vorerwähnten Brief an Frau v. Radowitz, „ist wirklich erbaulich; es ist doch manches vornehme Kind unter ihnen, dem es nicht an der Wiege gesungen ist, daß es sein Brot als Näherin mühsam werde erwerben müssen. Bei der großen Anzahl der Schwestern, unter denen auch manche kränkliche sind, die so gut wie möglich gepflegt werden, kommen natürlich auch Verlegenheiten vor, zu deren Abstellung nicht immer gleich die Mittel da sind. So hatte ich unlängst bemerkt, daß einige Schwestern sehr schadhafte Kleider trugen, und erhielt auf die Bemerkung gegen eine der Nonnen, sie habe einen Schaden

am Kleide, die Antwort: ‚Ja, ich habe keinen schwarzen Lappen und es geht mehreren Schwestern auch so.‘ Da habe ich mir denn aber die Freude gemacht, ein mir ganz überflüssiges Kleid und was ich nur an schwarzen Resten und Lappen zusammenraffen konnte, ihnen aufs Arbeitszimmer zu bringen, wo die guten kindlichen Seelen die größte Freude äußerten. Auch von einer sehr vermögenden Freundin am Rhein, die mich fragte, womit sie mir einmal eine Freude machen könnte, habe ich kürzlich ein schönes schwarzes Kleid und Reste von solchen Stoffen erhalten.“

Eine Freundin, die mit Luise gerade in ihren letzten Lebensjahren viel verkehrte, schreibt hierüber: „Seit Juli 1873, wo Luise Hensel hierher zog, hatte ich das Glück, sie oft zu besuchen und aus dem reichen Schatze ihres Geistes und ihrer Erfahrungen mir jederzeit Rat und Belehrung zu holen. Immer war sie gleich freundlich, milde und liebevoll; sie kannte keine Ermüdung, wenn es galt, jemand einen Gefallen zu tun oder ihn in etwas zu unterweisen. Mit der freundlichsten Miene legte sie einen begonnenen Brief zurück, in welchem sie ihr Urteil über irgend ein Werk abgeben sollte, um uns ein noch unbekanntes Kochrezept oder eine von ihr verbesserte Bereitung zu empfehlen. Auf allen Gebieten war sie zu Hause, und ich erinnere mich nicht, sie jemals um etwas gefragt zu haben, worüber ich nicht die beste und praktischste Auskunft bekommen. — Sie lebte gleichsam in der Anbetung des allerheiligsten Altarsakraments, und sah man, solange sie ausgehen konnte, ihre liebe, ehrwürdige Gestalt in allen Kirchen. Ihre Freude war, für den Altar zu arbeiten, und ihre letzte, unvollendete Arbeit ist eine rote Stola.“

So blieb sie trotz der 76 Jahre immer noch in ihrer Art tätig und arbeitsam. Mit frischem Geist und warmem Herzen nahm sie fortwährend an allem Anteil, was um sie her vorging, und folgte aufmerksam dem Gang und Gewoge

der öffentlichen Ereignisse, deren brausender Wellenschlag ja so vernehmlich die Klostermauern umrauschte. „Die rheinischen, westfälischen, bayrischen und elsässer Wahlen haben mein altes Herz recht erfreut", schreibt sie am 10. Februar 1874. „Gott sei Dank, daß es noch so viele gute Katholiken gibt."[1] — Auch die ausgebreitete Korrespondenz, die sich mit den Jahren nicht verminderte, sondern erweiterte, war sie, trotz der häufig gichtlahmen Finger, oft bis zur Erschöpfung bemüht fortzuführen, immerfort willig, hunderterlei Anliegen ihr Ohr zu leihen. Wie oft wandten sich junge dichterische Talente an die Sängerin der frommen Lieder, um sich ihr Urteil oder ihren Rat zu erbitten! Kinder und Enkel längst dahingeschiedener Jugendfreunde wünschten Aufschlüsse über die Vergangenheit oder Fürsprache für die Zukunft. Dankbare und anhängliche Schülerinnen meldeten sich aus allen Himmelsstrichen und begehrten Lebens- und Liebeszeichen von der Unvergeßlichen. Selbst ihre Muse wird noch gelegentlich zur Feier eines Namensfestes, eines Jubiläums, der Rückkehr einer geliebten Oberin u. dgl. angerufen, und niemals vergeblich. Der fünfzigjährigen Jubelfeier einer Klosterfrau ist ihr letztes Gedicht geweiht. Neben diesem und anderem durften aber die nächsten Verwandten und bewährte Herzensfreundinnen auch nicht vergessen sein.

Stets gleich lieb und willkommen blieb ihr die trauliche Zwiesprache mit ihrer nun auch unter der Last des Alters seufzenden Apollonia Diepenbrock in Regensburg, mit der sie bis wenige Monate vor ihrem Tode den brieflichen Verkehr unterhielt, wenn es auch oft nur ein frommer Zuruf, ein herzliches Gruß- und Dankwort war.

„Ja, wie schön wär's", schreibt sie dieser am 19. Juni 1874, auf deren Glückwunsch zum Namenstag, „wenn wir

[1] An ihre Pflegetochter.

uns nochmal sehen könnten, aber das geht nicht mehr hier auf Erden. Wie Gott will! Ich denke mir oft: wie schön wird's sein mal oben. Wenn Du einst nach Jahren auch die arme körperliche Erdenhülle abgestreift hast und dann mitten im lieben schönen Himmel bist bei den vielen lieben Vorangegangenen, Engeln und Heiligen, kommt mit einemmal mein herzlieber Schutzengel und flüstert Dir zu: ‚Heut kommt auch endlich Deine arme alte Freundin Luise aus ihrem langen Fegfeuer' — o ich möchte jetzt schon vor Freude weinen, wenn ich mir das denke! Da werden wir uns manches zu erzählen haben und recht froh sein über alles Harte und Bittere, was wir hier durchgekämpft und gelitten haben."

Auf eine Frage Apollonias nach ihrem klösterlichen Schützling, der Tochter einer ihr befreundeten Frau v. Speth, antwortend, bemerkt sie im weiteren: „Die liebe Schwester Chrysostoma ist gottlob rüstig und wohlauf. Sie war noch gestern hier, um mir eine Bestellung von der würdigen Mutter zu bringen. Jedenfalls wird sie in den nächsten Tagen wieder kommen und dann soll sie Dein liebes Briefchen lesen. Sie ist prächtig; eine derbe, zuverlässige Natur und sehr zufrieden und treu in ihrem Beruf. Sie wollte Dir schon längst schreiben; durch den Tod des trefflichen Bruders der Oberin und die fast gleichzeitige Absendung von wieder 14 Schwestern nach Amerika war viel mehr als sonst zu tun im Mutterhause. — So sehr wir Katholiken auch an dem edlen Mallinckrodt verloren haben[1], so glaube ich doch, daß er durch seinen heldenmütigen Tod erst recht seine

[1] Hermann v. Mallinckrodt, der unvergeßliche Abgeordnete und Vorstreiter des Zentrums in den heißesten Tagen des Kulturkampfes, starb am 26. Mai 1874. — Vgl. auch ihre ähnliche Äußerung bei Schlüter 243.

Wirksamkeit besiegelt hat und als Toter noch mehr wirken wird, als er im Leben konnte."

Dann fügt sie noch eine kleine Bitte bei für ihren Namenstag: „Da Du, lieb Äppelchen, mir gern eine Freude machen willst, so will ich's mir denn auch erlauben, Dich darum zu bitten. Du sollst mir nämlich den Gefallen tun, am St Aloysiustage mein Gast zu sein mit der lieben guten Frau v. Käser, der ich herzlichst danke für Gruß und Gebet, wie auch der verehrten trefflichen Gräfin Fugger, und den Nachmittag oder Abend [mit] ein bißchen Schokolade und Kuchen fürlieb nehmen, wozu ich kürzehalber einen Taler einlege; aber ich hoffe nun auch gewiß, daß Du meine armselige Bewirtung in Gnaden annimmst[1]. Der liebe Gott sieht's gewiß ganz gern, wenn alte Leute sich geistig besuchen und bewirten, wenn's äußerlich nicht mehr geht. — Aber nun kann ich nichts mehr! Leb wohl, lieb Herz! Alles für ihn, mit ihm und in ihm! Deine alte krüppelichte Aloyse."

Auch der Abend dieses von Krankheiten so vielfach heimgesuchten Lebens sollte nicht ungetrübt bleiben. Während Luise ihre Lebenskraft dem Versiegen nahe wähnte, sollte sie durch eine unvermutete Heimsuchung erfahren, was ihre grundkräftige Natur noch zu überdauern fähig war. Am 5. September 1874 erlitt sie auf dem Gang zur Kapelle, infolge eines unglücklichen Falles, einen Hüftgelenkbruch, der sie monatelang auf ein höchst schmerzenvolles Krankenlager und für immer an ihr Zimmer bannte, weil eine gänzliche

[1] Luise meint damit, daß der Taler keine andere Verwendung finde. Er fand aber doch eine andere. „Du hast mich wieder beschenkt — antwortet Appel am 13. Juli aus Regensburg — und ich war wieder ungehorsam! Der Taler durfte nicht verschwendet werden, sondern eine brave kranke Frau bekam ihn zum Hauszins. Gott vergelt's tausendmal! sei nicht böse, lieb Herz!"

Heilung in ihrem Alter nicht mehr möglich war. Der Fall war so schwer, daß der Arzt ihr später gestand, er habe nicht geglaubt, daß sie mit dem Leben davon komme. Ungemeine Teilnahme gab sich allerwärts über den Unfall, zumal in den Klöstern kund. In Aachen, in Ahlen, in Nonnenwerth, in Bornhofen und Brinke wurden Andachten für die Leidende gehalten, Bittfahrten an Gnadenorte für ihre Genesung gemacht. Vom Rheine kam ihre Pflegetochter persönlich herbeigeeilt, zu ihrem nicht geringen Trost. Man erfreute sie durch Weinsendungen und andere Zeichen tätig fürsorgender Anhänglichkeit, die sie manchmal bis zu Tränen rührten. Die guten Schwestern in ihrer Umgebung taten, was Liebe ersinnen konnte. Schwester Irmgard zumal, die ihr zur besondern Bedienung und Pflege von der Oberin zugeteilt war, versäumte nichts, was ihre Lage erleichtern, ihre oft furchtbaren Schmerzen lindern konnte. Die Oberschwester Ambrosia, die einen Monat später Paderborn verlassen mußte und mit ihrer kleinen vertriebenen Kolonie im Fürstentum Liechtenstein gastliche Aufnahme fand, bezeigte der Leidenden auch von Schloß Gutenberg aus das warme Mitgefühl, das sie ihr in den ersten Tagen des Unglücks an Ort und Stelle tätig erwiesen. In allem erfuhr sie, daß sie im Hause der Schwestern christlicher Liebe wohnte.

Luise selbst ertrug ihre Schmerzen mit Fassung und fand sich, eine mutige Kreuzträgerin, in den Zustand physischer Abhängigkeit, aus dem sie sich nicht mehr völlig erhob, mit Geduld und Ergebung, ja zuletzt mit Heiterkeit hinein. „Leiden sind Gnaden", pflegte sie zu sagen. Die Schwestern meinten, der Herr lasse sie das Fegfeuer hier auf Erden schon durchmachen, um sie jenseits gleich mit sich vereinigen zu können; was sie nicht ungern hörte, denn an das Purgatorium dachte sie viel. Lange Zeit mußte sie täglich von drei Schwestern gehoben werden, wenn ihr Bett zurecht

gemacht wurde. Es dauerte Jahr und Tag, bis sie nur so weit war, daß sie wenigstens mit einem Stock und mittels verschiedener Vorrichtungen sich im Zimmer umherbewegen konnte. Auch die Dienste einer Schreiberin hatte Schwester Irmgard zu versehen, bis Luise selbst wieder im stande war, die vielen Nachfragen teilnehmender Seelen zu befriedigen. Ihre eigenen Briefchen sind noch über Jahresfrist alle mit Bleistift gekritzelt.

Etwa ein Vierteljahr nach dem schweren Fall, am 9. Januar 1875, schrieb Luise auch wieder eigenhändig an die um ihren Leidenszustand sehr bekümmerte Regensburger Freundin, an ihr „liebes gutes Äppelken", die sich zu Weihnachten wieder mit ihren kleinen Gaben eingefunden.

„Wie manchen lieben langen Brief schreibt Deine alte armselige Freundin an Dich, wenn er nur zu Papier käme; aber ‚dett is so watt', sagte mir der alte Unterküster in Wiedenbrück so oft. Seit einigen Wochen ist mein rechtes Auge sehr entzündet und die Finger, welche man zum Schreiben braucht, sind lahm und sehr schmerzhaft, was durch Schreiben oder jede kleine Beschäftigung immer sehr vermehrt wird. Aber nun läßt mich mein Gewissen nicht mehr ruhen. . . . Vergelt's Gott viel tausendmal! Meine Seele lebt viel mit Dir und gedenkt alter lieben Tage, wo wir beisammen waren. — — Meine Schwester wollte mich gleich, als sie die Nachricht von meinem Fall erhielt, besuchen; ich habe sie aber gebeten, es aufzuschieben, bis ich etwas von ihr haben könnte. Mein Leiden war zu groß und ihr Hiersein hätte den Schwestern viel Mühe gemacht. Da sie gar nicht wußte, wie groß die Gefahr war, würde sie sich nur geängstet haben. Meine Pflegetochter von Köln war aber ein paar Tage hier und hat viel für meine Pflege getan, wie auch eine Aachener Freundin. . . . Daß ich noch auf einen Sessel wieder komme, glaube ich nicht mehr. Meine Kräfte schwinden

täglich mehr und ich habe fast täglich Fieber. Ich glaube, daß ich den Sommer nicht mehr erlebe; würde mich dessen auch freuen, wenn ich nur innerlich und äußerlich alles in Ordnung hätte. Wohl hast Du recht, daß es nicht mehr schön ist auf der Welt."

Nichtsdestoweniger blieb ihre Freude an guter Lektüre, ihr Interesse an neuen ansprechenden literarischen Erscheinungen unvermindert. „Kürzlich", fährt sie fort, „erhielt ich von Ehrenbreitstein ein Büchlein, ‚Karoline Settegast' betitelt von A. Joachim. Im beiliegenden Briefe entpuppt sich aber der Verfasser als mein kleiner, alter lieber Plagegeist, den unsere gute Karoline mir ans Herz gelegt hatte, nämlich ihre Nichte Elisabeth v. Knackfuß. Es ist viel Nettes und Rührendes drin, nur hat die kleine Verfasserin mir sehr unnötigerweise Schmeicheleien gesagt, die gar nicht hineingehören. Von Karolinens heiligmäßigen Werken hätte ich gern mehr gehört. Du, die länger mit ihr gelebt, hättest ihr wohl noch manches mitteilen können." — In einem folgenden Brief bemerkt sie noch: „Deine Briefe von der seligen Karoline mußt Du ja nicht verbrennen; ich halte sie für Reliquien, die ich ihrer Nichte vererben würde." — Auch das anmutige Büchlein über „Margarete Verflassen" (von Amalie Hassenpflug), das sie durch Ludwina von Haxthausen erhielt, machte ihr viele Freude.

Dank der liebevollen Pflege gewann die Besserung in ihrem Befinden Bestand, wenngleich mancherlei Schwankungen mit unterliefen. Im allgemeinen, berichtet sie im Juli 1875 nach Münster, habe sie seit dem Frühjahr an Lebenskraft gewonnen, aber auch an Unbequemlichkeiten mancher Art; namentlich die Sehkraft nehme ab. „Aber alles ist gut, was Gott schickt, könnte ich Ihn nur recht lieben."[1] Ihr

[1] An Schlüter 244.

Namenstag (21. Juni) wurde in der herzlichsten Weise gefeiert; aber „die vielen Besuche von den lieben Schwestern und Freunden und Bekannten, die mich mit Güte und Liebe überhäuft haben, griffen mich so an, daß ich gar nichts konnte, als mit geschlossenen Augen so hinliegen fast den ganzen Tag“ [1]. Den Sommer über wurde sie durch viele Besuche von auswärts erfreut, und wenn sie auch „nicht mehr viel aushalten kann“, so blickte sie solchen doch gerne entgegen. „Dein Zimmerchen erwartet Dich schon seit mehreren Wochen“, meldet sie fast ungeduldig ihrer Pflegetochter in Köln (26. Juni). Im August fand sich dann auch ihre Schwester Minna ein und blieb zehn Tage. Dann wieder Freunde aus Schlesien: „Die lieben Junkmanns so frisch und unverändert wiederzusehen hat mich sehr gefreut [2]. Gott erhalte sie noch lange so.“

Am 18. November 1875 endlich kann sie — zum erstenmal wieder mit Tinte — nach Köln melden: „Seit etwa acht Tagen sitze ich von morgens 9 bis abends 8½ Uhr (mitunter auch noch etwas länger) auf einem alten mir ziemlich bequemen Sessel, den mir die freundlichen Löhers geliehen haben. Es wird mir wohl öfters schwer, aber ich will es mit Gott durchsetzen, da ich mich doch eher etwas beschäftigen kann. Der hl. Joseph hat mir ein braves, starkes Mädchen zugeführt, das mich ankleiden und auf den Sessel heben kann.“ [3]

So kam das letzte Jahr, das ihr auf Erden beschieden. Noch stand es mit ihrer Gesundheit leidlich; sie konnte wenigstens regelmäßig wieder den Tag außer dem Bett verbringen,

[1] An Apollonia Diepenbrock, 29. Juni 1875.

[2] Dr Wilhelm Junkmann, Professor an der Universität Breslau und seit 1855 mit der Schwester des Professor Schlüter vermählt. Der gelehrte Historiker ist auch als empfindungs- und gedankenreicher Dichter bekannt.

[3] An Frau E. Schülgen.

in dem von gefälligen Hausgenossen zur Verfügung gestellten Lehnsessel ruhend. Mit immer noch kräftiger Hand sind auch ihre Briefe geschrieben, mit denen sie ihre Lieblinge und nächsten Angehörigen, die alte Freundin in Regensburg bis in den Oktober hinein, erfreute.

So mag sie denn selbst noch von diesen letzten Monaten in ihrer einfachen, herzlichen Weise berichten; noch ein letztes Mal mag der alte traute Klang dieser Stimme an unser Ohr klingen.

Schon im Neujahrsbrief hatte ihr die treubesorgte Pflegetochter wieder einen Besuch zum Frühling in Aussicht gestellt, und Luise freut sich mit Schwester Irmgard im voraus auf die liebe Schwalbe vom Rhein. „Wir bauen schon große Luftschlösser", fügte sie in heiterer Laune hinzu. „Du liebes Frauchen mußt mich aber nicht so überschätzen und loben. Ich wäre ja eine abscheuliche Person, wenn ich mich gegen Gottes Fügungen empören wollte. Wenn seine Barmherzigkeit mich bis jetzt gegen grobe Ungeduld bewahrt hat, so ist das auch nur Gnade von ihm. Bete für mich, daß ich von nun an jeden Augenblick des Lebens treu benutze und für die letzte Stunde bereit sei, wenn der Herr ruft."[1]

In einem folgenden Briefe bemerkt sie derselben, nachdem sie von der Wahl des passendsten Zeitpunktes für ihren Besuch gesprochen, in liebenswürdigem Tone: „Jedenfalls aber bist Du mir immer willkommen, und ich möchte Dich wieder mein Jefrüherjelieber und dann mein Jelängerjelieber nennen."

Zum Apollonientag schreibt sie, am 7. Februar 1876, der Regensburger Freundin: „So Gott will, soll mein armselig Kistchen doch am Mittag Deines lieben Festes ankommen, wenn Schwester Chrysostoma mir nur ihren Bei-

[1] Paderborn, 28. Januar 1876.

trag noch rechtzeitig bringt. Gott segne Dich reichlich an Leib und Seele und gebe Dir den süßesten Frieden für alle ferneren Tage — Monde — Jahre, die Du noch hienieden zubringen sollst. . . . Heute habe ich, Gott sei Dank! einen guten Tag wie lange nicht, wenn ich auch damit nicht sagen kann, daß ich ohne Schmerzen und Behinderungen bin; das wäre auch in meinem hohen Alter und unter den gegenwärtigen Umständen zu viel verlangt. Von dem Heldenmut unserer lieben sel. A. K. Emmerich bin ich leider noch sehr weit entfernt, aber Gott hat mir doch so weit geholfen, daß ich die Leiden, welche er mir geschickt, bereitwillig in Geduld zu tragen suche; ihn um Leiden bitten, dazu werde ich wohl nie den Mut haben. Es ist mir noch eine sehr rührende Erinnerung, wie die liebe Selige mir einmal zum Abschied Augen, Mund, Brust und Schultern segnete, während sie leise betete, ich verstand aber nichts davon, nur beim Segnen der Schultern sprach sie ziemlich laut: ‚Daß sie stark werden, zu tragen, was du getragen hast.‘ Wie oft habe ich an dies ihr Wort gedacht. Sie hat mir auch ein altes Bildchen geschenkt, wo ein Herz zum Himmel fliegt, von lauter Kreuzen umgeben, und drunter steht: durch viel Kreuz und Leiden an den Ort der Freuden. Dazu sagte sie: so müsse mir es auch gehen. Ein anderes Mal sagte sie mir: die Muttergottes werde mir Leiden (sie nannte sie Blumen) bringen ‚enen groten Puck‘ — und allerdings habe ich an Muttergottesfesten und Samstagen die größesten Trübsale erfahren. Auch den Fall habe ich an einem Samstag getan. Ich habe aber auch in einem Kalender von 1798, worin meine gute selige Mutter meinen Geburtstag angezeichnet hat, gesehen, daß ich am Fest der sieben Schmerzen Mariä geboren bin, das damals auf den 30. März fiel. Ich darf mich also gewiß nicht beklagen. Erbitte mir nur die rechte Geduld und eine gute letzte Stunde.“ — Im Verfolg

berichtet Luise von den verschiedentlichen Leiden, mit denen sie den Winter über, am meisten in den Weihnachtstagen, geplagt gewesen; besonders die Nacht vom ersten zum zweiten Festtag war sehr schwer. „Doch alles ist mit Gott überstanden, und es ist dumm von mir, daß ich Dir das erzähle; ich habe gegen mein Sprüchlein gefehlt, was ich vor einiger Zeit in irgend einem Buch gefunden habe, es heißt:

Leid' ich und schweige
So trag ich was mein
Ehrlich allein.

Leid' ich und klage
So lad' ich zur Plage
Gäste mir ein.

Wohl hast Du recht, wenn Du sagst, daß wir geistig jetzt mehr zu leiden haben als leiblich; aber auch das wird vorübergehen und zuletzt kommt der Himmel, der nicht vergeht. Nur die große Gefahr der Kinder und der Verlust so vieler Seelen — das sind die schwersten Sorgen der Zeit. Wir können nur beten."

Eine bald darauf folgende Postkarte beschließt sie mit den Worten: „Laß uns fröhlich sein in Hoffnung, geduldig in Trübsal bis zum seligen Wiedersehen."

Noch im August kann sie berichten, daß ihr Zustand sich in mancher Hinsicht gebessert, daß namentlich das tägliche heftige Fieber sie schon seit einiger Zeit fast ganz verlassen habe; nur wenn sie anhaltend schreibe oder einen langen Besuch erhalte, komme es wohl mal wieder. Und so meint sie denn, sie könne sich nicht beklagen, da es vielen Menschen, die besser seien als sie, schlechter gehe. Mit der alten Teilnahme folgt sie noch immer den Vorgängen in ihrer klösterlichen Umgebung, in der die erbarmungslosen Maigesetze ihre zerstörende Wirkung von Zeit zu Zeit geltend machten. Hatten sie ihr doch auch den erwählten Beichtvater, P. Jeiler, den ausgezeichneten Franziskaner, in die Verbannung getrieben. „Vorgestern morgen", meldet sie nach Regensburg am 5. August, „sind von den lieben Schwestern 18 nach Nord-

amerika abgereist. Die Würdige Mutter begleitet sie nach Rotterdam. Gott geleite sie gnädig so gut wie die früher Abgereisten, denen es dort auch im allgemeinen sehr wohl geht, wenn sie auch hie und da noch nicht ohne alle Sorge leben können. Man hatte 22 verlangt, es waren aber nur 18 disponibel, da die Würdige Mutter für Böhmen und Belgien, wo sie Häuser gegründet, auch mehrere Schwestern nachschicken muß. . . . Unsere liebe Schwester Chrysostoma ist hier und arbeitet im Garten sehr fleißig. Sie hat Hände wie ein Taglöhner. Vor etwa acht Tagen war sie ein halbes Stündchen bei mir. Sie will so gern nach Chile, wohin aber erst im nächsten Jahre wieder einige Schwestern gehen sollen[1]. — Nun kann ich aber heut nicht mehr. Deine alte treue L."

Luisens letzter schriftlicher Gruß an ihr „vielgeliebtes Äppelchen" ist vom 14. Oktober. Schwester Chrysostoma hatte ihr sagen lassen, daß eine Sendung nach Regensburg abgehe, und da will sie denn wenigstens einige flüchtige Zeilen mit abschicken:

„Vor allem denn Dank für Dein liebes Briefchen vom August und das schöne Bildchen und den freundlichen Gruß durch Herrn Regens Bartscher, womit Du mich in diesen Tagen erfreut hast. Dieser Herr ist ein trefflicher, sehr frommer und ausgezeichneter Priester, den ich schon seit vielen Jahren kenne. — Deine Frage, ob ich denn nicht bald einmal wieder

[1] Ihr Wunsch ging in Erfüllung. Schwester Chrysostoma, mit ihrem weltlichen Namen Thusnelda Freiin v. Speth-Zwiefalten, kam mit andern Ordensfrauen nach Chile und hatte die Freude, als die Generaloberin Pauline v. Mallinckrodt zu einer Visitation der Ordensniederlassungen in Südamerika sich entschloß, diese auf der Fahrt zu den verschiedenen Ordensstationen der chilenischen Provinz zu begleiten. Ihre Tagebuchnotizen aus dieser Wanderfahrt sind mit lebhaften und anziehenden Schilderungen durchflochten.

zur Kirche gehen könne, kann ich nur beantworten, daß es eine Unmöglichkeit für alle Zeit ist. Mit Schmerz und Mühe schleppe ich mich wohl am Arm meines starken Mädchens und von der andern Seite auf einen Krückstock gestützt einige Schritte weit im Hause, aber nachher brauche ich lange Zeit, bis ich mich wieder in etwa erholt habe. Im September war meine Schwester 16 Tage hier, und da hat sie darauf bestanden, daß ich mit ihr dreimal ausgefahren bin. Da habe ich endlich einmal wieder wunderschöne Buchenwälder, Mallinckrodts Grab und die kleine schöne Meinulphuskapelle gesehen; aber jede Spazierfahrt kostet zwei Taler, das kann man doch nicht oft haben. Ich werde auf einem Stuhl bis an den Wagen getragen und dann hineingehoben, wo ich dann in halbliegender Stellung sitzen muß. . . . Meine Schwester grüßt herzlich." — Luise schließt mit den Worten: „Nun leb wohl, Liebste! Gottes Erbarmen helfe uns durch alles Schwere, was wir vielleicht noch erleben müssen. In den heiligsten Herzen Jesu und Mariä ist Friede. Deine L."

Die eben erwähnte Fahrt zum Grabe Hermanns v. Mallinckrodt in Böddeken war lange der Gegenstand ihrer Sehnsucht gewesen, wie Schwester Irmgardis berichtet, welche sie auch auf diesem Ausfluge begleitete. Luise wurde dort in der Kapelle des hl. Meinulph am Grabe des ritterlichen Streiters niedergesetzt, wo sie sich nun ihrer Andacht überließ. „Ihr ganzes Benehmen bei diesem letzten Ausfluge ihres Lebens hienieden bekundete eine so tiefe Sammlung und eine so enge Vereinigung mit Gott, als sei ihr Geist nur dort oben recht zu Hause, eine Stimmung, die ja auch all ihre herrlichen Dichtungen durchweht und die uns bei jenem Ausfluge ganz besonders ergriff. Auch sprach sie mit sichtlicher Rührung zu uns, daß sie nie gedacht hätte, daß ihr das Glück zu teil werden würde, das Grab des guten Herrn v. Mallinckrodt noch zu sehen; auch grüßte sie ganz bewegt

die andern Gräber, denn sie kannte die verschiedenen Familienmitglieder. Sie ließ sich verschiedene Blümchen und Blätter pflücken, um sie zu pressen. Das war die letzte Freude in der freien Natur." [1]

Es war ihr Abschied von der Außenwelt, und ein schönerer, ihrer würdigerer läßt sich kaum denken, als diese fromme Huldigung am Grabe dessen, der wie ein ritterlicher Glaubensheld mitten im Kampfe um die heiligsten Güter gefallen.

36. Müde bin ich, geh' zur Ruh.

(1876.)

Bald nach diesen kleinen Erlebnissen traten die Erscheinungen der Wassersucht wieder hervor, welche schon gegen Ausgang des vorigen Jahres sich gemeldet und ihre Seele mit Todesahnungen erfüllt hatten. Sie kannte den Charakter dieser Krankheit, die sie an so manchem Leidensbette beobachtet hatte, und war auf schwere Tage gefaßt.

Der Starkmut aber, mit dem sie auch diese letzten Leiden ertrug, diente denen, welche Zeugen waren, zur tröstlichen Erbauung. „Wie dankbar muß ich dem lieben Gott sein", schreibt eine dieser Freundinnen, „für die Eindrücke, welche ich während ihrer Leiden empfangen! Sie wollte sterben nach dem Willen Gottes; aber auch noch länger leiden mit ihm, der so viel gelitten, mit und für seine schwer bedrängte Kirche. Ihre Kraft zu starker, heldenmütiger Geduld schöpfte sie aus dem öfteren Empfange der heiligen Sakramente." [2] — Eine andere Freundin, die von Bonn aus die Kranke noch im November besuchte, schrieb nach ihrer Heimkehr an dieselbe: „Ach, daß Du so vieles dulden mußtest, Du arme

[1] Notizen der Schwester Irmgard, abgedruckt bei Bartscher, Tagebuch, Anhang 403.

[2] Mitgeteilt von A. Joachim a. a. O. 218.

liebe Luise. Aber welche Gnade, daß Du Dein Kreuz mit solcher Ruhe und Ergebung tragen konntest und daß die Gefühle des Vertrauens und der Liebe, die Du so wunderbar schön in Deinen Liedern ausgedrückt hast, so Dir selbst zur Wahrheit und andern durch Dich bewahrheitet werden. Der Gott, der Deine Jugend erfreut hat, er ist es, der Dich aufrecht hält, nun sich Dein Tag neigt." [1]

„Müde bin ich, geh' zur Ruh",
Sang ich in der Jugend Tagen.
„Schließe beide Augen zu!"
Wird nun bald der Tod mir sagen —
Herr, mein Gott, das walte du!

Sie fühlte, daß sie mit der Welt abzuschließen habe, und verlangte nach der letzten Ölung, die sie am 29. November mit tiefster Sammlung und Erbauung empfing. An diesem Tag, versichert Schwester Irmgard als Zeugin, sah sie einer Verklärten ähnlich. Auch die Oberin, ihre teure Pauline v. Mallinckrodt, wohnte der heiligen Handlung an und erfreute sie dabei durch die sinnvolle Bemerkung, daß sie in diesem Augenblick alle ihre früheren Schülerinnen repräsentieren wollte — wahrlich eine kleine Legion fürbittender Seelen! War es nicht, als ob der Segensstrom, der einstens von ihr auf so viele jugendliche Seelen ausgegangen, nun als Tau himmlischen Trostes auf sie selber niedersinke?

Wie sie schon jahrelang zur christlichen Bereitschaft für die letzte Fahrt sich gerüstet, so ordnete sie nun mit großer Seelenruhe ihre irdischen Angelegenheiten, bedachte jeden, den sie geliebt, mit einem Andenken, „verschenkte einen Teil ihrer Garderobe den Armen und teilte fast den Rest ihrer Kasse unter diese und die Armenseelen, für welche sie überhaupt alles aufopferte, was sie tat und litt" [2]. Einen schönen weißen

[1] Brief von Fräulein Henriette Reusch, 12. November 1876.
[2] A. Joachim a. a. O.

Spitzenschleier, welchen Luise einst bei der Ablegung ihres Glaubensbekenntnisses getragen, übergab sie ihrer Pflegetochter mit der Bitte, denselben in irgend ein katholisches Kirchlein zu kirchlichen Zwecken oder zum Schmucke eines Muttergottesbildes zu schenken. Der Schleier ruht jetzt in der Dorfkirche zu Berzdorf bei Brühl. Derselbe hat dort seine Verwendung an dem Gewande gefunden, welches ein Knabe als „Engel" trägt, der die Erstkommunikanten zum Tische des Herrn führt. Bei der Fronleichnamsprozession geht derselbe Knabe vor dem Sanktissimum einher.

Von ihren Verwandten nahm Luise in kurzen herzlichen Briefen Abschied, welche aber, so wünschte sie es, erst nach ihrem Tode abgeschickt werden sollten; aus fürsorgender Liebe bot sie alles auf, daß weder Schwester noch Neffe ihren Zustand erfahren möchten[1]. Dagegen ließ die treue Pflegetochter aus Köln es sich nicht nehmen, die liebe Kranke noch einmal zu besuchen und ihr ein letztes Lebewohl zu sagen. — Luise äußerte in deren Gegenwart, sie müsse sich noch einen Platz auf dem Kirchhofe kaufen. Als letztere nach einem Ausgang zurückkam, sagte sie ihr scherzend: „Lieb Täntchen, Du bist Gutsbesitzerin geworden, ich hab Dir Dein Landgütchen gekauft" (den Platz auf dem Gottesacker). Die Kranke freute sich ungemein darüber und sagte gerührt: „Eine wirkliche Tochter könnte keine größere Liebe zu mir haben, wie mein liebes Elischen; so reich war ich in meinem Leben noch nicht." Sie wollte sich auch eine Anzahl Bilder zu Totenzetteln (Gebetsandenken) kaufen; ehe sie es indes ausführen konnte, hatte ihr dieselbe Pflegetochter schon 400 Bildchen aus Köln geschickt. Luise besah sie mit dankbarer Freude und bezeich-

[1] Von hier an ist der Bericht der guten Schwester Irmgard „über die letzte Krankheit und den Tod Luise Hensels" unsere Hauptquelle, der wir mehrfach wörtlich folgen. Abgedruckt bei Bartscher a. a. O. 402—407.

nete der Schwester Irmgardis die Namen der Personen, an welche sie zu senden wären. Die Nachfrage war aber, wie sich nachher ergab, so groß, daß wohl anderthalb Tausend und mehr solcher Mementoblättchen verteilt worden sind. — Die Kranke war so vertraut mit dem Tode, daß sie alle Bestimmungen bis ins einzelnste selber traf. Sie sprach von den Begräbniskosten, von dem zu haltenden Gottesdienst. Sie wünschte recht einfach begraben zu werden; sie meinte, der Aufwand sei hier überflüssig und nütze der Seele nichts, das dadurch Ersparte könne den Armen zugewendet werden. Auf die Bemerkung der Schwester Irmgardis, es gingen aber viele Engelchen (weißgekleidete Kinder) mit, entgegnete sie: „Ja, wenn es nicht regnet, denn sonst möchten sich die Kinder erkälten. Sie müssen aber mit Kaffee und Löwentätzchen ordentlich bewirtet werden." Sie bestimmte dann die Zimmer dazu und die Personen, welche es tun sollten.

Bis zum 13. Dezember hatte sie noch immer auf einem Lehnstuhl gesessen. An diesem Tage schlief sie beständig, sie ahnte selber, daß dieses ein Zeichen des nahenden Todes sei. Am Abend des 16. empfing sie, obwohl sie tags zuvor kommuniziert hatte, die heilige Kommunion als Wegzehrung mit großer Andacht. Ihre einzelnen Äußerungen bekundeten, daß sie stets mit Gott innerlich verkehrte. Bald darauf sagte sie: „Warum betet man denn die Sterbegebete nicht und zündet die Sterbekerze nicht an?" Als man ihr aber bedeutete, daß es noch nicht so weit sei, war sie wieder ruhig. Sie kannte jeden aus ihrer Umgebung und dankte allen mit großer Rührung für die Liebe, die man ihr bewiesen. Wie sie in ihrem Leben für jeden kleinen Liebesdienst dankbar gewesen, so dankte sie jetzt noch für die geringste Kleinigkeit, wenn auch mit sichtbarer Anstrengung. Oft erhob sie in freudiger Erregung ihre beiden Hände und sagte mit Tränen: „Ach, bald ist es aus, dann kann ich fliegen. Wie freue

ich mich, so manche teure Freunde und Verwandte, die mir vorangegangen sind, wieder zu sehen!" „Möchte ich doch", sprach sie zu andern Malen mit Innigkeit, „mein Fegfeuer abbüßen dürfen in der Kirche vor dem heiligen Sakramente, wie so manche arme Seelen!" War doch die Anbetung des Allerheiligsten in der Kirche das Ziel ihrer heißesten Sehnsucht während der ganzen Dauer ihres Lebens. Auch sagte sie öfters zu ihrer guten Pflegerin: „Wenn ich erst dort oben bin, dann werde ich viel für Sie beten; wie schön mag es im Himmel sein, dort werde ich für alle beten." Nochmals bestellte sie Grüße an alle ihre Freunde und Bekannten. Gar rührend war ihr letztes lautes Gebet am Vorabend ihres Heimgangs. Sie dankte dem lieben Gott für alle empfangenen Gnaden und Wohltaten ihres ganzen Lebens und schloß mit einer innigen Bitte für alle, die ihr im Leben nahe gestanden und Gutes erwiesen. Dies war Sonntag, 17. Dezember.

Dann kam die letzte Nacht und mit ihr der letzte heiße Streit. Am Morgen des 18. Dezember gegen 9 Uhr begann der eigentliche Todeskampf, welcher allem Anschein nach sehr schwer war. Aber herzhaft war auch ihre Geduld und Ergebung. Eine sichtliche Freude machte der Leidenden die Gegenwart der ihr so teuren Oberin, die an diesem Tage fast nicht von ihrem Bette wich. Neben der Würdigen Mutter knieten, die Scheidegebete sprechend, die pflegenden Schwestern, einige Freundinnen und Herr Regens Bartscher, der der Sterbenden den letzten Trost der Kirche gespendet. Obschon ihre ernsten, meist staunenden Blicke deutlich bekundeten, daß sie hart kämpfte, so waren die letzten Augenblicke ihres irdischen Lebens ruhig und sanft. Ihr Übergang, sagt Herr Regens Bartscher, war so sanft, daß der Augenblick des Scheidens nicht sofort bemerkt und das Scheidegebet noch fortgesetzt wurde, als der Tod bereits eingetreten

war. So entschlief sie gegen 10 Uhr vormittags unter den Gebeten der Umstehenden und dem Segen des Priesters.

Eine treue, herzhafte, christliche Heldin hatte ausgekämpft.

Ihre Leiche sah einer friedlich Schlummernden ähnlich. Ihren Anzug hatte sie selbst vorher bestimmt. Sie lag da, jungfräulich geschmückt mit dem Brautgewande, mit Schleier, Myrtenkranz und Rosmarin, den sie selbst hierfür gezogen.

Zwei Tage danach, am 20. Dezember, trug man ihre irdische Hülle in feierlichem Geleite zur letzten Ruhestätte. Es war ihr Wunsch, nach dem Tode so gebettet zu sein, daß ihre gebrochenen Augen noch immer nach der Kirchhofkapelle gerichtet seien. Soviel wie möglich ist diesem Wunsche entsprochen worden. — Auf dem Friedhof von Paderborn ruht Luise Hensel von ihrem langen und arbeitsvollen irdischen Tagewerke aus.

Ein reiches Leben hatte seinen Abschluß gefunden, das viel Liebe empfangen, aber noch mehr gegeben. Und doch ist dieses Leben so ganz anders verlaufen, als sie sich gedacht, gewünscht und geplant. Darin sollte sich eben die Größe ihrer Seele bewähren.

Was nur den Auserwählten gelingt — „von allen Lebensproben die sauerste", hat sie mit der himmlischen Gnade in langem Ringen bestanden: sich selbst zu besiegen. Heiß, viele Jahre lang hat sie nach dem Kloster gestrebt; im Dienste eines Ordens ihr Leben aufzuopfern, war ihr Herzenswunsch, ihr Höchstes, war ihr als der Hafen ihres Glückes erschienen. Zu verschiedenen Malen machte sie den Versuch, in eine religiöse Gemeinschaft einzutreten, und jedesmal wurde ihr Vorhaben durch unüberwindliche Hindernisse vereitelt. Sie hat sich viel darüber gegrämt, bis sie erkannte, daß die ihr anvertrauten Talente nicht in der Abgeschlossenheit des Klosters, sondern in der Vielförmigkeit des Weltlebens zur Entfaltung

gelangen sollten, ja daß sie vielleicht vermöge ihres Naturells, wie ihr Bruder und die Freundin Apollonia meinten, für das Kloster nicht geschaffen sei. Durch wiederholte Enttäuschungen lernte sie erkennen, daß Gott anderes mit ihr vorhatte, und sie hat sich dann mit Ergebung darein gefügt. „Gottes Wege sind oft dunkel, gewiß doch immer zum Lichte führend" — schrieb sie später, im Rückblick auf solche Erfahrungen, an eine gräfliche Freundin.

Wie alle Seelen, denen ihre Berufswahl durchkreuzt worden, hatte sie eine Zeit der Unruhe, der Not, des Unbehagens durchzufechten, über die sie nur nach hartem Kampfe triumphierte. „Mit einem glühenden, viel fordernden Herzen begabt"[1], empfand sie ohnehin alle schweren Schickungen tiefer als tausend andere. Sie strebte nach der Abkehr von der Welt, und sah sich zu einem vielbewegten Wirken und Wandern in der Welt verurteilt; sie verlangte nach der ruhigen Stetigkeit eines festen Berufslebens, und der Wechsel war ihr Los. Sie lebte alle Not und seligen Ungestüm, all die unverstandene Sehnsucht des Herzens durch, bis sie von sich sagen konnte: „Wie Gott will! Er hat sehr oft anders gewollt als ich während meines langen Lebens, und da war ich jedenfalls der Teil, der nicht das Richtige gewollt. Gottes Friede mit uns allen!"[2]

Dieser Friede war ihr geworden und ist bei ihr geblieben bis ans Ende ihrer Tage. Wenn darum von anderer Seite gesagt worden, Fräulein Hensel habe des inneren Friedens entbehrt, so ist das eine Behauptung, deren Haltlosigkeit, wie wir gesehen haben, aus dem eigenen Zeugnis der Verewigten, aus ihren Briefen, aus allem, was wir über ihr Reden und Tun zu berichten hatten, für den unbefangenen

---

[1] Ihre eigenen Worte bei Schlüter 14.
[2] Bei Schlüter 169. Vgl. auch 108.

Leser sich von selbst ergibt. Mündliche und schriftliche Bezeugungen einer großen Zahl glaubwürdiger Personen, die ihr nahe gestanden, ja ihr unbegrenztes Vertrauen genossen, versichern uns übereinstimmend das gleiche. Und ihr wahrhaft christlicher Tod hat diesem Zeugnis nur das Siegel aufgedrückt.

Freilich lebte sie recht eigentlich in der Furcht des Herrn, und je mächtiger der Gedanke an die unendliche Heiligkeit Gottes, der ihr von Jugend auf vor Augen stand, ihre Seele erfüllte, um so tiefer erfaßte sie das Gefühl ihrer eigenen Unwürdigkeit und des Mangels an verdienstlichen Werken. Es ging ihr nicht besser als so vielen Größeren, die auf den Höhen christlicher Aszese nach innerer Heiligung rangen.

„Excelsior!" ist der Stern und Wahlspruch gottminnender Seelen. Auch Luise Hensel hatte ihn unverwandt im Auge. Wenn sie nun diesem hohen Ziele nicht so nahe rückte als der Drang ihrer sehnsüchtigen Seele verlangte, wenn im Auffluge Stunden der Ermattung kamen, dann traten jene Stimmungen der Entmutigung, der Selbstanklage ein, „der Sehnsuchtslaut der seufzenden Kreatur in den Ängsten der Irdigkeit", wovon ihre Tagebücher und auch manche Briefe zeugen. Aber es waren nur vorübergehende Momente, Stunden der Prüfung, wie sie die Vorsehung gerade ihren Lieblingen zu bereiten pflegt, um sie auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu bringen. Ebensogroß wie ihre Demut war auch ihr Gottvertrauen. Bald gewann ihr tapferer Geist wieder die Oberhand, die ungebrochene Spannkraft kehrte wieder, und in neuem Aufschwung erhob sich die himmelwärts strebende Seele: „Excelsior!" —

„Laß Dich das nicht betrüben, es ist ein Faden in allen Dingen", hatte ihr Brentano einstens (1833) tröstend geschrieben, als ihre Pläne wieder einmal so unerwartet vereitelt worden. Und wie ihr Dasein nun abgeschlossen vor

uns liegt, ist die innere Harmonie desselben, der Silberfaden einer durch alles bunte Stückwerk hindurchschimmernden Stetigkeit, nicht zu verkennen.

Wohl war er äußerlich unruhig, dieser Lebensgang, aber trotz der anscheinenden Zerstückelung fruchtbar und gesegnet, weil sie jede Stellung ehrlich ausfüllte und durch ihre ideale Auffassung verklärte, weil sie alles, was ihr die Vorsehung auch gegen ihren Wunsch zuwies, wie eine heilige Berufssache ergriff, als einen Gottesdienst erfaßte: in Gehorsam und Liebe.

Demütigen Sinnes erkannte sie auch immer mehr die höhere Führung in diesem ihrem Leben. Was sie selbst vergeblich angestrebt, sah sie in einer Schar ausgezeichneter Jüngerinnen verwirklicht, vervielfältigt. Der Same, den sie in jugendliche Herzen ausgestreut, ist wunderbar aufgegangen. Gerade ihre Lieblingsschülerinnen wurden fast alle Ordensfrauen und Zierden ihrer Kongregationen und trugen den Segen christlicher Gesittung und christlicher Liebe in die Länder der Alten und Neuen Welt. Ihr war es beschieden, Wegweiserin und Wegbereiterin zu sein, und sie hat sich in gehorsamer Entsagung in ihr Los gefügt. Wie jene Brückenbrüder der christlichen Vorzeit stand sie demütig am Ufer, um andern pilgernden Menschenkindern hinüber ans sichere Ufer zu helfen, bis es ihr, gleichsam zum Lohne schon hienieden, zuletzt vergönnt war, ihren Lebensabend wenigstens im Frieden eines Klosters zu beschließen. Im Buch des Lebens aber wird es aufgezeichnet sein, wie vielen Seelen sie überhaupt — durch Wort und Lied und Beispiel — den Keim des Glaubens eingesenkt oder neu belebt, den Brunnquell sittlicher Ideen zugeführt, Licht, Trost und Freude ins Herz gegossen.

Nihil vincit, nisi veritas,
Nihil salvat, nisi caritas!

So lauten die Worte, die sie sich als Losung auf den Umschlag ihrer Schreibmappe gesetzt. Dieses Losungswort war der Leitstern, dem sie folgte.

Der Liebe zur Wahrheit, ihrer innigen Glaubensüberzeugung, hat sie in jungen Jahren schon das schwerste Opfer ihres Lebens gebracht. Der Signatur unseres Zeitalters, dem ganze Schichten durchdringenden Egoismus, dem Grundsatz moderner Ethik: „Mache dich selbst geltend!" setzte sie das Beispiel der Selbstverleugnung und werktätiger Liebe entgegen. Der Gang ihres Lebens, vom Anfang bis zum Ende betrachtet, ist eine lange Kette uneigennütziger Liebestaten. Der Geist des Opfers beseelte ihr ganzes Wesen, das seine innerste Kraft aus der Liebe zum himmlischen Königssohne schöpfte.

Personenregister.

A.

Ahlborn 260 288—290.
Alertz 255—256.
Altenstein v. 140 276.
Ambrosia, Schwester 496.
Arck 393.
Arnim, Frau v. 97 282.

B.

Bartmann, Chr. 344.
— Elise (Frau Schülgen) 336 341 343 352 412 497 500 507.
— Wilh. 336 426—427.
Bartscher, F. 88 134 465 503 509.
Berger, L. 39 86—87 312.
Bernstorff, A., Graf 111 112.
Bertinetti 415—416.
Binterim 139 304 305.
Bode 24.
Bönninghausen 123 125.
Brentano, Bettina 282 323.
— Chr. 71 83 97 241.
— Emilie 401—403.
— Klemens 38 56—71 73 bis 77 83 86 93—98 110 113 121—122 137 147—151 166 177 179 188 195 197 198—202 206—208 219 221 bis 222 235—242 244—246 260—263 281—283 286—290 309 315—319 321—324 330 bis 335 401—405 512.
Brinkmann 300.
Brüggemann 140.
Brühl, Fr., Graf 297.
Bülow, Amalie v. 38 55.
— F. v. 38 55.

C.

Capistran, P. 445.
Caspar, J. 274.
Catalani 127.
Chamisso 35 37 279 394.
Chezy, H. v. 35 45 46—47.
— W. 46 357.
Chrysostoma, Schwester (geb. Freiin v. Speth) 494 500 503.
Clausewitz, M. v. 291—297.
Cordier, A. v. 354—355 358 bis 361.

D.

Deharbe 364.
Deinhard 140.
Des Bordes 371 449.
Devens, A. 243 471 483.
Devis 357.
Diepenbrock, Anton 147 199 239.
— Apollonia 147—151 167 187 199—204 239 253 bis 254 307 322 379 381 384 390—401 402 405—407 415 423—427 429—431 452 455 460 463—464 469 476 478 bis 479 481—483 493—495 497—504 511.
— G. 199.
— Lisette 147 391.

Diepenbrock, M. v., Kardinal 208 214 235—238 368 369 bis 372 377 389—393 453 bis 454 476.
Dietz, Hermann Joseph 196 bis 210 218 321 333 403.
Doll, S. 198 220—226.
— Th. 198 204 220 226.
Döllinger 310.
Droste, Annette v. 376 449 452.
— Kaspar v. 126.
— Klemens Aug. v. 191 302 304 341.
Durst, Prof. 138—140 201.

E.

Emmerich, A. Katharina 93—95 97—98 104 108 113 119—125 146 151 164—166 176—186 194—195 204 239 241 260 501.
Enke 24.
Everken, Marie s. Schmidt.

F.

Felgenhauer, P. v. 204—211 241.
Fey, Euphrasia (nachmals Oberin der Schwestern vom guten Hirten in Aachen) 244.
— Klara 243 248 443 468.
— Netta 243 244 248 469.
Fischer, N., Propst 259 273 277 300.
Fisenne v. 255.
Fontanes, Berta 366 369 375 bis 378 381.
Förster, Friedr. 76—77.
— Heinrich 405—407.
— L. 76 119.
Franziska, Priorin 137 186 202.
Freiligrath, F. 458.
Freyberg, K. v. 313.
Friesen, H. Frhr. v. 154—155.
Fröhlich, K. 389.
Fugger, Ant., Gräfin 495.

G.

Gellert 26.
Gerlach, Leop. v. 38 430.
Gerlach, Lud. v. 38 55 87 98 bis 101 107.
Gneisenau, Gr. v. 39—45 292 405.
— H. v. 40 297.
Gontard, v. 11 158.
Görres, G. 344.
— J. 196 207 309—310.
Goßler, Th. 213.
Götze, A. W. 55.
Granderath 140.
Gröben, L. v. 111 112.
Grote, L. 458.

H.

Haan, Christine 331.
— Elise 331 351.
— H. A. 412.
Hahn-Hahn, Gräfin 371 376.
Hammersen 383.
Hartig 318.
Haxthausen, L. v. 498.
Helwig, A. v. 42—44.
Hensel, Fanny (geb. Mendelssohn) 86 257 266—267 272 299 312 320 323 346 347.
— Karoline 3 4 12 18 22 50 71—72 92.
— Ludwig 2 3 9 18 19 85 321.
— Luise (Frau, geb. Trost) 2 3 9 10 17 20 27 47 71—75 80 89—90 105 113 127 158 bis 160 191 223 231 234 257—260 281—287 291.
— M. 19.
— Sebastian 263 281 320 323 346 387 442 447.
— Wilhelm 6 17 22 28 31 bis 35 46 55 60 73 119 127 145 155—156 161 174 189 191—193 215—219 226 234 bis 235 257—259 263—266 281 283 300 304 312 318 320—321 323 336 346—350 359 361—363 370 372—373 390 423 431—441 445—447 511.
— Wilhelmine (Minna) 9 17 22 46 72 128 158—159

169 234 257—260 283 291 300 302 312 345 347 360 373 380 401 432 454 483—484 499 504.
Hensing, B. 174—176 191 219 256 349 352 360 381—382 481.
Hermes, Daniel 54—55.
Herrmann, M. Ursula 406.
Heyden, J. v. 243.
Hilgenberg 182.
Hirn 167 201 331.
Hitzig, E. 35—37 280—281.
Höfflinger, W. v. 191.
Hoffmann, E. T. A. 35—36.
Holtei v. 154.
Hüffer, Alfred 383 416 477.
— Berta 383 416 488 490.

J.

Jacob, G. 399 400.
Jarcke 235 278 280.
Jeiler 444 502.
Imhoff, A. v. 42
Joachim, A. 300 462 498.
Jochner, Marie 309.
Irmgardis, Schwester 496—500 503 507.
Julius, N. 439 448—449.
Junkmann 499.

K.

Käser, Therese v., Frau 395 397 400 495.
Katerkamp 224.
Keiter, H. 457.
Kellermann 167—168.
Kerz v. 140—141 262.
Kielmannsegge, N. v. 364.
Kleist, G. v. 319 328.
Kletke 454.
Körner, Theod. 32 76.
Küster 26 82 105.

L.

Lasaulx, Amalie v. 469 477.
Lieber, Frau (geb. Windischmann) 201.
Liese, Rosina 229.
Linder, Emilie 309 319.
Lomessen, A. v. 243 247 249.
Luise, Königin 10 21.

M.

Mallinckrodt, Hermann v. 494 504.
— Pauline v. 242 249 456 486—490 503 506 509.
Masset, A. (Frau Otto) 243 412.
Massow, J. v. 422 458.
Meiners 179 182.
Mendelssohn, Abraham 267 bis 271 288.
— Fanny s. Hensel.
— Felix 266—267 271 320 347.
— Henriette 257 272—273.
— Rebekka 267 346.
Merlo, Sibylle 243 305 329 bis 331.
Meulen, A. van der 333 334 347 404.
Mnioch 279.
Monica 458.
Montgelas, H. Gr. 306—314.
Mörl, M. v. 286 288.
Moscheles 269.
Mühlen, von u. zur 274.
Müller, A. 43.
— W. 38—39.

N.

Nell, G. 207 241.
Nelleſſen, L. A. 229 230—231.
Nergert 172.
Neumann, M. 114 194 215.
— W. 114 279.
Nicolay, Frau 224 227 229 bis 230 247.
Niesing 179 201.

O.

Obstfelder, v. 55 346.
Olfers, Hedwig v. (geb. v. Stägemann) s. Stägemann, Hedwig v.

Olfers, J. F. M. v. 324.
Overberg, Bernh. 115 120 129 138 167 187—188 190 222.

P.

Patzack 410.
Peez, Klara 317 427.
— Marie 214 303—304 317.
Pertz, G. 40 44.
Pfeilschifter 453.
Phillips, Charlotte 262 276 bis 277 280 286 309 311 313 319 324 439.
— George 276—277.
Piaste, Emilie 37 55 126 128 bis 129 134 136 162 163 171 189 192 208 228 235 279 393—394.
— Lotte 37 279.
Picconi, C. 217.
Pocci, Graf 310.
Pohl, Marie 407—410 413—418.
Prand, A. 311 314.
— Jos. 311 314.
Proff, A. v. 354 357.

R.

Radowitz, J. v. 277—279 288 304 307 393 491—492.
— Marie v. 278—279 288 303 307 332 342—346 491—492.
Radziwill, Leontine, Fürstin v. 301.
— Luise, Fürstin v. 296—297.
— M. Fürstin v. 301.
Räß, Andreas 214—215.
Reinkens, J. H. 134 461—462 475—477.
Reusch, H. 505—506.
Reventlow, Gräfin 436.
Richard, E. 248.
Ringseis 310.
Rochs, F. 71 141 192—194.
— Rudolf 160 162 170 175 bis 176 191 192—194 224 282—283 323 332 342.
Ruland 453.
Rumohr 163.

S.

Saaling, Marianne 275 277 300—302 393.
Salm-Reifferscheidt, Fürst 111 bis 112 122 169.
— Fürstin 111—112 114 120 123—125 142—145.
— Eleonore, Prinzessin 114 117.
Savigny, K. F. v. 422 432.
— Kunigunde v., Frau 287 323 420—422 434 441 443.
Schaffrath 337 340.
Schervier, Franziska 243 249 443.
— Kl. 243.
Schinkel 97 324.
Schlabrendorff, Emilie, Gräfin 373—375.
Schlegel, Dorothea 270 288 307 320.
Schlosser, Frau Rat 274 303 306—307 315 317.
Schlüter, Chr. 173 228 251 253 259 266 286 299 304 338 342 344 363—364 366 376 381 385 389 415 428 432—436 441—443 446 449—453 462 474—475 511.
Schmidt, Marie (geb. Everken) 243 247 418—419 434.
Schmising-Kerssenbrock, Chr. v. 370.
— Julia, Gräfin v. 169 175 226.
Scholastika, Schwester 312 314.
Schröder 171 382.
Schülgen, Frau 336 341 446 467—468 470 472.
Schulten 140.
Schwarzenberg, Kard. 367 bis 368.
Schwenger, G. 382 480—482.
Sebastiani 271.
Sendtner 321.
Settegast, Karoline 206 207 403 413 481 498.
Seyfried 311.
Spee, Fr. v. 75.

Stägemann, Aug. v. 38 57.
— E. v. 37 45.
— F. A. v. 37 57 62 66.
— Hedwig v. (Frau v. Olfers) 32 35 37—44 45 58 115—119 324 386 420 479.
Steffens, Klara 279 323.
Steingaß, Marie 309.
Steinle, E. 322.
Stillfried, A. v. 410.
Stöger, J. N. 358 460.
Stolberg, Amalie, Gräfin 162 215 341.
— Andreas, Graf 163.
— M. Th., Gräfin 161 216.
— Paula, Gräfin (Freifrau v. Ketteler) 162 170 233 439.
— Sophie, Gräfin 111 143 bis 144 151 157—158 160 bis 170 172—173 175 215 bis 216 224 226 228 231 bis 234 252.
Storck 451.
Streber 311.

T.

Taube, Ambrosius 69 80 91 103 105.
Thissen 388.
Tieck, Dorothea 152—158 298 bis 300 324—329.
— Ludwig 152 324 328.
Trost, Chr. Th. 2.
Trost, Ida 168—170 198 311 314.
— K. 3 11 18 168.

V.

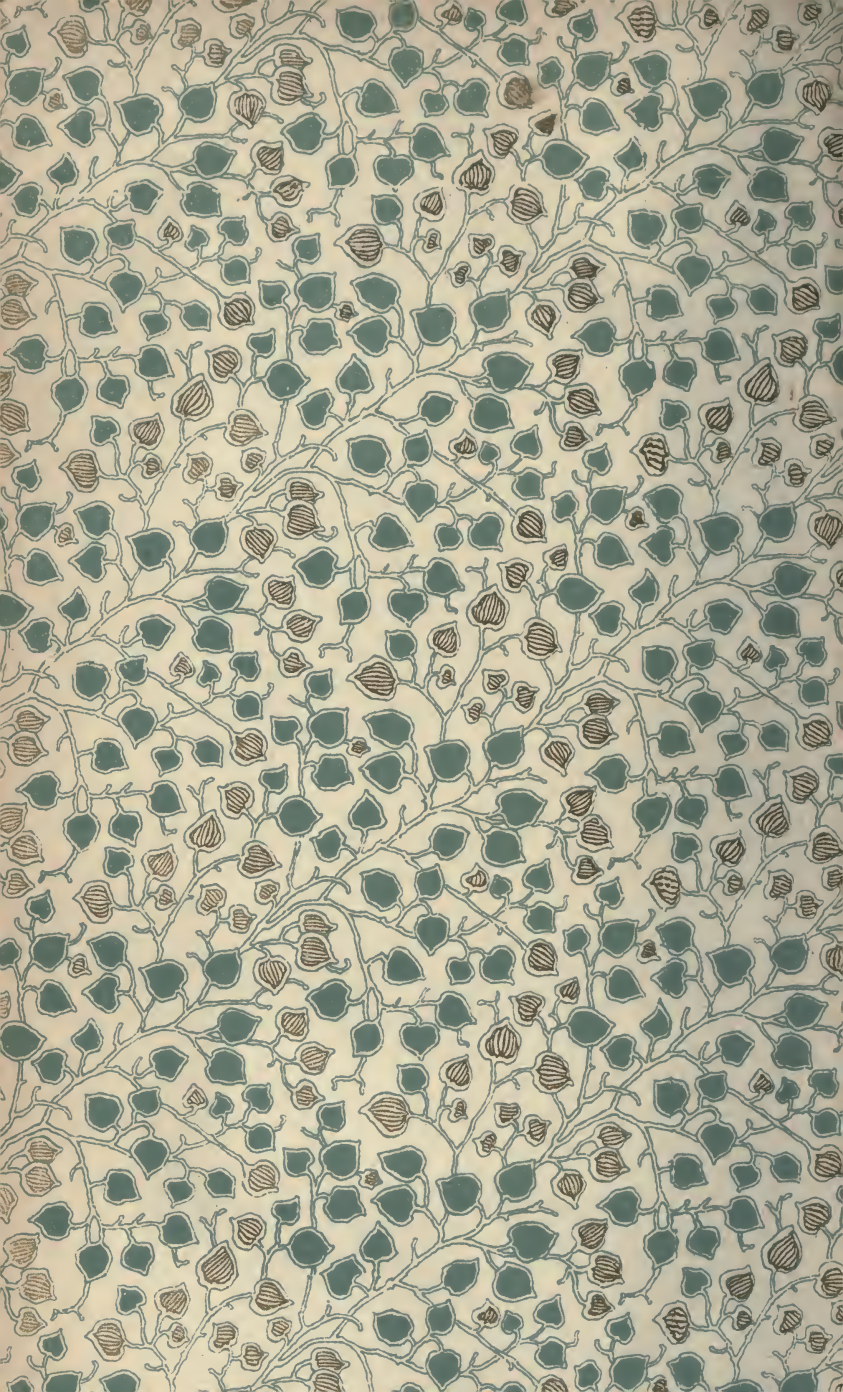
Veit, Flora 416.
— Joh. 270 417.
— Ph. 270 320.
Veith, Em. 367.
Verflassen, M. 208 344 498.
Vill 341.
Von der Bank 315—317.

W.

Wackernagel, Ph. 319.
Waldburg-Zeil, Georg v. 412.
Waldenburg, Mathilde v. 361 bis 365.
Walter, Frau 201.
Werther, Frhr. v. 79 420.
— Freifr. v. 79 80 114.
— Josephine v. 79 80 108 113 420.
Windischmann, Fr. 316.
— K. H. 137 201.
Wüsten, H. 129 130 140 189 201 256.
Wybel, v. 184.
Wynen, Th. 439.

Z.

Zimmermann, Hannchen 118 bis 119.



UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU, Boston